



**Autobiographische Episoden**  
2. Auflage 2024

**Wolfram Laaser**

**Impressum:**

Jacobs Publishing House

Dr. Hans C. Jacobs

Am Prinzen Garten 1, D-32756 Detmold, Germany

Phone: 0049 5231 6161885,

Email: [info@jacobs-publishing.com](mailto:info@jacobs-publishing.com) and [info@jacobs-verlag.de](mailto:info@jacobs-verlag.de)

Copyright 2024 by Jacobs Verlag

ISSN: 2942-5123

DOI 10.61034/JGPOH-2024-14

Für die 2. Auflage von Wolfram Laaser: Wie ich wurde, oder meine, geworden zu sein (2024) ist rechtlich nur die deutsche Fassung relevant. Bei Übersetzungen in andere Sprachen kann nicht immer die exakte Bedeutung des deutschen Originaltextes garantiert werden, obwohl das von uns verwendete Übersetzungssystem wahrscheinlich das beste verfügbare ist.

## **Vorwort**

Das Fernstudium hat nach dem zweiten Weltkrieg einen rasanten Aufschwung erlebt und ist nicht nur in Deutschland, sondern heute in fast allen Ländern der Welt eine wichtige Komponente des Bildungssystems. Diese Entwicklung wird humorvoll nachgezeichnet anhand von autobiografischen Episoden aus dem Leben eines Fernstudienexperten und Medienspezialisten. Der Autor beschreibt dabei nicht nur die Genese theoretischer Konzepte, sondern nimmt den Leser auch mit auf eine Reise durch zahlreiche Länder dieser Welt in denen er zu akademischen Lehr- und Beratungstätigkeiten eingeladen war. Den Hintergrund der Biographie bildet seine Formation als Wirtschaftswissenschaftler, die es ihm erlaubte, in Lehrsoftwareprojekten und audiovisuellen Produktionen Lehrinhalte neu darzustellen.

Dr. Wolfram Laaser

Studium der Volkswirtschaftslehre

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Weltwirtschaft in Kiel

Promotion an der Technischen Universität Berlin

Akademischer Direktor an der Fernuniversität in Hagen

Onlinelehre: Finnland, Spanien und Argentinien

## **Foreword**

Distance learning experienced a rapid upswing after the Second World War and is now an important component of the education system not only in Germany but in almost all countries in the world. This development is humorously traced using autobiographical episodes from the life of a distance learning expert and media specialist. The author not only describes the genesis of theoretical concepts, but also takes the reader on a journey through numerous countries around the world to which he was invited to do academic teaching and consulting work. The background to the biography is his formation as an economist, which allowed him to present teaching content in new ways in teaching software projects and audiovisual productions.

Dr. Wolfram Laaser

Studied economics

Researcher at the Kiel Institute for the World Economy

PhD at the Technical University of Berlin

Academic Director at the Fernuniversität in Hagen

Online teaching: Finland, Spain and Argentina

## Inhaltsverzeichnis

- Episode 1 **Kindheit und Jugend**
- Episode 2 **Das Haus am Hundekehlesee**
- Episode 3 **Lehrzeit**
- Episode 4 **Meine erste große Reise**
- Episode 5 **Heirat und Umzug nach Kiel**
- Episode 6 **Studium in Kiel**
- Episode 7 **Verwandtenbesuch**
- Episode 8 **Von Marseilles nach Marrakesch**
- Episode 9 **Ökonom am Institut für Weltwirtschaft**
- Episode 10 **Assistent in Berlin**
- Episode 11 **Ferien in Frankreich**
- Episode 12 **Promotion**
- Episode 13 **Arbeitslosigkeit und Bewerbungen**
- Episode 14 **Entscheidung**
- Episode 15 **Die FernUniversität und das ZFE**
- Episode 16 **Der Ton macht die Musik**
- Episode 17 **Wissenschaftliche Lehrfilme, ein unbekanntes Medium**
- Episode 18 **Zwischen Ökonomie und Educational Technology**
- Episode 19 **Kommunikationsprobleme**
- Episode 20 **Impressionen aus Kuba**
- Episode 21 **Auf den Spuren Hemmingways**
- Episode 22 **Strandleben in Ibacoa**
- Episode 23 **Santiago de Cuba**
- Episode 24 **Lehrtätigkeit in Frankfurt**
- Episode 25 **Wieder zurück**
- Episode 26 **Regeneration mit Sport und Musik**
- Episode 27 **Wir gehen auf Sendung**
- Episode 28 **Visiting Fellow in Australien**
- Episode 29 **Akademische Riten**
- Episode 30 **Linksverkehr**
- Episode 31 **Heron Island**
- Episode 32 **Bali**
- Episode 33 **Die Tojaras von Rantepao**
- Episode 34 **Ein Lied in Surabaya**
- Episode 35 **Angst in Yogyakarta**
- Episode 36 **Weltkonferenz in Melbourne**
- Episode 37 **Indonesien zum Zweiten**
- Episode 38 **Im Land der Dajaks**
- Episode 39 **Indonesische Gastfreundschaft**
- Episode 40 **Myanmar**
- Episode 41 **Ein Tag und eine Nacht in Bangkok**
- Episode 42 **Australien zum Dritten und der Mann mit dem Bumerang**
- Episode 43 **Gegenwind**
- Episode 44 **Zwischen Ökonomie und Educational Technology**
- Episode 45 **Seminare und Konferenzen in Venezuela**
- Episode 46 **Angeln von Piranhas und Flugübungen**

- Episode 47 **Der fast verpasste Flug**
- Episode 48 **Erdöl in Maracaibo**
- Episode 49 **Zuerst kommt der PC, dann das WWW**
- Episode 50 **Neue Medien**
- Episode 51 **Der Besucher aus Argentinien**
- Episode 52 **Ich lerne das Land kennen**
- Episode 53 **Auf dem Weg zu meinem Onkel Julio**
- Episode 54 **Die Anden**
- Episode 55 **Cordoba**
- Episode 56 **Cordoba, Rio Cuarto, Tucumán, Salta**
- Episode 57 **Über die Anden nach Santiago de Chile**
- Episode 58 **Über die Grenze nach Peru**
- Episode 59 **Auf dem Pfad der Inkas nach Machu Picchu**
- Episode 60 **Bogota-Caracas-Bogota**
- Episode 61 **Atempause in Ecuador**
- Episode 62 **Chile**
- Episode 63 **Zurück in Cordoba**
- Episode 64 **Zum Ende der Welt**
- Episode 65 **Die DSE Workshops in Kenia**
- Episode 66 **Hakuna Matata**
- Episode 67 **Mit Matatus unterwegs in Kenia**
- Episode 68 **Videoproduktion in Medellin**
- Episode 69 **Neue simultane Kommunikationsformen**
- Episode 70 **Eine Einladung aus Japan**
- Episode 71 **Die Konferenz in Chiba**
- Episode 72 **Mit dem Zug in Richtung Fujiyama**
- Episode 73 **Hiroshima und Miyashima**
- Episode 74 **Eine kleine alte Stadt**
- Episode 75 **Der alte Kanal in Kyoto**
- Episode 76 **Die Kaiserstadt Nara**
- Episode 77 **Wieder in Tokyo**
- Episode 78 **Erdbeben und eine tote Boa in Costa Rica**
- Episode 79 **Mein erster Hai**
- Episode 80 **Mayas, Mariachis und ein Gedicht**
- Episode 81 **Monterrey und Guadalajara**
- Episode 82 **Chichén Itzá und Cozumel**
- Episode 83 **Der Kupfer-Canyon und die Kontinentalplattformen**
- Episode 84 **„Tlaquepaque es bonito“**
- Episode 85 **Auf dem Weg zu einem kompletten Campusmanagementsystem**
- Episode 86 **Eine sehr teure Reise nach Indien**
- Episode 87 **Publikationen und Gutachten für eine Universität in Indien**
- Episode 88 **Eine Konferenz und viele Universitäten**
- Episode 89 **Von Delhi nach Taj Mahal**
- Episode 90 **Entwicklungsprojekt für die Al Quds Open University in Palästina**
- Episode 91 **Eine virtuelle Universität für Syrien**
- Episode 92 **Eine Demonstration der Machbarkeit**
- Episode 93 **Online Kurse und Betreuung von Abschlussarbeiten der Maestria**
- Episode 94 **Brasilien, ein Land der unbegrenzten Abenteuer**
- Episode 95 **Beratungstätigkeit**

- Episode 96 **Bangkok und der Ausflug nach Pattaya**
- Episode 97 **Von Bangkok nach Beijing**
- Episode 98 **Eine Konferenz in Shanghai**
- Episode 99 **Shanghai, alt und neu**
- Episode 100 **Ein Workshop mit Studenten**
- Episode 101 **Mit dem Bus nach Lu Dzi**
- Episode 102 **Die drei Schluchten mit einem chinesischen Reisebüro**
- Episode 103 **Abschied von Shanghai**
- Episode 104 **Auch Hongkong ist China**
- Episode 105 **Digitalisierung, Virtuelle Universität und Globalisierung**
- Episode 106 **Interkulturalität**
- Episode 107 **Der Stellenwert von Pool Billiard**
- Episode 108 **Fernstudium im Ostblock**
- Episode 109 **Eurasia Konferenz und neue Kontakte**
- Episode 110 **Fernstudien in den Vereinigten Staaten**
- Episode 111 **„Do You know what it means to miss New Orleans“**
- Episode 112 **Anpassungstendenzen an der FernUniversität**
- Episode 113 **Neue Herausforderungen**
- Episode 114 **Ein enttäuschendes Verfahren**
- Episode 115 **Alles hat ein Ende nur die Wurst hat zwei**

## Episode 1 *Kindheit und Jugend*

Etwas ungewöhnlich waren der Ort und die Zeit, in die hinein ich geboren wurde. Der Zweite Weltkrieg neigte sich bereits dem Ende entgegen. Die schwangeren Frauen wurden aus dem von Bomberangriffen überrollten Berlin evakuiert. So wurde ich als Sohn von Rudolf und Ingeborg in dem kleinen Städtchen Arnstadt in Thüringen geboren und nicht in Berlin.



### *Die Eltern*

Nach Kriegsende musste die kleine Familie - Mutter, Großmutter, mein Bruder und ich - wieder zurück in das zerstörte Berlin. Auf dem Treck hatten sie sich mit einer Frau und Ihren fünf Kindern zusammengetan. Die Rückkehr meiner Mutter und Großmutter nach Berlin bedeutete angesichts der von Osten einströmenden russischen Armee und der zerstörten Infrastruktur eine große physische und psychische Anstrengung. Gudrun Pausewang, das Älteste der fünf Kinder, hat später in ihrem Buch „Fern von der Rosinkawiese“ diesen Treck beschrieben.

Meinen Vater habe ich nicht bewusst kennengelernt, er war als Soldat zuletzt in Norddeutschland stationiert und fiel kurz vor Kriegsende. Die genauen Umstände seines Todes blieben aber unklar. Von ihm in Erinnerung geblieben, ist mir vor allem ein Foto, auf dem er bei einem Fußballspiel als Torwart eine eindrucksvolle Parade zeigt. Er hatte vor dem Zweite Weltkrieg angefangen, Wirtschaftswissenschaft zu studieren, was aber durch den Einzug zum Militär nicht fortgesetzt werden konnte.

Meine Mutter war lange im Unsicheren, ob er tot war oder noch lebte. Wohl um etwas Halt zu suchen, hat sie sich der katholischen Kirche angeschlossen und war aktiv in der Gemeinde, sang im Chor und half bei der Vorbereitung kirchlicher Ferienlager an der Havel. Während der Blockade von Berlin fuhren wir beide, das heißt, meine Mutter und ich, mit den Fahrrädern zu den ärmsten Gemeindemitgliedern, um amerikanische Care-Pakete zu verteilen. Das hatte großen Einfluss auf mich, einerseits ihre Bereitschaft zu helfen und andererseits bemerkte ich bei meiner Mutter eine gewisse Naivität, alles zu glauben, was man ihr erzählte. Ich ging nur ungern sonntags in die Kirche und wollte stattdessen lieber Fußball auf dem nahegelegenen Spielplatz spielen, später spielte ich dann auch im Verein. Die Kirchenbesuche und das Hinsteuern auf eine gymnasiale Ausbildung machten mich in dem sozialen Umfeld eher zum

Außenseiter, was mir den Spitznamen „Jesus“ einbrachte und über den ich keineswegs glücklich war.



### *Ich selbst*

Ich lehnte auch die Einengungen durch die überzogenen moralischen Vorschriften der Kirche ab, ohne in der Lage zu sein, mich dagegen zu wehren. Mein Bruder war da schon viel eher bereit, „mitzugehen“ und er bearbeitete mich entsprechend. Er brachte mich auch zu den katholischen Pfadfindergruppen, denen er schon längere Zeit angehörte. Hierzu war mein Verhältnis zwiespältig. Einerseits gefielen mir die veranstalteten Zeltlager, aber weniger attraktiv fand ich die autoritäre Struktur der Hierarchien, die zu tragende Uniform und das Marschieren im Gleichschritt. Nach einiger Zeit trat ich bei den katholischen Pfadfindern wieder aus.

Ein besonderes Highlight waren Besuche meines Onkels Julio Heilbron aus Argentinien. Ein älterer Bruder meines Großvaters war nach Argentinien ausgewandert und hatte dort eine Mestizin geheiratet. Aus der Verbindung stammte Julio. Mein Großvater, Lothar, war etwa 1906, wie viele Auswanderer mit dem Schiff nach Amerika gefahren und hat dann eine Zeit lang in Rosario in Argentinien gelebt.



### *Mein Großvater 1902 in Havanna*

Als der Erste Weltkrieg bevorstand, ging er zurück nach Deutschland, um das „Vaterland“ zu schützen. Er heiratete dann auch in Berlin und verstarb dort Anfang der 40er Jahre. Geblieben sind einige Fotos, ein schönes Porträt und eine kleine in Spanisch verfasste Kurzgeschichte. Mein Onkel Julio war ein in Lourdes ausgebildeter Ordenspriester, der vom Orden nach Argentinien geschickt worden war. Er sprach



Französisch, was keiner in der Familie beherrschte, aber er konnte sich trotzdem mit uns verständigen. Eindrucksvoll war besonders unser gemeinsamer Besuch eines Fußballspiels im Berliner Olympiastadion. Da er, wie auch sonst immer, seine schwarze Soutane trug, erregte er unter den vielen Zuschauern erhebliches Aufsehen. In der Schule war ich zwar rege am Unterricht beteiligt, nicht aber durch besonders hervorsteckende Leistungen aufgefallen. Stattdessen bat ich meine Mutter, mir ein Banjo zu kaufen, was sie auch tat. Ich nahm zunächst bei einem Musiklehrer Unterricht, was sich aber schnell als Reinform erwies, da ich bei ihm Schubert auf dem Banjo spielen sollte. Ich wollte aber in einer Jazzband Dixieland spielen. Richtig gelernt habe ich es dann in privaten Nachhilfestunden von einem jungen Hobby-Musiker. Ich spielte in einer Skiffle Band, musikalisch nicht sehr schön, aber für Bier und Cognac war es gut genug, besonders zu Himmelfahrt (Vatertag), wenn wir mit unserer Band von einem Ausflugsrestaurant an der Havel zum nächsten zogen. Es war eine schöne Zeit bei der ich mich auch in meine erste richtige Freundin verliebte. Die Schulzeit beendete unsere Abiturklasse mit einer Riverboat-Shuffle, ein absolutes Novum für das humanistische Kant-Gymnasium. Leider ging bei der trunkenen Umarmung durch unseren Washboarder meine geliebte Melone über Bord.

## Episode 2 *Das Haus am Hundekehlesee*

Meine Mutter hatte etwas angespart, ein Teil ihrer Rentenansprüche kapitalisiert und konnte im Rahmen eines staatlichen Förderprogramms ein kleines Reihenhaus im Bezirk Grunewald erwerben. Der Hundekehle See war ganz in der Nähe und der „eigentliche“ Grunewald mit seinem schönen See war nur ein paar Schritte entfernt.

Das Haus war für uns ein zentraler Punkt, nicht nur des Wohnens sondern auch der Kommunikation mit Freunden. Mein Bruder diskutierte im relativ großen Kellerraum, den wir uns selbst gestalten durften, Religionsphilosophie oder politische Themen. Ich malte ein Bild von Nolde an die Wand, ein Freund, der an der Kunsthochschule studierte, bemalte eine ganze Wand mit tanzenden Figuren, ein befreundeter Kurde verewigte sich mit seinem Porträt. An die Decke malte ich ein riesiges, schwarzes Spinnennetz. Hier feierte ich mit Freunden heftige Partys, insbesondere mit einigen argentinischen Praktikanten, die mir mein Onkel Julio zur Betreuung ans Herz gelegt hatte. So konnte ich mein Spanisch, das ich an einer privaten Sprachenschule nebenher gelernt hatte, gleich anwenden. Wir feierten mit Empanadas, spielten argentinische und deutsche oder englische Lieder mit Gitarre und tranken Mengen von weißem Bordeaux. Einer der Argentinier war ein großer Fan von Freddy Quinn und sang - begleitet von der Gitarre und Bombo - nahezu akzentfrei „Junge, komm bald wieder“ oder „una paloma blanca“. Ich selbst steuerte einige Moritaten bei. Für mich waren die Diskussionen und Feste ein wichtiger Freiraum, den uns meine Mutter eröffnet hatte.

Dies betraf auch die Freiheit von Berlin nach Westdeutschland per Anhalter zu fahren, wie wir sagten „zu trampen“. Ich besuchte auf diese Weise meinen Onkel in Weil am Rhein. Die Unterkunft unterwegs war nach Möglichkeit in einer der vielen, gut erreichbaren Jugendherbergen gegeben, aber das war nicht immer realisierbar. So lernte ich Ausdauer und die Beurteilung von Fremden kennen. Mit etwa 16 Jahren trampete ich bereits bis zur Loire, einmal sogar mit einem Leichenwagen.

### Episode 3 *Lehrzeit*

Für mich stand nun die Entscheidung über meine berufliche Zukunft bevor. Mein Bruder studierte bereits seit zwei Jahren Medizin inklusive einiger Praktika im Ausland. Dagegen meinte meine Mutter, dass ich eher etwas „Praktisches“ in Form einer Lehre als Industriekaufmann suchen sollte. Ich fügte mich dem, da ich auch keine Vorstellung hatte, was ich denn überhaupt studieren sollte. Den Einstellungstest machte ich bei den beiden großen Elektrokonzernen Siemens und AEG. Von Siemens erhielt ich eine Absage, bei der AEG klappte es. Die Lehrzeit in den sehr alten Fabrikanlagen im Berliner Bezirk Wedding und der wenig attraktive Ausbildungsplan hinterließen bei mir überwiegend Frust und Langeweile und führten zu schlechten Beurteilungen durch die jeweiligen Abteilungsleiter. Aus Protest las ich, wenn es nichts zu tun gab, am Arbeitsplatz den Roman „Der Mann mit dem goldenen Arm“. Ich beneidete meinen Bruder um sein prestigeträchtiges Studium, die Medizin.

Meine Situation ändert sich schlagartig als den leistungsstärkeren Lehrlingen eine Verkürzung der auf drei Jahre angelegten Lehrzeit in Aussicht gestellt wurde, immerhin ein halbes Jahr. Mein Engagement stieg extrem an und nach 2 ½ Jahren war ich „Industriekaufmann“ mit exzellenten Noten. Zum Abschluss wurde ich noch mit einem Buch von Ludwig Erhard von der AEG bedacht. Ich bewarb mich um eine Stelle in Buenos Aires. Die AEG sollte dort ein neues Werk errichten. Ein Direktor aus Frankfurt interviewte mich, wollte mir aber nicht zusagen, dort eine qualifizierte Tätigkeit ausüben zu können. Auch andere Versuche, eine Stelle in Südamerika zu bekommen, waren nicht von Erfolg gekrönt.

#### Episode 4 *Meine erste große Reise*

In dieser Zeit machte ich mit meinem Bruder zusammen eine große Reise in die Türkei. Wir waren beide von Beginn an sehr reiselustig und neugierig auf andere Länder und Kulturen. So fuhren wir mit der Eisenbahn nach Istanbul. Die Fahrt dauerte insgesamt drei Tage. Von Istanbul fuhren wir per Anhalter oder mit Dolmuş, dem türkischen Gemeinschaftstaxi, die Küste herunter über Bursa, Izmir bis nach Adana, nahe der syrischen Grenze. Einmal schliefen wir auch in einer kleinen Felshöhle direkt am Meer. Von Kayseri aus gingen wir zu Fuß mit einem kleinen Kompass ausgerüstet durch die kahle, trockene, menschenleere Landschaft, ohne Wegweiser oder Straßen. Wir wussten nur, dass wir nach „eski köy“ (altes Dorf) wollten und richteten uns nach dem Kompass. Als die Sonne hochstieg, konnten wir uns nur mit Glück und Hilfe zweier Bauern zu einem Marburger Archäologieprofessor, dem Ulrich vorher geschrieben hatte, durchschlagen. Am nächsten Tag ritten wir auf Maultieren mit einem ortskundigen Dorfbewohner hoch zum Berg Nemrut Dağı. Dort sahen wir die heute berühmten hellenistischen Skulpturen riesiger Köpfe aus dem ersten Jahrhundert. Wir waren dort ganz allein von Stille umgeben. Es gab noch keinen wesentlichen Tourismus, wir wurden aber als Deutsche immer sehr freundlich aufgenommen. Wir besuchten noch kurz Zypern und überschritten die damals noch existierende „Green Line“, die den griechischen Teil vom türkischen Teil der Insel trennte. Wir fanden dann einen Frachter, der uns von Famagusta aus wieder zurück in die Türkei brachte. Mit dem Bus konnten wir für 10 DM quer durch die Türkei nach Ankara fahren und dann weiter nach Istanbul reisen und schließlich den Zug nach München besteigen. Im Zug schrieb ich folgendes Gedicht:

*So, we are back again*

So, we are back again,  
 burnt by Cyprus sun.  
 A fellow in the train  
 called me a bum.  
 My head is heavy  
 and my legs have died  
 but I'm still dreaming  
 of Rakis shimmering light,  
 of vast Taurus Mountains  
 breaking the sea  
 and the silent moments  
 at the beach café.  
 So we are back again,  
 new sounds are touching my ear.  
 Only my foolish brain still thinks  
 that Turkey is near.

## Episode 5 *Heirat und Umzug nach Kiel*

Meine spätere Frau lernte ich im Jazzlokal „Eierschale“ kennen. Sie war mit einer Gruppe von jungen Frauen aus Hamburg gekommen auf einer der Reisen, die vom Berliner Senat gefördert wurden, um den Zusammenhang der ehemaligen Hauptstadt mit Westdeutschland aufrecht zu erhalten. Berlin war von den Siegermächten in einen russischen, einen französischen, einen englischen und einen amerikanischen Sektor unterteilt und lag mitten in dem von Russland kontrollierten Teil Deutschlands, der späteren DDR. Ich borgte mir nach dem ersten Tanz von einem irakischen Freund 50 DM und wollte mit einer Einladung zu einem Martini an der Bartheke Eindruck machen. Da sie mit der Gruppe in einem Haus des Roten Kreuzes ganz in der Nähe unseres Hauses untergebracht war, konnte ich sie auf dem Rückweg zu ihrer Adresse begleiten. Ich nutzte die Gelegenheit und bat sie, mich am nächsten Tag zu einer Fete im Hause eines Freundes in Berlin-Spandau zu begleiten. Sie war einverstanden. Wir fuhren am nächsten Tag lange mit der S-Bahn und anschließend mit dem Bus. Das Haus meines Freundes lag direkt an der Grenze zum Ostsektor. Die andere Straßenseite war schon Teil des russischen Sektors. Um ins Haus zu kommen, mussten wir einen Schlagbaum passieren und an einigen Sandsäcken vorbei die Straße entlang bis zum Haus gehen. Es war stockdunkel. Meine Begleitung hatte fürchterliche Angst was auch naheliegend war, denn wir sahen nur die Scheinwerfer, die den Zaun beleuchteten und hörten Hundegebell. Sie vertraute mir letztlich und wir konnten mit der Fete beginnen.

Später schrieben wir uns häufig und besuchten einander. Sie arbeitete in Hamburg, wo sie bei der Post Telegramme und Telex Nachrichten aufnahm und verschicken musste. Sie besuchte mich auch in Berlin. Leider war wenig Sympathie zwischen meiner Mutter und ihr erkennbar, was uns später oft in Streit über unsere Haltung und Verpflichtungen ihr gegenüber brachte. Meine Mutter sah wohl die Freundinnen ihrer Söhne als Konkurrentinnen um die Liebe der Söhne an. Stark vereinfacht sehe ich die Rollenverteilung innerhalb der Familie so: Mein älterer Bruder musste wegen des fehlenden Vaters teilweise dessen potentielle Rolle übernehmen. Seine Bindung an meine Mutter war sehr stark. Ich selbst hatte eher die Rolle des kleinen Spaßmachers, insbesondere, wenn es galt Spannungssituationen zu entschärfen. Ich konnte meinen Bruder natürlich nicht als Vaterersatz akzeptieren und zeigte mich gegenüber jeder Autorität auch später eher ablehnend oder konkurrierend. Meine Freundin ließ sich dann von der Post in Hamburg zur Post nach Berlin versetzen und stellte ihren Wunsch nach einer Ausbildung im sozialen Bereich zurück. Die Post lag in einem Rotlichtgebiet, was zunächst nicht so deutlich zu erkennen war, dafür war der Weg zur Post quasi gleich um die Ecke. Nach einem Besuch bei Ihren Eltern in Preetz wurde sie schwanger und wir mussten wichtige Entscheidungen treffen. Wir beschlossen zu heiraten und nach Kiel in die Nähe der Schwiegereltern zu ziehen. Ich hatte bereits an der Freien Universität (FU) ein Studium der Betriebswirtschaftslehre angefangen, fand mich aber nicht gut zurecht und wusste nicht, wie ich hier erfolgreich studieren könnte. Die FU lag ziemlich weit entfernt und ich verlor viel Zeit durch Bus- und Bahnfahrten

und die Suche nach den verschiedenen Vorlesungsgebäuden. Ich hatte mehrere Vorlesungen belegt, ohne eine klare Vorstellung über den richtigen Aufbau des Studiums gewinnen zu können. Von hohem Unterhaltungswert war lediglich die Vorlesung zur deskriptiven Statistik. Ich konnte sehen, wie die Studenten einen älteren Professor mehrfach ausbuhten, wenn er den Hörsaal mit einem großen Lineal betrat und aufgrund des unfreundlichen Empfangs auch gleich wieder verließ. Seine Didaktik war nicht sehr stimulierend. Nach einigen Minuten kam er zurück, aber die Reaktion der Studenten war unverändert, so dass die Vorlesung an dem Tag nicht ordnungsgemäß durchgeführt werden konnte. Dies war jedoch eine Ausnahme.

Unsere Hochzeit fand in einem kleinen Kreis von Verwandten und Bekannten im „Roten Rathaus“ von Schöneberg statt mit anschließendem Essen im Haus meiner Mutter. Die allgemeine Stimmung war allerdings nicht sehr gelöst. Um uns von den Berliner Freunden und Verwandten zu verabschieden, hatten wir schon vorher eine Abschiedsparty in unserem Fetenkeller gegeben. Am Tag nach der Hochzeit fuhren wir mit dem Wagen meines Schwiegervaters nach Preetz in Schleswig-Holstein. Meine Mutter weinte bitterlich. Mit meinem Schwiegervater kam ich gut aus und hatte eine sehr liebe und gutmütige Schwiegermutter. Für eine kurze Hochzeitsreise nach Kopenhagen lieh er mir sogar sein Auto, das ich leider mit einer großen Schramme, die ich auf einem dänischen Parkplatz verursacht hatte, zurückbrachte. Er war aber kulant und machte mir keine größeren Vorwürfe. In Kiel fanden wir eine billige Wohnung, etwas entfernt vom Zentrum. Unsere finanzielle Situation war äußerst angespannt. Als im September 1965 unsere Tochter geboren wurde, waren wir nun zu dritt mit einem Gesamteinkommen von ca. 800 DM, finanziert durch meine Mutter und meinen Schwiegervater. Am Monatsende lösten wir als letzte Geldquelle unsere Rabattmarken zum Einkaufen ein. Wir hatten zwei kleine Zimmer, wobei in einem Zimmer auch der Herd und das Kinderbett standen. Der Besitzer des alten Hauses war ein Trinker und nicht sehr angenehm. Er wohnte direkt unter uns. Zur Universität fuhr ich erst mit dem Fahrrad und anschließend mit dem Bus. Als der NDR über die schwierige Situation studentischer Ehepaare mit Kind berichten wollte, wurden wir vom Studentenwerk als Beispiel empfohlen. Auf diese Weise kam ich zu einem ersten Auftritt im Fernsehen. Das Baby sah mir anfangs sehr ähnlich und war relativ unkompliziert. Wir waren noch sehr jung und hatten eine Reihe von schwierigen Situationen zu meistern.



Schrittweise entdeckten wir unsere Verschiedenheit und unsere Gemeinsamkeiten. Meine Frau war impulsiv und entschied schnell, was für sie richtig war. Ich war eher auf Kompromisse aus und versuchte Probleme rational zu lösen. Meine Frau war großzügig, ich war eher geizig. Sie sah sehr gut aus und auf den Feten versuchten sogar einige meiner Freunde sie anzubaggern. Ich war dann sehr eifersüchtig, wollte es aber nicht zeigen.

## Episode 6 *Studium in Kiel*

Der Studienanfang an der Kieler Universität war leichter zu bewältigen als in Berlin. Das lag daran, dass fast alle Studenten neben den Vorlesungen am Anfang des Studiums zu einem privaten Repetitor gingen, der einem die Grundbegriffe der VWL (ich war von der Betriebswirtschaftslehre zur Volkswirtschaftslehre übergewechselt) didaktisch gut und humorvoll beibrachte. Wenn man ihn nach seiner Präferenz für die verschiedenen Theorieansätze fragte, verwies er gern auf die Imperialismus Theorie Lenins, dessen großes Gesamtwerk er komplett gelesen habe und empfahl es zur Lektüre. Auch ich entschied mich, zwei Semester lang an seinen Repetitorien teilzunehmen, obwohl es mit zusätzlichen Kosten verbunden war. Einige Probleme machte mir die Wahrscheinlichkeitstheorie in der schließenden Statistik. Ich hatte ja in der Lehrzeit praktisch nur Zinseszins-Rechnung gehabt, aber keine Integral- und Differentialrechnung. Die Klausur schaffte ich knapp mit einer 4- -. Ich habe aber daraufhin ein dickes Buch über Mathematik für Volkswirte von R.G.D. Allan gekauft und immer wenn ich Zeit hatte, die dort enthaltenen Inhalte und zahlreichen Aufgaben bearbeitet. Ich nahm das Buch sogar mit zum Strand, sehr zum Missfallen meiner Frau. Insgesamt habe ich ca. 1000 Seiten Papier dazu beschrieben. Bei Leerstunden oder Vorlesungsausfall verabredete ich mich mit anderen Studenten um zu diskutieren oder mit der „Ente“ (Citroen 2CV) eines Mitstudenten an die Ostsee oder durch die schönen Alleen und Dörfer um Mönkeberg oder Laboe zu rasen. Einmal landeten wir mit der Ente im Straßengraben, konnten aber zu viert die Ente wieder aufrichten und weiterfahren.

Wenn das Budget reichte, ging ich mit meiner Frau manchmal zum Restaurant Ihlkate in der Nähe unserer Wohnung. Um zu dem einsamen Restaurant zu kommen, mussten wir uns in einem harten Winter durch ein Waldstück mit meterhohem Schnee kämpfen. Im warmen Restaurant bestellten wir stets ein Bauernfrühstück, das sehr gut schmeckte. Für ein Steak war unsere Kasse nicht ausreichend bestückt. Die Ostsee war bei den tiefen Temperaturen am Rand gefroren, so dass man über das Meer laufen konnte. Die in Eis erstarrten Wellen haben mich sehr beeindruckt. In den Semesterferien suchte ich mir Ferienjobs, um etwas zusätzlich in der Kasse zu haben. Bei der Howaldt Werft malte ich Frachter an, sammelte Schrott oder fegte etwas zusammen. Einmal durften wir auch ein U-Boot reinigen. Kiel war ja ein bedeutender Marinestützpunkt. Ein anderer relativ gut bezahlter Job war das Kellnern in einem Restaurant am Plöner See. Hier legten die Ausflugboote zum Kaffeetrinken an, so dass man oft zwischen Restaurant und Seegarten hin und herlaufen musste. Am letzten Tag kam ich morgens etwas später zur Arbeit, nach einer Beschäftigung am Vortag bis 1 Uhr in der Frühe. Der Wirt, der sich nur durch sein Geschrei bemerkbar machte und den Ruf eines Quartalstrinkers hatte, schmiss mich dann am letzten Arbeitstag raus. Trotz einiger Probleme war die Zeit in Kiel wohl die Unbeschwerteste.



## Episode 7 *Verwandtenbesuch*

Als wir unsere Tochter schon länger allein lassen konnten, beschlossen wir, die französischen Verwandten meiner Frau in Paris und Marmande zu besuchen. Unser Kind brachten wir für diese Zeit bei den Schwiegereltern unter. Meine Schwiegermutter stammte aus Nordfrankreich und hatte eine Zwillingsschwester, die mit ihrem Mann einen Hof in Limours, nahe Paris, betrieb. Es war für mich ungewohnt und zugleich interessant, mit einer großen Zahl von Personen bei den Mahlzeiten an einem langen Tisch zu sitzen und dabei die meisten der zahlreichen Cousins und Cousins meiner Frau kennenzulernen.



Von Limours ging es weiter nach Marmande, wo der Bruder meiner Schwiegermutter mit seiner Frau wohnte. Wir konnten mit im Haus schlafen und wurden von seiner Frau mit herrlichen Suppen verwöhnt. Wir hatten es gut. Da allerdings die Stadt Marmande wenig zu bieten hatte, liehen wir uns ihr Auto, einen Renault, aus, um die Umgebung zu entdecken. Wir fuhren los über Monbazillac und Bergerac in Richtung St. Emilion, als plötzlich ein unangenehmes Geräusch unsere ruhige Fahrt unterbrach. Wir suchten eine Werkstatt auf, um zu fragen, was an dem Auto nicht in Ordnung wäre. Man sagte uns, das läge wohl an der Kupplung und die Reparatur würde einige Tage dauern. Vom Bahnhof in Montouban riefen wir dann den Onkel an und baten ihn, uns zu holen. Es dauerte einige Stunden bis er uns mit einem anderen Auto abholte. Es gab zwei Orte mit gleichem Namen und er hatte zuerst am falschen Ort nach uns gesucht. Mir war das Ganze äußerst peinlich. Mit einer starren Eisenstange schleppten wir das Auto zurück nach Marmande. Es war eine reine Angstpartie, da ich so etwas noch nie gemacht hatte. Da der Onkel viele Jahre in Afrika an der Elfenbeinküste als Mechaniker gearbeitet hatte, untersuchte er das Auto am nächsten Tag und stellte fest, dass lediglich der Ölstand zu niedrig gewesen war. Wir haben später oft über dieses Abenteuer zusammen gelacht.

Von Marmande aus trampfen wir über Agen nach Marseille, eine Strecke sogar mit einem großen LKW. Es war aufregend, im Fahrerhaus zu sitzen und zu sehen, wie der LKW in der Dunkelheit durch die kleinen Orte brettete. Ein anderer Fahrer fuhr die letzte Strecke nach Marseille auf der „route nationale“ viel zu schnell und zerrte dabei

ständig an seinem Lenkrad, um nicht aus der Kurve zu fliegen. Für meine Frau war das Fazit dieser Trampstrecke, dass sie so etwas auf keinen Fall noch einmal machen würde.

## Episode 8 *Von Marseilles nach Marrakesch*

Ich wollte aber noch nicht zurück, sondern weitertrampen mit Ziel Marrakesch. Wir trennten uns. Sie fuhr mit der Bahn zurück und ich trampete die spanische Küste entlang in Richtung Valencia. Ich konnte mit einem angehaltenen Wagen eine große Strecke schaffen, bis sich der Fahrer als homosexuell outete und an meiner Mitnahme kein Interesse mehr hatte. Von Algeciras am südlichsten Punkt Spaniens gelangte ich in das typisch englisch aussehende Gibraltar und fuhr von dort mit dem Schiff nach Ceuta, das noch unter spanischer Hoheit steht und eine duty-free Enklave ist. Marokko begann für mich erst in Tanger. Es war faszinierend, die engen Gassen der Souks mit den kleinen kioskartigen Verkaufsständen zu durchstreifen. Hier gab es noch viel Handarbeit und kaum Touristen. Ein marokkanisches Paar lud mich zum Abendessen ein. Von Tanger aus hatte ich das Glück, dass nach zwei Stunden, die ich in praller Sonne stehend an der Straße gewartet hatte, endlich eine Ente (Citroen 2CV) anhielt. Der Fahrer war ein junger Schweizer, sein Beifahrer kam aus Australien. Auch sie wollten nach Marrakesch. Marrakesch war wunderschön orientalisches. Vor allem der Tee, aufgegossen mit frischen Pfefferminzblättern, ließ den Wunsch nach Bier vergessen. Abends gab es an dem großen zentralen Platz im Lichte kleiner Tranfunzeln Schlangenbeschwörer, Geschichten-erzähler und Händler. Ich schlief in einer Kammer, in der früher Getreide gelagert wurde. Ich schlief gut, war aber am nächsten Morgen vollkommen von Insektenstichen übersät, so dass es lange dauerte, bis sich die Haut erholt hatte. Ein Trost war, dass vor einigen Wochen hier auch der irische Folksänger Donovan übernachtet hatte. Ich habe die Lieder von Donovan sehr gemocht und einige auch selbst gespielt.

Bevor ich wieder nach Spanien übersetzte, hatte ich den Lüsten, von einer der kleinen marokkanischen Garküchen etwas zu probieren, nicht widerstehen können. Zurück in Spanien nahm mich ein nettes Lehrerehepaar mit, das in Faro wohnte, also bereits in Portugal. Sie luden mich abends in ihre Wohnung zum Essen ein, und brachten mich anschließend für die Übernachtung zur Jugendherberge. Ich war dort bis auf einen Angestellten allein und hatte freie Bettenwahl. In der Nacht bekam ich hohes Fieber und Schüttelrost. Ich hatte mir eine Hepatitis der leichteren Sorte eingefangen. Mein großes Glück bestand darin, dass, der Lehrer, der mich am Vortag eingeladen hatte, am nächsten Tag noch einmal vorbeikam, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Er brachte mir dann einige Medikamente. Ich lag 2 Tage lang im Bett bis das Fieber nachließ. Dann stand ich auf und aß erstmal ein saftiges Steak und setzte dann meine Reise fort. Zunächst trampete ich nach Sagres, wo sich Mittelmeer und Atlantik treffen, dann weiter zur Hauptstadt Lissabon. Die Altstadt war damals noch nicht von den späteren Bränden zerstört. Ich hörte authentischen Fado und streifte durch die schmalen Gassen. Von Lissabon ging es schon wieder zurück nach Spanien. In Badajoz nahm ich einen Zug nach Madrid. Auf der langen Fahrt sang ein junger Spanier auf der nicht überdachten Plattform Flamenco Lieder in die vorbeifliegende karge Landschaft mit einer rauen Stimme, wie sie in den Filmen von Carlos Saura zu hören ist. Ein unvergesslicher Eindruck.

In Madrid traf ich in der Jugendherberge eine bunt gemischte Gruppe von Rucksacktouristen, die genauso wie ich, wenig Geld zur Verfügung hatten. Wenn jemand von zuhause einen Scheck bekam, lud er die meisten zum Essen ein. An einem der wenigen Tage, die ich in dieser hippyartigen Umgebung verbracht hatte, hörte ich einen jungen Mann auf der Gitarre Blues im Stil von Big Bill Broonzy spielen. Ich war begeistert und dachte aber, dazu wirst du selbst in deinem Leben nie in der Lage sein. Von Madrid kehrte ich ziemlich direkt nach Kiel zurück. Meine Tochter kam mir durch die lange Abwesenheit zuerst etwas fremd vor. Ihr wird es vielleicht ähnlich gegangen sein. Ich bin dann mehrere Jahre nicht mehr allein weggefahren. Ich hatte mich wohl endlich in meine Rolle eingefügt und verspürte eine große innere Ruhe.

## Episode 9 *Ökonom am Institut für Weltwirtschaft*

Mein Studium brachte ich relativ schnell in neun Semestern hinter mich. Leider verstarb mein Schwiegervater kurz vor meinem Examen, er hätte sich sicher gefreut. Ich wäre gerne schon während des Studiums mit einem jungen Professor an die Universität Regensburg gewechselt, aber unsere familiäre und finanzielle Situation hätte das nicht geschultert. Eine Bewerbung um ein Stipendium des DAAD für ein Studium an der London School of Economics scheiterte aus ähnlichen Gründen. Die Lage am Stellenmarkt war zur Zeit meines Examens sehr günstig, ich entschied mich dann auch schnell, eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kieler Institut für Weltwirtschaft im Bereich „Öffentliche Finanzen“ anzunehmen. Die Arbeit in einem Bürozimmer - nur wissenschaftliche Literatur zu lesen ohne einen geeigneten Diskussionspartner zu haben - war ziemlich ermüdend. Ich fühlte mich zudem als „Schneider Schüler“. Ich hatte meine Diplomarbeit bei Erich Schneider über die Europäische Zahlungsunion geschrieben. Schneider hatte die mathematisch formulierte Nationalökonomie nach dem zweiten Weltkrieg aus Skandinavien nach Deutschland gebracht. Er war lange Direktor des Instituts für Weltwirtschaft und war zu seiner Zeit der führende Kopf unter den deutschen Nationalökonomern. Er starb kurz nach Abnahme meiner Diplomprüfung und dem Beginn meiner Arbeit am Institut. Sein Nachfolger wurde Herbert Giersch, der damalige Vorsitzende des Sachverständigen Rates. Durch seine Hinwendung zur neoliberalen Chicago Schule von Milton Friedman und der Hervorhebung von empirischen Entwicklungen ohne ausführliche theoretische Fundierung stand er ziemlich konträr zu meinen Auffassungen, die geprägt waren von den Diskussionen, die nach alternativen Konzepten für ökonomische Fragestellungen suchten.



### *Streik auch an der Christiana Albertina*

Ich arbeitete während des Studiums, und auch danach, mit drei griechischen Mitstudenten intensiv über marxistische Theorien und las Bücher von Ökonomen wie Lange, Sweezy oder Baran. An der Universität wurde von befreundeten Studenten zum ersten Mal in der Geschichte der Christian Albrechts Universität ein Seminar über marxistische Ansätze angeboten, zu dem die Professoren von den Studenten eingeladen wurden und nicht umgekehrt.

Eine andere Aktivität bestand in mehreren Gesprächen in kleinem Kreis mit einem sozialdemokratischen Landespolitiker über wirtschaftspolitische Fragen, die aber zu keinen konkreten Aktionen führten. Zusammen mit meiner Frau nahm ich an Demonstrationen zur Beendigung des Vietnam-Krieges teil.

Giersch brachte eine Reihe von Leuten aus Saarbrücken und aus dem Umfeld des Sachverständigenrats mit, die ziemlich kritiklos auf seiner Linie lagen. Die kleine Gruppe neu eingestellter Kieler Studenten war daher nicht übermäßig motiviert und bereits auf dem Sprung zu anderen Arbeitgebern. Für mich selbst war es die erste Stelle und ich wollte mich durchbeißen. Ich fuhr mit nach Bonn zum Arbeitskreis Steuerschätzung und veröffentlichte einen Artikel, der von der Zeitschrift Wirtschaftsdienst zum „Artikel des Monats“ gekürt wurde.

Das Institut lag neben dem Finanzamt und viele Mitarbeiter aßen dort täglich in der Kantine. Anschließend spazierten sie einige Schritte an der Förde. Ich dachte damals, so ein langweiliges, immer mit den gleichen Routinen ablaufendes Leben wollte ich nicht haben.

Die Langeweile des isolierten Forscherdaseins vertrieben wir uns in den Pausen im Sommer in dem nahen alten Düsternbrooker Schwimmbad in der Kieler Förde, veranstalteten Schachturniere oder gingen zum „Kickern“ in eine Kneipe am Bahnhof. Unsere relativ geringe Produktivität und die verlängerten Pausen führten zur Entlassung von drei der neu angestellten „Kielern“. Hinzukam die Änderung meines Arbeitsfeldes in Richtung der Konzepte zur Berechnung von Effektivzöllen und der empirischen Ermittlung ihrer Effekte. Dieses Thema gefiel mir gar nicht und als ein Kollege mit einer Stellenanzeige, die ihn selbst nicht interessierte, vorbeikam, wurde ich neugierig.

Meine Frau hatte, als meine Tochter im Kindergarten war, begonnen, ihren lange gehegten Wunsch nach einer Ausbildung als Sozialarbeiterin zu realisieren. Es war dann aber doch zu kompliziert, Kindergarten, Ausbildung und die Arbeit am Institut zu koordinieren, sodass sie die Ausbildung abbrechen musste. Einer Veränderung stand nun nichts mehr entgegen.

## Episode 10 *Assistent in Berlin*

In der Anzeige wurde eine Assistentenstelle an der Technischen Universität in Berlin angeboten im Bereich „Öffentliche Finanzen“. Der Lehrstuhlinhaber war ein gerade berufener junger Frankfurter Professor, so dass ich keine Bedenken hatte, diese Stelle anzunehmen. Die Konditionen waren recht gut, Mitarbeit im Grundstudium der Volkswirtschaftslehre, Assistent am Lehrstuhl für öffentliche Finanzen und 1/3 der Arbeitszeit zum Promovieren. Ich konnte sogar ein Thema für die Promotion aus Kiel mitnehmen, die konjunkturellen Wirkungen des öffentlichen Haushalts.

So verlies ich Kiel und ging mit Frau und Kind zurück in die Heimatstadt. Meine Frau war zunächst nach Berlin vorausgefahren, um uns eine Wohnung zu mieten. Sie wohnte während dieser Tage in einer Wohngemeinschaft, was ihr gut gefiel. Wir zogen dann in eine große Altbauwohnung mit elektrischen Heizkörpern und Kohleofen in Neukölln. Bis zur Universität brauchte ich mit dem Auto eine halbe bis dreiviertel Stunde. Meine Tochter kam auf die nahegelegene Grundschule, der Wechsel von Kiel nach Berlin stellte kein Problem für sie dar. Meine Frau fand eine stundenweise Beschäftigung an der gleichen Schule als Betreuerin von Schülern mit besonderen Lernschwierigkeiten. Wir hätten gerne noch ein zweites Kind gehabt. Als dies nicht klappte nahmen wir einen kleinen Jungen in Pflege und adoptierten ihn später.

An der Technischen Universität merkte ich ziemlich schnell, dass der Lehrstuhlinhaber in meinen Augen sehr konservativ war, mit anspruchsvoller Mathematik auf dem Kriegsfuß stand und sich an der Auslegung von Begriffen und Gesetzen abarbeitete. Zwei der insgesamt vier Assistenten hatten eine ähnliche Einschätzung wie ich, der vierte „hing sein Mäntelchen nach dem Wind“. Anders war das Lehren im Grundstudium. Die ersten Semester des Grundstudiums wurden komplett in der Eigenverantwortung eines Assistententeams durchgeführt. Ich stieg sofort mit ein, denn zu unterrichten war spannender als im Büro zu sitzen und zu lesen. Hier gab es auch eine Reihe kritischer Köpfe. Man versuchte neue Darstellungsformen für die theoretischen Modelle und auch neue Organisationsformen zu praktizieren. Jedem Assistenten wurden studentische Tutoren zugeordnet, die dann die klassische Übung zur Vorlesung durchführten. Als Grundlage wurde ein Skript zu den entsprechenden Inhalten erarbeitet und verteilt. Es war eine echte Innovation mit der aber mehrere Hochschullehrer nicht einverstanden waren.

Wir stritten uns mit dem Lehrstuhlinhaber in den Seminaren u.a. über das Problem, ob es Güter gäbe, die für sich genommen eindeutig dem öffentlichen Sektor zugeordnet werden könnten. Ein anderer Punkt war mein Arbeitsbeginn. Da ich morgens unseren Sohn in den Kindergarten brachte, wollte ich nicht bereits um 8.00 Uhr im Büro sein. Ich suchte daher andere Tätigkeitsschwerpunkte außerhalb des Lehrgebietes. Ich ließ mich als Vertreter des akademischen „Mittelbaus“ in den Senat der Technischen Universität wählen, was viele Sitzungen bis 22.00 Uhr bedeutete, ohne dass wir als linke Minderheit bedeutende Vorhaben durchsetzen konnten.

Der Lehrstuhlinhaber schickte uns in den fünf Jahren nicht ein einziges Mal auf wissenschaftliche Tagungen. Ich nahm lediglich an zwei Bildungsreisen des Kölner Ostkollegs nach Polen und Ungarn teil, die interessant waren, aber durch einen Freund und nicht durch den Lehrstuhl vermittelt waren. Ich übernahm zusätzliche Lehraufträge an der Pädagogischen Hochschule im Fach „Arbeitslehre Wirtschaft“ und an der Fachhochschule für Wirtschaft für das Fach „Steuerpolitik“ an und war voll belastet. An der FHW versuchte ich einen Ansatz für eine kritische Betrachtung des Steuersystems und der aktuellen Steuerpolitik zu entwickeln. An der PH arbeiteten wir an einer Neuformulierung des Studienplanes für das Fach „Arbeitslehre Wirtschaft“ neben den zu haltenden Vorlesungen, Klausuren und Beratungen. Es war eine arbeitsreiche Zeit. Bei den Vorlesungen zu stricken war für viele Studentinnen und manchen Studenten total „in“. Ich hielt auch einmal auf Wunsch der Studenten eine Seminarstunde in einer schönen großen Wohnung am Kurfürstendamm ab.



## Episode 11 *Ferien in Frankreich*

Für meine Frau blieb die schwierige Aufgabe, unseren Adoptivsohn zu erziehen und seine Ernährungsdefizite zu beseitigen. Unsere Tochter war dagegen relativ pflegeleicht.

In den Ferien fuhr ich mit Frau und Kindern einige Male in die Bretagne nach Quimiac, einem kleinen Badeort in der Nähe von La Baule. Wir trafen uns dort mit einer französischen Familie, die wir bei einem Deutsch- Französischen Familientreffen in der Pfalz kennengelernt hatten. Durch die verschiedenen gemeinsamen Urlaube, bei denen wir ausschließlich französisch sprachen, lernten wir bald, uns relativ fließend auf Französisch zu unterhalten. Wir waren manchmal 10 oder 12 Personen, wenn wir abends zusammen in ein Restaurant gingen und bestellten große Platten für die ganze Gruppe mit verschiedenen Meeresfrüchten, Schnecken, Krabben, Muscheln usw. dazu frische Baguettes und Weißwein oder Cidre; es war eine kulinarische Freude. An anderen Tagen konnten wir selbstgemachte Crêpes und Galettes in großen Mengen vertilgen.

In Frankreich, ebenso, wie in Norwegen, Holland oder England stießen wir gelegentlich auch auf Menschen, die uns ihre Abneigung gegenüber Deutschen deutlich anmerken ließen. Entweder man verweigerte uns ein Hotelzimmer oder beschimpfte uns. Diese Aversion, wohl herrührend aus der Zeit des zweiten Weltkriegs wurde auf uns, die Nachkriegsgeneration, übertragen. Auf einem Kreuzfahrtschiff der Hurtigroute in Norwegen wollte mich ein älterer Mann in Begleitung eines Jüngeren sogar tötlich angreifen. Umso schöner war unsere langjährige Freundschaft mit der Familie aus Le Mans.

## Episode 12 *Promotion*

An der Universität konnte ich als Assistent von den insgesamt fünf Jahren letztlich ein Jahr für die Doktorarbeit nutzen und war von allen Verpflichtungen an der TU befreit. Ich hatte mich ja bereits in Kiel mit dem Thema „Die Messung der konjunkturellen Wirkungen des Staatsbudgets“, insbesondere mit dem Konzept eines konjunkturneutralen Haushalts beschäftigt. Um eine empirische Messung der Effekte von finanzpolitischen Maßnahmen durchzuführen, musste ich ein kleines makroökonomisches Modell entwickeln, die Parameter der benutzten Modellgleichungen mit statistischen Methoden bestimmen und schließlich mit dem ökonometrischen Modell die Effekte einer Veränderung der Staatsausgaben oder der Besteuerung zu ermitteln. Ich konnte damals ein exzellentes Programm eines Statistik Professors zur Schätzung der Gleichungen benutzen. Da es noch keine Personal Computer gab, musste ich noch meine Programme auf Lochkarten am Rechenzentrum abgeben und bei Fertigstellung abholen. Die Ergebnisse wurden einem durch eine kleine Luke zugereicht.

Die Promotion war 1974 geschafft und mein auf fünf Jahre befristeter Vertrag zu Ende. Ich musste also wieder auf Stellensuche gehen.

### Episode 13 *Arbeitslosigkeit und Bewerbungen*

Die Arbeitslosigkeit war eine starke Bedrohung unseres Lebensstandards. Wir hatten im Flur direkt gegenüber unserer Wohnung eine zweite angemietet, so dass unsere Tochter dort wohnen konnte und sie nicht von ihrem Bruder gestört wurde. Glücklicherweise hatte ich noch meinen Lehrauftrag an der Fachhochschule und führte an der Volkshochschule einen Kurs zum Lesen des Wirtschaftsteils der Tageszeitung durch. Das reichte aber keineswegs aus, unsere Ausgaben zu decken. Der Gang zum Arbeitsamt in der Sonnenallee blieb mir nicht erspart. Es war vor allem bedrückend in der Warteschlange zu stehen und auf gelben Kartons zu sehen, wie das Arbeitslosengeld ermittelt wurde.

*Arbeitslosenkarte*

Dabei fürten die Einnahmen aus Lehrtätigkeiten zu Abzügen ebenso wie eine Abfindung, die ich in Höhe von 10.000 DM von der Technischen Universität erhalten hatte. Letzteres war allerdings unzulässig, wie ich leider erst sehr viel später erfuhr. Von den vielen Bewerbungen, die ich schrieb, entwickelte ich so etwas wie eine Neurose, ständig im Briefkasten nachzusehen, ob eine Absage oder Zusage angekommen war. Ich bewarb mich sogar auf eine Stelle in Kasachstan, was aber an den dürftigen Russischkenntnissen scheiterte.

Bei der Friedrich Ebert Stiftung stellte ich mich ebenfalls vor, aber man hatte wohl von einem Bewerber auf eine Stelle in Jordanien erwartet, dass er mit Krawatte zum Interview käme. Ich hatte die SPD nahe Stiftung für offener gehalten. Schließlich war ich dann schon bereit, eine Stelle bei der Volkshochschule in Delmenhorst anzunehmen, aber in diesem Fall galt ich als überqualifiziert. Während dieser Zeit arbeitete ich an einem Buch zu einer kritischen Steuerlehre. Es wurde zwar nie veröffentlicht, fand aber einen gewissen Niederschlag in einem an der TU veröffentlichten Working Paper über „Konzentrationsphasen und Steuerpolitik in der Bundesrepublik Deutschland“. Dieses Papier war bei einem späteren Besuch eines Freundes in Washington seltsamerweise die einzige unter meinem Namen in der Kongressbibliothek gegenüber dem Weißen Haus registrierte Publikation. Wir hatten nur aus Spaß sehen wollen, ob wir dort verewigt waren.

Dann kam die Ausschreibung einer Professur an der Fachhochschule für Wirtschaft für das Gebiet „Öffentliche Finanzen“. Ich hatte als Lehrbeauftragter gute Chancen und wurde von der Fachhochschule auf Platz 1 der drei dem Berliner Senat vorzuschlagenden Bewerber gesetzt. Der Senat entschied sich nach langer Wartezeit für den an dritter Stelle positionierten Bewerber. Über die Gründe konnte man nur spekulieren. Parallel zu der erhofften Professur hatte ich auch eine Zusage der GTZ (Gesellschaft für Zusammenarbeit). Es handelte sich um die Position eines Beraters für das Schuldenmanagement des nordwestafrikanischen Landes Mauretanien. Meine Tochter studierte schon eifrig Bilder der Sahara Wüste, während meine Frau dagegen eher skeptisch war, weil sie meinte, dass die französisch sprachige, fremde Umgebung nicht geeignet für die Kinder sein würde und die auf zwei Jahre befristete Stelle bei der Rückkehr nach Deutschland erneut zu Problemen bei der Arbeitssuche führen könnte. Das Verfahren an der FHW zog sich hin und die GTZ drängte. Ich sagte also der GTZ ab, da ich sicher war, die Professur zu bekommen. Ich nahm deshalb zunächst eine Stelle in Hagen an der Fernuniversität, sozusagen als Parkmöglichkeit an, bis die Berufung aus Berlin erfolgen würde.

## Episode 14 *Entscheidung*

Ich hatte vorher noch nichts von Hagen gehört und musste erstmal, als ich die Stellenanzeige sah, auf die Deutschlandkarte gucken. Es liegt in Nordrhein Westfalen. Ich fuhr also mit dem Zug nach Hagen. Die Stelle war für einen wissenschaftlichen Mitarbeiter in einer zentralen Einrichtung zur Entwicklung von Fernstudienmaterialien ausgeschrieben mit der Perspektive auf eine spätere Dauerstelle als Akademischer Rat. Ein Schwerpunkt der künftigen Arbeit sollte die didaktische Beratung der Fachwissenschaftler sein. Zu meinem Glück hatte ich während meiner Berliner Zeit aufgrund meiner Kurse an der Volkshochschule zusammen mit zwei VHS Dozenten ein kleines Buch über Kursgestaltung in der Weiterbildung publiziert, was sicherlich von Vorteil für die Bewerbung war.

Der Direktor des Instituts stellte mir auf freundliche und nette Art die einzelnen Mitarbeiter vor, so dass ich einen positiven Eindruck gewann und zusagte, auch wenn das Arbeitsgebiet nicht meiner bisherigen Lehrtätigkeit entsprach und ich ja ohnehin diese Arbeitsstelle nicht auf Dauer wahrnehmen wollte. Ich suchte mir daher ein Zimmer in Hagen und pendelte jede Woche zwischen Hagen und Berlin mit dem Zug: Freitag abends nach Berlin und am Montagvormittag zurück nach Hagen, so dass ich an der Dienstbesprechung um 13.00 Uhr in Hagen teilnehmen konnte. Die Fahrzeit betrug ca. sieben Stunden. Die Wochenenden in Berlin waren immer schwierig, da wir uns immer wieder auf einander einstellen mussten. Besonders die Abfahrt, die uns jede Woche trennte, war sehr schmerzhaft. Glücklicherweise gab es einen Zug, der direkt von Berlin nach Hagen fuhr: es war der Warschau-Paris-Nord Express. Auf einer dieser Fahrten saß ich im Abteil zusammen mit einigen Studenten, die aus Warschau kamen und eifrig pokerten. Dabei qualmten sie eine Zigarette nach der anderen. Als sie mich einluden beim Poker mitzumachen, war ich sofort einverstanden, obwohl ich die Spielregeln erst lernen musste. Als der Schaffner zur Kartenkontrolle die Tür des Abteils öffnete, schrak er aufgrund des enormen Qualms der ihm entgegenschlug, zurück und verzichtete auf die Fahrkartenkontrolle. Auf jeden Fall war dies meine längste und beste Pokerrunde, ich hätte fast den Ausstieg in Hagen verpasst.

Mein erster Eindruck von Hagen war ernüchternd. Abends waren die Straßen fast vollkommen leer. Als ich ein Bier gegen 21.00 Uhr trinken wollte, wurden schon die Stühle hochgestellt. In einem großen Kino, als ich mir einen Western ansehen wollte, war ich einer von drei Zuschauern. Wo war ich nur gelandet?

Als mich meine Tochter in Hagen besuchte und wir einen Spaziergang in die waldreiche und hügelige Umgebung machten, setzten wir auf eine Bank, tranken eine Cola und beobachteten die Spaziergänger, die hier mit ihren Lodenmänteln und Wanderstöcken vorbeikamen. Ich dachte, „mein Gott, was für ein Unterschied zum lässig schlampigen Stil der Berliner“. Die Umwälzungen der 60er Jahre hatten wohl keine Reichweite bis Hagen gehabt. Die Natur war an einigen Stellen ganz hübsch, aber

nach jeder Kurve tauchte ein altes Fabrikgebäude auf, das den Eindruck einer ungetrübten Natur auch gleich wieder zerstörte.

Ich war nicht der einzige Mitarbeiter, der zwischen Wohnsitz und Arbeitsstätte hin und her pendelte. Um nicht zu Hause isoliert vor dem Fernseher zu sitzen, spielten wir Skat oder trafen uns zum Bowling. Dabei lernte ich auch den lokalen, ekelhaft schmeckenden starken Wachholder-schnaps kennen, das sogenannte „Hasper Maggi“. Ich nutzte die Zeit auch, um einen Segelkurs zu belegen, der vom Yachtclub Harkortsee angeboten wurde. Am Tag der Prüfung herrschte glücklicherweise Flaute, sodass ich die Halse, die ich nicht so gut konnte, nicht mehr vorführen musste. Als mich die Nachricht erreichte, dass der Berliner Senat den drittplatzierten Bewerber ernannt hatte, startete ich die Wohnungssuche in Hagen. Ich wurde schnell fündig und mietete eine 140 Quadratmeter große Wohnung in einem alten aber sehr schönen Villenviertel. Die Wohnung hatte vier Zimmer, dazu ein Bad mit einer uralten Badewanne, eine große Küche, eine kleine Gäste Toilette und einen großen Balkon. Die Fenster waren noch im alten Stil in kleine Unterfenster unterteilt, so dass ich mich zum Fensterputzen von außen auf das Fenstersims stellen musste, was nicht ganz ungefährlich war. Wir haben uns trotzdem in der Wohnung wohlfühlt und hatten einen sehr schönen Blick über die Stadt.

## Episode 15 *Die FernUniversität und das ZFE*

Die 1975 gegründete Fernuniversität befand sich erst im Aufbau. Vermittelt wurde der Lehrstoff durch gedruckte Kurseinheiten geschrieben mit der Schreibmaschine von internen und externen Autoren. Die Studenten hatten die Möglichkeit, ein regionales Studienzentrum zu besuchen, um sich bei Mentoren Hilfestellungen zu holen oder sich mit Fragen an die Mitglieder des betreffenden Lehrstuhls zu wenden. Anwesenheit in Hagen war nur zu einigen Seminaren erforderlich. Die Klausuren konnten an verschiedenen zentralen Orten geschrieben werden. Fernstudium war noch Neuland in der deutschen Universitätslandschaft. Viele Personen konnten sich nicht vorstellen, was darunter zu verstehen war. Einige Personen verwechselten die FernUniversität sogar mit der Volkshochschule. Es gab nur einige Erfahrungen aus dem letztlich gescheiterten Projekt „Fernstudium im Medienverbund“. Ein wichtiges Vorbild war dagegen die britische „Open University“.



*Fernuniversität in Hagen*

Das Institut, in dem ich arbeitete, das Zentrum für Fernstudienentwicklung (ZFE) hatte einen spezifischen Charakter. Seine Aufgabe war es, die Fachbereiche bei der Erstellung der Kurse und der Weiterentwicklung des Studiensystems zu unterstützen. Im Hochschulgesetz war das Institut als Typ „sui generis“ beschrieben. Als der damalige Institutsleiter Klarheit über die künftige Struktur haben wollte, gab es eine Abstimmung unter den Mitarbeitern des Institutes, ob sie den Status einer Betriebseinheit, ähnlich einer Bibliothek oder einem Rechenzentrum oder den Status einer wissenschaftlichen Einrichtung mit einem professoralen Leitungsgremium präferieren würden. Es stand 50/50 bis noch ein Mitarbeiter auftauchte und für den Status einer Betriebseinheit votierte. Ich war eher für eine wissenschaftliche Einrichtung gewesen. Ich bekam bis dahin, wie einige andere auch, ein Lehrdeputat von 8 Stunden was man schlecht als reine Zuarbeit ähnlich einem Rechenzentrum, interpretieren konnte.

Meine erste Aufgabe im ZFE bestand darin, die Kurse des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaft unter didaktischen Aspekten zu analysieren und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Der Fachbereich hatte für die Kurseinheiten ein Abnahmeverfahren eingerichtet, in dem die didaktische Stellungnahme als ein Element berücksichtigt werden konnte, aber nicht musste. Ich ging erst einmal in die Universitätsbibliothek, um mir Bücher zur Wirtschaftsdidaktik auszuleihen.



*Bei  
der  
Arbeit*



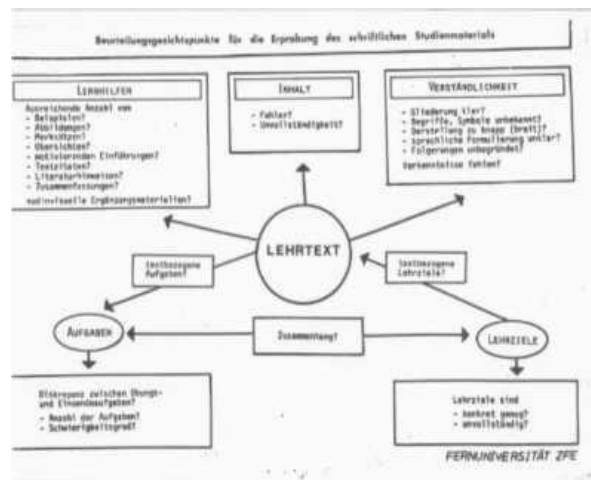
Leider war nach einer schnellen Durchsicht kein Buch zu finden, das mir bei der Begutachtung etwa eines Kurses zur Geldpolitik geholfen hätte. Ich musste auf meine eigene Lehrerfahrung zurückgreifen, um einen sinnvollen Beitrag zu leisten. Meine Stellungnahmen mussten sehr präzise sein, da jede Form von Evaluation ein äußerst sensibler Bereich ist und eine ungerechtfertigte Bemerkung sofort zu heftigen Protesten des Hochschullehrers führt. Nach einiger Zeit konnte ich dann eine interne Anleitung für die Autoren wirtschaftswissenschaftlicher Kurse erarbeiten.

Diese Anleitung hatte nicht den Charakter eines Handbuchs, sondern kommentierte gute und schlechte Beispiele aus den bereits eingesetzten Kursen. Es zeigte sich, dass Hinweise zur Verbesserung gezielter sind und größere Akzeptanz bei den Professoren erfahren, wenn sie von einem Mitarbeiter mit gleicher fachlicher Affinität gegeben werden.

Es hatte bereits im ersten Studienjahr Proteste der Studenten gegen einen ihrer Meinung nicht adäquaten Kurs gegeben, die bis in das Ministerium drangen. Die Evaluation war daher von großer Wichtigkeit. Ein standardisierter Fragebogen wurde vom ZFE entwickelt und an die Studenten geschickt, gab aber den Hochschullehrern keine konkreten Hinweise, was denn im Einzelnen geändert werden sollte. Ein kursspezifischer Fragebogen war da schon präziser, konnte aber nur durch die Fernstudiedidaktiker sinnvoll formuliert werden. Man suchte noch nach einer qualitativen Ergänzung. So wurde die sogenannte Lehrtextkritik ins Leben gerufen. Bei der Kursbelegung wurden die Studenten befragt, ob sie an einer Kurskritik gegen geringe Vergütung teilnehmen würden. Sie mussten ihre Anmerkungen in ein Zweitexemplar eintragen und an uns zurückschicken. Ich habe damals ein Schema mit Orientierungspunkten für die Studenten entwickelt. Interessant war, dass man bereits



bei 5 - 10 individuellen Kritiken die wesentlichen Stärken und Schwächen eines Kurses gut erkennen konnte.



Die fernstudiendidaktische Sektion im ZFE war ein Abbild der an der Universität angebotenen Fakultäten. Ich koordinierte viele Jahre einen kleinen Stab von hoch qualifizierten Juristen, Ökonomen, Ingenieuren, Elektrotechnikern, Mathematikern und Erziehungswissenschaftlern, die sich auf die Vermittlung und Entwicklung des Fernstudiums konzentrierten und kurz als Fernstudiendidaktiker bezeichnet wurden. Die Fernstudiendidaktiker arbeiteten eng mit den anderen Bereichen im ZFE zusammen, das heißt, sie beteiligten sich sowohl an der Systementwicklung als auch an der Medienentwicklung. Dieses breite Aufgabenfeld wurde in der Regel in Form von Projekten durchgeführt, in denen die Didaktiker intern mit den Mediengestaltern wie Grafikern, Programmierern oder AV-Technikern zusammenarbeiteten, extern mit den jeweils beteiligten Hochschullehrern und ihren Assistenten. Zusätzliche Kapazität verschafften auch die studentischen und wissenschaftlichen Hilfskräfte.

An der Personalausstattung und an den Tätigkeitsprofilen konnte man schnell einige potenzielle Konfliktherde identifizieren, die nur mit großer Flexibilität und Kooperationsbereitschaft vermieden werden konnten. Es gab ein Spannungsfeld zwischen Wissenschaftlern und „Nicht Wissenschaftlern“. Das betraf die interne Zusammenarbeit innerhalb des ZFEs. Durch die Arbeit in Form von Projekten war der beteiligte Fernstudiendidaktiker automatisch der jeweilige Projektleiter. Einige Mitarbeiter empfanden das als zu viel Hierarchie, zumal sie außerdem noch einen Abteilungsleiter hatten.

Es gab eine nicht immer leicht zu handhabende Schnittstelle zwischen den Lehrstühlen und externen Autoren gegenüber den Fernstudiendidaktikern - der Gruppe zu der ich gehörte. Das betraf in erster Linie die Lehre, da einige Professoren befürchteten, dass die Autonomie der Hochschullehrer verloren ginge, wenn die Fernstudiendidaktiker auch inhaltlich über die Gestaltung möglicherweise Einfluss auf die Kurse nähmen und Autorenrechte erwerben könnten. Hinzukam, dass die Fernstudiendidaktik mit Stellen

versehen war, die im Fachbereich Begehrlichkeiten weckten. Das Institut musste daher ständig seine Existenz rechtfertigen. Es gab schließlich auch Problemzonen zwischen dem Verwaltungsbereich und dem ZFE, die aber dadurch entschärft wurden, dass das ZFE seine ursprüngliche Zuständigkeit für die Studienzentren an die Verwaltung abgegeben hatte. Mit der technischen Produktion der schriftlichen Materialien und dem Versand hatte das Institut ebenfalls nichts zu tun.

Der Fokus lag im ZFE auf der modellhaften Entwicklung und Implementierung von innovativen Elementen des Fernstudiums. Ich kam mit meiner Arbeit gut zurecht und fand es auch interessant, sowohl mit den Grafikern und Technikern zusammen zu arbeiten, als auch mit den Fakultätsmitgliedern. Dabei lernte ich die gesamten Kurse der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft kennen, des größten Fachbereichs der Fernuniversität in Hagen. Ich hatte ein großes Aufgabenspektrum aus dem ich meine Schwerpunkte weitgehend selbst wählen konnte. Ich konnte aber auch fachbereichsübergreifende Probleme bearbeiten.

So untersuchte ich mit einer Kollegin den Zusammenhang zwischen Beruf und Studium. Andere Kollegen analysierten die Lebenswelt der Fernstudenten in Form von Tiefeninterviews. Schließlich gab es auch Analysen zum Drop-out, die allerdings bei den leitenden Gremien auf wenig Verständnis trafen, da die Ergebnisse auf den ersten Blick sehr enttäuschend waren. Die Diskussionen um den hohen Drop-out hatten den positiven Aspekt, dass der akademische Titel nicht als das einzige Studienziel anzusehen war und daher der Drop-out differenzierter betrachtet werden musste.

## Episode 16 *Der Ton macht die Musik*

Der Start war gemacht und die Einschreibungen zum Studium an der FernUniversität nahmen rasant zu. Die Universität wollte nun das autonome Lernen medial noch stärker unterstützen. Da man nicht, wie die Open University, eine Kooperation mit einem Sender erreichen konnte, begannen wir mit einfachen Ton Bildkombinationen in Form einer Dia Show. Die Distribution war allerdings unpraktisch und auch zu teuer. Da bedeutete der Übergang zur Nutzung von Tonkassetten einen Quantensprung. Zu dem finanzwissenschaftlichen Kurs über die „Normative Theorie des öffentlichen Budgets“ entwickelte ich modellhaft insgesamt sechs Tonkassetten als ergänzendes Studienmaterial. Das gesprochene Wort sollte die emotionale Bindung zwischen dem Dozenten und dem Studenten verstärken und personalisieren. Der Text ersetzte quasi das Bild zum Ton, was nicht bedeutete, dass der Lehrtext vorgelesen wurde.

Das didaktische Konzept sah dann so aus:

- Vorstellung der Sprecher,
- Überblick über die Funktion des Audios,
- ergänzende Bemerkungen zu schwierigen Kursabschnitten,
- kleine Aufgaben mit einer Denkpause
- Zusammenfassung und Ausblick.

Die Struktur des Audios wurde durch akustische Signale gesteuert. Die Einbettung des Audios in den Lehrtext wurde durch Icons in der Randspalte signalisiert. Die Tonkassetten wurden von den Studenten gut aufgenommen. Leider konnten wir kaum Hochschullehrer für den Einsatz von Tonkassetten gewinnen. Ich lud eine Kollegin von der Open University für einen kurzen Besuch nach Hagen ein und wir stellten fest, dass wir an ähnlichen Problemen, jedoch mit unterschiedlichem Blickwinkel arbeiteten. Neben einigen Kontakten zur OU gab es relativ wenig internationale Kooperationen, die Arbeit mit Tonkassetten war an Universitäten, die Fernstudium anboten, nicht verbreitet und wenn überhaupt, dann wurde das Radio genutzt, das aber zu wenig gezielt mit dem Studieren des Kursmaterials verbunden werden konnte. Ich fasste meine Erfahrungen mit Tonkassetten in dem Artikel „Some Didactic Aspects of Audio-Cassettes in Distance Education“ zusammen, der dann in Australien erschien.

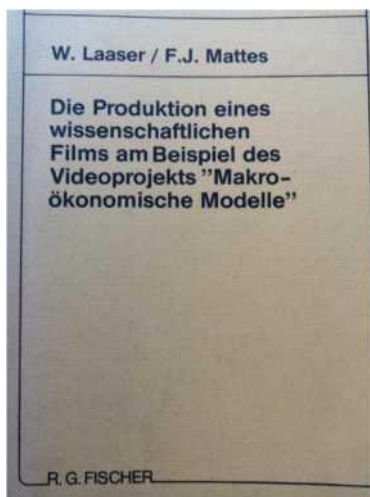


Ton  
Läuft!



### Episode 17 *Wissenschaftliche Lehrfilme, ein unbekanntes Medium*

Da der Platz in der Wohnhausetage nicht für die steigende Mitarbeiteranzahl des ZFEs ausreichte und man das Fernstudium jetzt auch mit Lehrfilmen unterstützen wollte, zog das Institut in einen Barackenbau in der Nähe des Campus. Für einen Raum wurde das Dach hochgesetzt, um ein kleines Videostudio einzurichten. Wir fingen an, Videos zu produzieren. Die Kassetten wurden an die Studienzentren geschickt, die mit Umatic Recordern ausgestattet wurden. Die Studenten konnten sie dort anschauen oder auch individuell ausgeliehen werden. Da wir kein Training darin hatten ein Skript zu schreiben und es fast keine Literatur zu diesem Thema gab, waren wir auf uns selbst angewiesen. Ich hatte mir allerdings eine Reihe von Filmen der Open University angesehen. Von den Möglichkeiten der BBC, mit der die OU eine Kooperation eingegangen war, waren wir natürlich meilenweit entfernt. Unser Team bestand aus dem Kursautor, einem Mediengestalter, einem Studiotechniker, einem Graphiker, einer Kamera-Frau/Mann und schließlich aus mir als Koordinator und Skriptschreiber. Ich versuchte, den fachlichen Text durch Bilder zu hinterlegen, dabei wurde mir bewusst, dass Text und Bild von Anfang an zusammengedacht werden müssen. Später versuchte



ich in den Lehrfilmen von visuellen Szenarien auszugehen und erst dann, falls notwendig, Text zu ergänzen. Das ist ein Schritt, der vielen Fachwissenschaftlern schwerfällt.

#### *Videostudio, Direktor*

Mein erster Film war eine vierteilige Reihe zum Thema: „Makroökonomische Modelle“. Die Kollegen titulierte das Filmprojekt als ein „Ben Hur“ aufgrund seiner

Länge. Die einzelnen Teile des Videos waren zwischen 30 und 40 Minuten lang. Da ich als Ökonom mit dem wirtschaftswissenschaftlichen Inhalt vertraut war, übernahm ich auch einen Teil der Moderation. Ich selbst hatte die Einstellung, dass eine besondere Aufmachung für den Moderator, wie spezielle Farben oder Muster des Stoffes einer Jacke für einen Lehrfilm nicht notwendig seien. Ich hatte es auch abgelehnt, mir eine neue Brille extra für diese Moderation zu kaufen. Ich trug damals eine Umbramatic Brille, deren Gläser sich aufgrund der im Studio eingesetzten Scheinwerfer völlig verdunkelten. Ich sah ein, dass es auch wichtig sein kann, solche Aspekte zu beachten.

Ein heiteres Ereignis war die Moderation eines relativ klein gewachsenen Kollegen, der sich auf einen Stapel mit den großen Umatic Kassetten gestellt hatte, um an das Moderationskatheder zu reichen. Leider war die Unterlage nicht stabil, so, dass er mitten in der Aufnahme vom Bildschirm verschwand. Natürlich wurden solche Missgeschicke nicht gelöscht, sondern gesammelt und zu entsprechenden Festen vorgeführt. Die Arbeit im Studio war durchaus anstrengend, da es viele Pausen gab, in denen man auf die nächste Aktion wartete. Ich trank damals viel Kaffee und rauchte wie ein Schlot. In der Mittagspause spielten wir Tischtennis auf chinesische Art, das heißt, man bildet eine Kette mit allen Spielern, der Erste schlägt auf, der Nächste muss retournieren. Wenn er das nicht schafft, scheidet er aus. Die beiden letzten übriggebliebenen spielen ein Einzel um den Sieg. Die Platte stand genau im Eingangsbereich, da es die einzige verfügbare Freifläche war. Das Tischtennispielen war zwar ein Dorn im Auge des Institutsleiters, aber es gibt keine Vorschrift, die es verbietet. Das Studio war eigentlich zu klein für eine akzeptable Qualität der Videoproduktionen. Im Winter musste ich einen dicken Mantel mitnehmen, im Sommer wurde es dagegen trotz Klimaanlage sehr heiß.

## Episode 18 *Zwischen Ökonomie und Educational Technology*

Um bei meiner Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Wirtschaftswissenschaft nicht den Anschluss zu verlieren, ging ich viele Jahre lang zur Jahrestagung des traditionsreichen Vereins für Sozialpolitik und zu den Tagungen des Arbeitskreises für Politische Ökonomie. Im Verein für Sozialpolitik hatte ich zusammen mit drei weiteren Ökonomen die erste temporäre Arbeitsgruppe zum Thema „Folgekosten von Entwicklungsprojekten“ gegründet und mein Kapitel in den Schriften des Vereins publiziert.

### *Verein für Sozialpolitik*



The Folgekostenproblematik on the background of the Conditions for awarding contracts in the context of bilateral and multilateral cooperation

by *Wolfram Laaser*, Hagen

The economic situation of oil-importing developing countries deteriorated in the 1970s. The growth rate of the national product per capita fell from 1.6 to 0.9 p.a.<sup>1</sup> The outstanding medium and long-term debt of developing countries from public and private sources increased fivefold in nominal terms from the beginning of 1971 to the end of 1978. On the other hand, the per capita income of the industrialised countries ...

Der Arbeitskreis für politische Ökonomie war als Gegenentwurf zum etablierten und überwiegend konservativen Verein für Sozialpolitik gedacht und war eine gute Plattform für kritische, nicht gerade neoklassische Ökonomen. Nach einigen Jahren stellte ich meine Teilnahme in beiden Organisationen ein, da ich zu wenig mit der laufenden wirtschaftswissenschaftlichen Forschung in meiner Arbeit an der Fernuniversität befasst war und ich mich stärker der Mediendidaktik und Lerntechnologie zugewandt hatte. An der Fernuniversität stiegen die Studentenzahlen kontinuierlich an, so dass man computerauswertbare Übungs- und Prüfungselemente für die Kurse mit Belegerzahlen von mehreren tausend Studenten suchte. Während sich andere Mitarbeiter des Instituts mit der elektronischen Erfassung, der von Studenten eingeschickten Aufgaben beschäftigten, den sogenannten Einsendaufgaben, wollte ich einen Beitrag zu der Frage leisten, ob computerauswertbare Aufgaben so gestaltet werden können, dass sie einen vergleichbaren Schwierigkeitsgrad aufweisen, wie die

bisherigen offenen Aufgaben, die nicht maschinenauswertbar waren. Naheliegender Weise nahm ich wieder den Kurs Makroökonomie als Beispiel. Daraus ist dann ein ganzes Buch entstanden, mit anspruchsvollen und variablen Gestaltungsformen für die Aufgaben des Kurses, deren Muster aber auch analog für andere Kurse benutzt werden können. Das Thema der Aufgabengestaltung hat mich auch später immer wieder beschäftigt.

***Set einer Serie von Multiple Choice Abfragen, eingebettet in eine kleine Geschichte (Small, Small, Laaser, Martiensen: Multiple Choice Tasks in der Betriebswirtschaftslehre)***

**Ein Arbeitstag von Raphael Berger (Auszug)**

Raphael Berger leitet eine Glaserie mit ca. 100 Mitarbeitern. Daneben betreibt er eine im Aufbau befindliche Gesellschaft, die sich mit der Entwicklung eines Computersystems (Hardware und Software) zur Fertigungssteuerung beschäftigt.

Mo 05. Juni  
08:00

Welche Rolle(n) nimmt dabei Berger ein?  
Kreuzen Sie die betreffenden Alternativen für die Aktivitäten zu den verschiedenen Uhrzeiten an (dann weiter über die gelben Pfeiltasten).

Repräsentant  
 Führer  
 Koordinator  
 Informationsanbieter  
 Informationsverteiler  
 Sprecher  
 Unternehmer  
 Krisenmanager  
 Ressourcenzuteiler  
 Verhandlungsführer

Raphael Berger betritt das Gebäude und erhält schon auf dem Weg zu seinem Büro von Ralf Dahn, einem Mitarbeiter aus der Kalkulation, einen Hinweis auf eine Störung bei dem in Entwicklung befindlichen Computersystem. Danach geht er zu seinem Schreibtisch.

OK Lösung

Mit der beginnenden Nutzung auch audiovisueller Medien stieg das Interesse an der Prüfung der Effizienz der noch relativ teuren medialen Vermittlung. Ich habe dazu ein kleines Forschungsprojekt durchgeführt, das sich der Frage stellte, inwieweit eine didaktische und graphische Überarbeitung einer bereits eingesetzten Kurseinheit im Vergleich zu einer entsprechenden Videoproduktion Zeitersparnisse und Leistungsverbesserungen erbringt. Ich wählte einen Lehrtext zur Ökonometrie aus und erstellte zusammen mit einigen Institutskollegen die verbesserte Textversion und die Videoversion. Ein Test mit ca. 30 Studenten des Ökonometrie Kurses ergab, dass die Überarbeitung des Lehrtextes nicht primär leistungssteigernd war, jedoch erhebliche Zeitersparnisse im Vergleich zur aktuellen Originalversion aufwies. Der Effekt der Videoversion war auch positiv in Bezug auf die Lernleistung. Das Projekte hatte, wie viele komparative Studien über Lerntechnologie, mit dem Problem zu kämpfen, dass die Ausgangslage, hier der schriftliche Text, und die Alternative, hier die Videofassung, entweder sinnlos ist - Beispiel: Vergleich eines Printmoduls mit einem textgleichen

Video oder, um bei dem Beispiel zu bleiben, oder das Video wird für den Vergleich unter Nutzung seiner spezifischen Gestaltungsmöglichkeiten erstellt, dann kann der Einwand kommen, dass man Äpfel mit Birnen vergleicht. Zwischen Form Inhalt besteht eine dialektische Beziehung. Es gibt keine Form ohne Inhalt und keinen Inhalt ohne Form. Ich habe in unserer Studie die sehr detaillierten Lehrziele als den gemeinsamen Nenner der verschiedenen Versionen genommen, ich war mir aber bewusst, dass es sich um eine Hilfskonstruktion handelte.

### ***ZeF Internationale Publikationen***



Leider hatte die Veröffentlichung in drei aufeinander folgenden Ausgaben der Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Forschung (ZeF) relativ wenig Resonanz, da der Herausgeber kurz danach verstarb und die Zeitschrift nicht fortgeführt wurde.



## Episode 19 *Kommunikationsprobleme*

Meine erste internationale Konferenz fand 1979 in Neufundland über „Unterricht im Fernsehen“ statt. Ein Kollege hatte mir den Tipp gegeben, ein Paper über Video einzureichen. Das Paper wurde akzeptiert und ich erhielt die entsprechende Zusage der Reisekostenerstattung.

Ich plante, von Deutschland nach Montreal zu fliegen, um mir vorher die Concordia University anzusehen, und um einige Wissenschaftler aus der Unterrichtstechnologie zu sprechen.



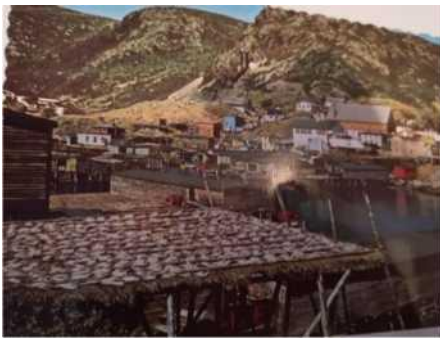
### *Konferenz in St. Johns, Neufundland*

Es war ein heißer Sommer in Montreal und als ich nach einem langen Flug in Montreal ankam, sah ich aus den Veranstaltungsprospekten im Hotel, dass in dieser Nacht im Jazzclub „House of the Rising Sun“ Chicago Blues von Luther Allison auf dem Programm stand. Das war dann gleich ein erstes Highlight auf meiner Reise. Ich wurde von der Concordia University zum Essen in ein Restaurant eingeladen mit hervorragender französischer Küche. Aufgrund der hohen Temperatur waren die Leute fast die ganze Nacht auf den Beinen. Montreal liegt in Französisch Kanada, das bedeutet,

dass nicht Englisch, sondern ein französischer Dialekt, das québécois, gesprochen wird. Manchmal war das kaum zu verstehen. Ich bin dann mit dem Bus nach Quebec, das an dem riesigen Sankt Lorenzstrom liegt, gefahren und am nächsten Tag morgens allein am Ufer des Stroms entlang spaziert und habe die Mächtigkeit des Stroms auf mich einwirken lassen. Schließlich bin ich noch mit einer weiteren Busfahrt zu dem englisch geprägten Toronto gefahren, ein echtes Kontrastprogramm verglichen mit Montreal. Danach bin ich mit Kollegen der Concordia University zu einem informellen Vor-Konferenz Treffen in Corner Brook gefahren. Ich traf dort eine größere Gruppe von Wissenschaftlern der Open University (OU), unter anderen Tony Bates, der an der OU das Institut für Educational Technology leitete und dessen Publikationen ich gelesen hatte. Abends saß ich mit den Briten in der Bar. Sie erzählten sich einen Witz nach dem anderen und ich verstand zwar fast alles bis auf die Pointe. Ich war ziemlich frustriert und sagte jetzt möchte ich euch auch einmal einen Witz erzählen. Es war ein Witz aus der Mathematik, Mengenlehre, und keiner von der Gruppe lachte und ich musste die Pointe noch einmal erklären. Ich bemerkte dazu, dass ich mich die ganze Zeit so gefühlt hätte, wie sie jetzt. Damit war das Thema erledigt und man nahm mehr

Rücksicht auf meine Sprachkenntnis. Von Corner Brook aus fuhr ich zusammen mit einem Japaner und einem Amerikaner in einem gemieteten Cadillac quer durch Neufundland nach St. Johns zur Memorial University of New Foundland. Unterwegs schrie der Amerikaner an jeder Ecke „whow“ auch wenn gar nichts Aufregendes zu sehen war. Nur einmal trabte eine Elchkuh über die Straße, da war das „Whow, that’s fantastic“ vielleicht akzeptabel. In St John kann man manchmal Eisberge vorbei schwimmen sehen, wir hatten aber nicht das Glück. Stattdessen fuhren wir mit einem Boot zu einer Vogelinself nahe Petty Harbour und wurden auf der Rückfahrt durch einen heftigen Regenguss ziemlich nass. Ich freundete mich mit dem japanischen Professor an, der in Japan für die Studienzulassung arbeitete. Die Zulassung zu den Prestige Universitäten hat in Japan einen sehr hohen Stellenwert.

### *Petty Harbour*



Die Konferenz lief gut ab und war interessant für mich. Ein Vortrag blieb mir in Erinnerung von Jon Baggaly über verschiedene Kameraeinstellungen im Bildungsfernsehen. Sehr beeindruckend war auch der Campus der Memorial University. Wunderschön zum Studieren, wenn man das mit deutschen Universitäten vergleicht. Das liegt aber wohl auch an der Tatsache, dass hier die Studenten auf dem Campus untergebracht sind, während sie in Deutschland in der Regel „on campus“ studieren, aber „off campus“ wohnen. Im Fernstudium wird der Campus weitgehend durch technische Medien substituiert.

## Episode 20 *Impressionen aus Kuba*



Zu dieser Zeit stand noch eine länger geplante private Reise nach Kuba an, zu der ich erst wenig Lust hatte, da ich dort niemand kannte und Kuba lediglich unter politischen Aspekten interessant zu sein schien. In Schönefeld, dem Ost-Berliner Flughafen, kam ich mir allein und einsam vor. Eine Gruppe von Kubanern trank vor dem Abflug eine Unmenge Bier. Von dem, was sie untereinander sprachen, verstand ich kein Wort. Also wozu nach Kuba fliegen?

Der Flug war, wie immer, von den Gedanken an einen hoffentlich klappenden Take-off und eine sichere Landung begleitet. Das Gefühl, möglicherweise ganz trivial irgendwo verschollen zu gehen, ließ sich nicht völlig unterdrücken. Es gab eine Zwischenlandung in Gander auf Neufundland und ich dachte mir, hier warst Du schon einmal und es ist gut gegangen. Ich überlegte, von Gander aus eine Postkarte zu schicken aber es gab nur Briefmarken am Automaten in größerer Stückzahl, sodass ich das Vorhaben strich. Ich denke an zu Hause. Alles erscheint mir noch unwirklich.

Während der zweiten Hälfte des Fluges kam ich mit einem Kubaner ins Gespräch, der mich spontan einlud, ihn in Havanna zu besuchen. Raul hatte sechs Jahre in der DDR gelebt, war ein ruhiger Typ und schien mir einigermaßen vertrauenswürdig. Trotz der vielen Jahre in Ostdeutschland sprach er schlecht Deutsch. Er war als Bautischler ausgebildet und wollte seine Freundin aus der DDR heiraten. Der Flugkapitän meldete sich, Havanna 26 °C. Wir waren da.

Ich kam schnell durch den Zoll, Raul kam als Letzter. Ich hatte mit einigen Technikern am Ausgang gewartet. Sie wurden von kubanischen Funktionären abgeholt. Dabei konnte ich hören, dass die Techniker aus der DDR kein Wort Spanisch sprachen und versuchten mit ihrem Empfangskomitee auf Russisch zu radebrechen.

Dann wartete ich noch einmal eine halbe Stunde, bis Raul Geld gewechselt hatte. Wir fuhren mit dem Taxi ins Zentrum von Havanna. Am Ziel, dem Hotel Colina, steckte mir Raul 20 Pesos zu, damit ich etwas kubanisches Geld hatte. Im Hotel verlangte man

von mir eine Reservierungsbestätigung vom Touristenbüro „Habana Libre“. Es war 23.00 Uhr und das Tourismusbüro war natürlich schon geschlossen. Schließlich konnte ich doch noch ein Zimmer beziehen. Im Zimmer funktionierte das Radio schlecht und die Klimaanlage war laut, das Klo hatte keinen Deckel, in der Thermoskanne war kein Wasser. Sonst war alles OK!!

Ich ging noch einmal kurz aus dem Hotel, um einen ersten Eindruck von der Stadt zu gewinnen. Vor einem Restaurant stand eine lange Menschenglange, ansonsten nichts, wo man etwas zu essen bekommen konnte. Ich wollte wenigstens ein Eis essen an der Plaza Coppelia, ein Ananaseis. Um das Eis zu kaufen, musste ich mich in eine erste Schlange einreihen, um einen entsprechenden Bon zu erhalten. Danach durfte ich mich in eine zweite Schlange einreihen, um ein Eis für 40 Centavos zu bekommen. Ich ging etwas enttäuscht ohne Essen ins Hotel zurück. Das Frühstück am nächsten Morgen bestand aus einer Scheibe Brot, einer Scheibe Wurst, Spiegeleiern und Milchkaffee. Das Ganze kostete mich 3 \$ oder umgerechnet etwa 12 DM.

Ich startete einen Stadtbummel. Zuerst ging ich zu der berühmten Strandpromenade, dem Malecon. Dort sieht man noch eine Kette schöner alter Villen, aber die Farben sind schon lange verblasst. Havanna muss einmal sehr schön gewesen sein.

### *Havanna, Plaza de la Catedral und Hotel Plaza*



Dreimal wurde ich wegen Geldwechslens angesprochen, aber ich hatte noch die zwanzig Pesos von Raul und lehnte daher ab. Der Schwarzmarktkurs lag etwa bei 1US \$ = 4 Pesos, während der offizielle Kurs mit 1 zu 1 festgelegt wurde. Die Touristen sollten nur mit \$ zum Einheitspreis bezahlen, also das Vierfache der lokalen Preise in Pesos.

Ich ging die alten breiten Avenidas entlang in Richtung der Altstadt. Die Schulkinder hatten gerade Pause und machten mit Lehrern auf der Mittelpromenade Sportübungen. Es gab weder ein Café noch ein Restaurant. Lediglich das schönste Hotel, das „Inglaterra“ wurde renoviert. Die anderen ehemaligen Prachtbauten gammelten nur so vor sich hin. Ich hielt an einer offenen Stehkneipe an. Nebenan war eine Theke mit Sitzplätzen zum Essen. Ich sah fast nur alte Leute, Rentner. Es gab Fischsuppe und Reis. Auch hier bestimmte eine Warteliste den Zugang. Erst wollte ich auch warten, aber ich kam mir in dieser Armenküche doch zu sehr als Außenseiter vor. Schließlich fand ich noch ein einfaches Restaurant. Die Schlange schien kurz zu sein, trotzdem dauerte es fast 45 Minuten. Ich aß etwas Fisch mit Reis und trank ein Bier. Mit zwei alten Arbeitern, die mit mir am Tisch saßen, kam ich ins Gespräch. Es war schwer ihre Sprache zu verstehen. Sie waren unzufrieden mit dem Wirtschaftssystem. Kommunismus hieß für sie „Armut für alle“. Sie rackern ein Leben lang und verdienen ungefähr 150-200 Pesos im Monat. Die Rente betrug später nur etwa 60 Pesos.

Die medizinische Versorgung war gut, die Miete niedrig, alles andere war teuer, z.B. Kleider oder Möbel. Nachdem die zwei Rentner das Lokal verlassen haben, baten mich andere Kubaner an ihren Tisch, Marinesoldaten. Wir tranken ein Bier. Ich sollte nichts bezahlen. Einer der Kubaner war Mechaniker und lernte an der Abendschule für seinen Technikerabschluss. Einer der Marineros schlug mir vor, woanders hinzugehen. Draußen sagte er mir, er wollte gehen, da er nicht mehr für die anderen bezahlen wollte. Bei mir wäre das etwas Anderes. Er arbeitete in dem Geschäft seines Vaters, der Optiker war. Ich fragte mich im Stillen, warum er an jenem Tag nicht arbeitete.

Wir gingen durch verschiedene Bars. Sie waren fast alle stockdunkel. Am frühen Nachmittag war hier nichts los. Am Schluss landeten wir in meiner Hotelbar. Als mein Bekannter aus der Toilette zurückkam, stürzte er. Er zog sich mühsam an der Theke hoch und wollte weitertrinken. Ich sagte, jetzt wäre endgültig Schluss, ging auf mein Zimmer und schlief sofort ein.

## Episode 21 *Auf den Spuren Hemmingways*

Am nächsten Tag traf ich mich mit Raul. Er hatte seinen Schwager gleich mitgebracht, der zwei Jahre in Äthiopien gewesen war. Wir fuhren mit dem Taxi durch Havanna. Schließlich fanden wir ein nettes Restaurant mit einer Terrasse. Wir bestellten jeder gleich zwei Bier und Boccaditos. Die Kellnerin brachte uns das Bier, sagte aber, dass sie Ärger bekommen hatte, weil sie uns nur ein Bier hätte verkaufen dürfen. Raul hatte keine Idee, was einen Touristen in Havanna interessieren könnte. Er hatte zwei Monate frei, bekam aber in dieser Zeit auch kein Geld. Er machte einen etwas phlegmatischen Eindruck. Wir fuhren zum Restaurant „La Torre“ mit Blick auf Havanna vom zehnten Stock aus. Der Portier (el capitán) erhielt ein Trinkgeld, damit wir eingelassen wurden, auch wenn das Restaurant kaum besetzt war. Das Essen bezahlte Raul in Pesos, als Touristen hätten wir den gleichen Preis in Dollars bezahlen müssen. Raul wollte, dass ich ihm etwas im Intourladen kaufe. So war also das System. Was und wieviel ich kaufen sollte, wusste er nicht. Für die nächsten Tage gab er mir 50 Pesos. Wir versuchten, Karten für das berühmte Tropicana Ballett zu kaufen, aber mit Pesos war kurzfristig nichts zu machen. Ich konnte aber den eintrittsfreien „Sabado de la Rumba“ besuchen, auf dem man nicht das hochgestochene Ballett sieht, sondern einfache Aufführungen mit vielen afrikanischen Wörtern aus der Yoruba Sprache, ein Relikt der Sklaven, die aus Westafrika hierher kamen. Wir trennten uns gegen 16.00. Ich ging in eine Cafeteria, um etwas zu essen. Zunächst bekam ich gar nichts, weil ich in dem Esslokal auf einem Barhocker saß und dort nicht bedient wurde. Ich wechselte auf einen anderen Platz und erhielt nach erneutem Warten schließlich ziemlich verbrannte Calamari. Etwas zu essen zu finden, war nicht leicht. Ich trank in einer Eckkneipe mit einem LKW Fahrer noch zwei Bier und zwischendurch ein Glas Tabasco mit Meeresfrüchten, eine etwas ungewöhnliche Kombination. Ich ging zurück ins Hotel.



***Bodeguita del Medio***

Ich wollte unbedingt die Bars, in denen Hemingway verkehrt haben soll, kennenlernen, die Bodeguita del Medio und die Floredita Bar. Ich nahm also stilgerecht auf Hemingway'sche Art einen Mojito in der Bodeguita del Medio und einen Daiquiri in

der Floredita Bar. Dabei traf ich auf zwei Italiener. Nach den Drinks hatten wir Hunger und wollten auf einem zentralen Platz, der „Plaza de la Catedral“ in das Restaurant „El Patio“. Wir mussten aber lange in einer Schlange warten. Ein Capitano kontrollierte, ob man Kubaner oder Ausländer war, wegen der Bezahlung in Dollar oder in Pesos. Als er die Länder bei den Italienern erfragte, sagten sie, sie kämen aus Roma. Der Capitano verstand wohl „aus Rumänien“, das damals noch kommunistisch war, und ließ sie herein. Ich sagte nichts und ging gleich mit. Wir konnten in Pesos bezahlen und ein gutes Essen bestellen. Wir lachten viel über das Missverständnis.

## Episode 22 *Strandleben in Ibacoa*

Am nächsten Tag wollte ich ein Hotel am Strand buchen, aber es gab nur einen Platz in einer Bungalow Anlage etwa 58 Km von Havanna entfernt. Der Transit Bus zum Camp Ibacoa sollte 10 \$ kosten. Ich nahm den regulären Bus, der nur 1 Peso kostete. Ich musste eine Stunde auf den Bus warten. Fahrpläne gab es nicht. In Santa Cruz musste ich umsteigen. Erst stand ich falsch, dann sagte mir ein Mann mit Fahrrad, dass ich zur Brücke gehen müsse. Wieder wartete ich 45 Minuten. Als ich in Richtung Camp ging, höre ich einen Kubaner mit Gitarre ein Lied von Silvio Rodrigues singen „Andará Nicaragua su camino de gloria... y el águila daba su senal a la gente“ ein Lied, das sich auf die Revolution in Nicaragua bezieht und gegen die USA als Unterstützer des früheren politischen Systems gerichtet ist. Schließlich kam ich im Camp „Ibacoa“ an. Die Lage war ganz hübsch mit einigen Bäumen, aber bis meine kleine Holzhütte frei wurde, verging wieder eine Stunde. Das Haus hatte vier Betten, aber ich wohnte allein. Toilette und Waschräume waren in einem anderen Haus. Ich war müde.



Am Sonntag spielte eine kubanische Band Salsa. An den Wochenenden kamen viele Kubaner hierher. Ich ging an die Bar und bestellte ein Bier. Eine Flasche Bier kostete 1 \$, also ca. 4 DM. Ich war sauer und ging zu den Kubanern, die auf einer Veranda gegenüber der Plaza saßen. Nach ein paar Minuten stand ein Bier neben mir auf dem Tisch. Wir diskutierten über Sozialismus und Arbeitsbedingungen. Dabei tranken wir abwechselnd Bier und Tomatensaft. Als die vielen Bierkästen leer waren, und die Party zu Ende ging, fragte mich der Brigadeleiter, ob ich ihm eine Schachtel Marlboro für seine Tante mitgeben könne. Ich holte die Schachtel und wollte seinem Kumpel eine kleine Flasche Weinbrand geben, die ich im Flugzeug bekommen hatte, aber die Hand des Anderen war schneller.

Wie wird es wohl werden in diesem Camp für Billigtouristen, vorwiegend Deutsche? Meine Grippe, die sich planmäßig eingestellt hatte, lief auf Hochtouren. Trotzdem ging



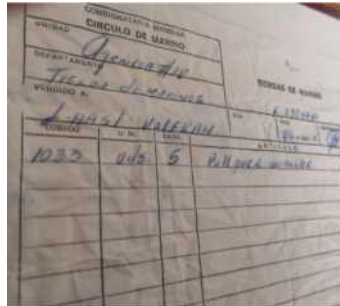
ich mit einigen jungen Berliner Touristen an einen Nebenstrand, um zu schnorcheln. Es gab wunderbare bunte Korallenfische. Die Korallen selbst waren grün braun gefärbt und relativ hässlich. Ich sammelte kleine Muscheln am Strand, die ein vom Meerwasser ausgewaschenes Loch besitzen und zog sie als Geschenk für meine Frau auf einen Nylonfaden als Kette auf. Ich hatte einen ordentlichen Sonnenbrand.

Am Nachmittag fuhr ich mit drei verschiedenen überfüllten Bussen nach Havanna, um Raul zu treffen. Wir fuhren in seine Wohnung in Havanna Alta. Er wohnte dort mit Mutter, Vater, Schwager, Schwägerin und deren kleinem Kind. Es war eine drei Zimmer Wohnung in einem Neubaugebiet mit drei bis vierstöckigen gelben Häusern. Im Wohnzimmer standen der Fernseher und der mitgebrachte Radiorekorder aus der DDR. An der Wand hingen Fotos von Ché und Fidel. Die Eltern waren sehr nett. Der Vater war Zimmermann, die Mutter hatte mit 40 Jahren noch eine Ausbildung zur Lehrerin gemacht. Es machte richtig Spaß. Wir verstanden uns und ich war trotz Grippe gut in Form. Um Mitternacht war ich zurück im Camp.

### Episode 23 *Santiago de Cuba*

Ich freundete mich im Camp etwas mit einem jungen Berliner an und wir beschlossen zunächst einen Ausflug zur Isla de la Juventud zu machen. Als wir auf der Insel ankommen waren, konnten wir in einem relativ noblen Hotel einchecken. Das schöne Hotel war aber fast menschenleer. Wir gingen dann schnorcheln. Nachdem ich vom Boot ins Wasser sprang, kamen vom Meeresboden eine ganze Anzahl Barracudas hoch und umkreisten uns mit einigem Abstand. Die Barracudas sind immerhin Raubfische mit sehr scharfen Zähnen, aber sie waren nur etwas neugierig.

Wir blieben nicht lange auf der Insel, sondern beschlossen, von Havanna aus mit dem Zug nach Santiago de Cuba zu fahren. Der Zug war ausgesprochen bequem, fuhr aber im Schneckentempo, so dass wir 18 Stunden für die Fahrt benötigten. Im Hotel brauchten wir den Übernachtungspreis nicht mit Dollars zu bezahlen, sondern mit Pesos, was natürlich viel billiger war, wenn wir die Dollars am Schwarzmarkt eintauschten. Wir nahmen Kontakt auf und während einige Mitglieder der Wechsler-Bande die Straßenaus- und -eingänge überwachten, konnten wir in Ruhe den Tausch abwickeln. Wir erhielten sechs Pesos pro Dollar und sollten für sie gegen Dollars im Intershop ein T-Shirt kaufen. Die Intershops sind nur bestimmten Funktionären und den Touristen zugänglich. Wir kauften das T-Shirt und übergaben es heimlich. Der glückliche Besitzer winkte uns aus der Ferne zu.



#### *Einkauf im Intershop*

Santiago de Cuba kam mir wesentlich freier und relaxter vor als Havanna. Ich lernte eine Gruppe von Musikern kennen und begleitete sie zu einem Auftritt am Muttertag. Der Klarinetttist konnte frei ohne Noten klassische Musik aus dem Rekorder mitspielen. Abends ging ich auf einen Rum in die „Casa de la Trova“. Hier spielten alte Musiker in einem kleinen Raum, nur mit einfachen Stühlen und einem Podest ausgestattet, sehr schöne Folklore, aber oft mit Texten zur Verherrlichung der Führer wie Fidel oder „Comandante Ché Guevara“. Ich habe zur Musik einen Rum getrunken und meine Seele baumeln lassen.

## Episode 24 *Lehrtätigkeit in Frankfurt*

Da ich in Hagen nicht im Fachbereich verortet war, sondern im ZFE, war es wichtig für mich, meine Kenntnisse in Ökonomie zu aktualisieren. Da kam mir der Anruf eines Professors, den ich aus meiner Tätigkeit an der Berliner Fachschule für Wirtschaft kannte, gerade recht. Er bat mich, eine neue Professur an der Johann Wolfgang Goethe Universität in Frankfurt zu vertreten. Das Fachgebiet war die Arbeitslehre /Wirtschaft, die ich damals auch in Berlin an der Pädagogischen Hochschule als Lehrbeauftragter unterrichtet hatte. Ich stellte daraufhin einen Antrag auf Beurlaubung für ein Semester.

### *Ehrenvolle Berufung*



Im Semester musste ich zwei bis dreimal pro Woche mit dem Auto nach Frankfurt düsen und abends wieder zurück nach Hagen. Im Winter, bei Schnee und Eis, dauerte die Fahrt manchmal sehr lange. Hinzukam die Zeit für die Suche nach geeigneten Parkmöglichkeiten in Nähe der Frankfurter Uni.

Die Zahl der Beleger der Lehrveranstaltungen war noch gering, da der Fachbereich gerade erst eingerichtet worden war. Außerdem waren die aktuellen Berufsaussichten für die Absolventen schlecht, da es gerade eine „Lehrerschwemme“ auf dem Arbeitsmarkt gab. Der Stellenmarkt für Lehrer erinnerte mich an den aus der ökonomischen Theorie bekannten Schweinezyklus (Cobbweb Theorem). Bei guter Konjunktur werden die Lehrer besser besoldet oder erhalten andere Vergünstigungen (Beamtenstatus, Beförderungen etc.). Daraufhin entscheiden sich mehr Studienanfänger für das Lehramt. Wenn sie nach ca. fünf Jahren mit dem Studium fertig sind, treffen sie auf eine veränderte konjunkturelle Lage oder auf einen bereits gesättigten Markt. Resultat ist die sogenannte Lehrerschwemme. Allerdings sind die Bevölkerungsentwicklung und der künftige Bedarf an Lehrern relativ gut planbar, so

dass es nicht zu so starken Schwankungen kommen sollte. In meinen Lehrveranstaltungen war neben der Vermittlung ökonomischer Grundlagen die Analyse konkreter Unterrichtsentwürfe ein wichtiger Schwerpunkt. Komplette Unterrichtseinheiten werden ja von einer Reihe von Verlagen und öffentlichen Bildungsinstituten angeboten. Ich besorgte mir auch einige selbst verfasste Unterrichtsentwürfe von einer Hagener Schule. Trotz ihres Interesses an den Inhalten waren viele Studenten, insbesondere höhere Semester, sehr frustriert, da sie kaum Hoffnung hatten, die erworbenen Qualifikationen auch beruflich einsetzen zu können.

### Episode 25 *Wieder zurück*

Während meiner Gastdozentur in Frankfurt hatte ich den ständigen Kontakt mit dem Institut in Hagen aufrechterhalten. Am ZFE wurden die Voraussetzungen für ein stärkeres Engagement in der Erstellung ergänzender audiovisueller Studienmaterialien mit dem Aufbau eines größeren Videostudios nach eigenen Planungen geschaffen.



*Videostudio*



Dadurch wurde wieder einmal ein Umzug nötig. Das Gebäude war leider auch ein Barackenbau, der früher von der PH genutzt worden war. Die Büroräume waren nicht klimatisiert und unter dem etwas hochgesetzten Fußboden fand man gelegentlich tote Mäuse, die furchtbaren Gestank verursachten. Ich hatte ein schönes großes Büro, in dem ich auch Platz für meine wechselnden studentischen oder wissenschaftlichen Hilfskräfte hatte. Das Tischtennisplatten in der Mittagspause wurde eingestellt, aber nach Dienstschluss baute ich zusammen mit unserem Toningenieur die Tischtennisplatte im Studio wieder auf und wir lieferten uns dann dort hervorragende und schweißtreibende Duelle.

## Episode 26 *Regeneration mit Sport und Musik*

Es gab für mich noch andere interessante Aktivitäten, die ich auch während der Vertretungsprofessur nicht einstellen wollte. Etwa ein Jahr nach Beginn meiner Tätigkeit an der FernUniversität erzählte mir ein Mitarbeiter, dass eine Gruppe an der Universität eine Band gegründet hatte, um Tanzmusik zu spielen. Ich sagte, wenn es nicht Tanzmusik wäre, sondern Dixiland wäre, würde ich gerne mitmachen. Ich hatte mir schon während der Berliner Jahre ein brauchbares Banjo in einem kleinen Geschäft in London Paddington gekauft, das jetzt nach vielen Jahren wieder zum Einsatz kommen sollte. Da die anderen Mitglieder einverstanden waren, entstand die Fernuni Jazzband. Wir spielten am Anfang mit einer ziemlich ungewöhnlichen Mischung von Instrumenten, Sousaphone, Hammondorgel, Banjo, Klavier, Klarinette und Trompete. Der Einzige, der richtige Erfahrung in Sachen Jazz hatte, war unserer Trompeter und Bandleader, ein Psychologe aus dem Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Unsere Proben fanden im Keller der Villa statt, die lange Zeit Sitz von Rektor und Kanzler war. Ein Klavier konnten wir von der Hagerer Fachhochschule auf unbegrenzte Zeit ausleihen, da es sonst niemand brauchte. Unser erster Auftritt war bei einem Faschingsfest der FernUniversitätsverwaltung. Trotz einiger musikalischer Schwächen war der Auftritt recht ermutigend dank unseres exzellenten Trompeters, der sich mit einem alten einteiligen Schlafanzug kostümiert hatte.

### *Fernuni Jazzband*



Die Band entwickelte sich rasch musikalisch durch den Eintritt verschiedener Hagerer Jazzmusiker weiter, teils auf Dauer, teils auf Einladung zu speziellen Auftritten oder als Ersatz für Mitglieder der Band, die am Auftrittstermin verhindert waren. Wir spielten bei vielen Gelegenheiten in Hagen und Umgebung, auf den Sommerfesten der FernUniversität und zeitweise in zwei Hagerer Jazzclubs.

Die Band bestand, wenn auch in wechselnder Besetzung, insgesamt 26 Jahre lang. Neben dem Spielen in der Band mit meinem schönen durchdringenden Banjo, lernte ich zu Hause Finger Picking mit der Gitarre im Stil von Big Bill Broonzy, John Hurt oder Lightnin' Hopkins. Das war ungefähr die Art von Gitarrenspiel, wie ich es damals in Madrid zum ersten Mal gehört hatte und mir nicht vorstellen konnte, es einmal selbst zu können. Manche Wünsche gehen eben in Erfüllung, wenn man am Wenigsten damit rechnet. Die Lieder und Rhythmen der ersten Generation von Bluesmusikern erlebten ja viel später, vor allem durch Eric Clapton, Stefan Grosman bis hin zu den Rolling Stones, ein interessantes Revival.

Es gab noch ein anderes Hobby, das ich, wo auch immer, seit meiner Jugend ausübte: das Fußballspielen. Ich hatte auch in Kiel und Berlin immer in Hobbymannschaften gespielt. In Hagen gab es mehrere Alternativen zum Kicken, entweder in der Sporthalle mit Lehrern einer nahegelegenen Schule, oder mit Angehörigen der FernUni oder mit einer Gruppe von Angestellten der Sparkasse Hagen. Ich nahm stellenweise alle drei Alternativen wahr, soweit es meine Zeit ermöglichte. Am Wochenende gab es noch die Möglichkeit, auf den großen Rasenflächen eines öffentlichen Parks bei anderen Gruppen zu fragen, ob man mitspielen durfte.



*AStA Fussballturnier*

Durch verschiedene Kontakte bildete sich eine Gruppe von Fußballspielern heraus, die aus einer breiten Palette von Berufen stammten. Wir verstanden uns recht gut und fuhren einige Male zu einer Tagungsstätte ca. 100 km entfernt von Hagen, die auch mit einem Fußballplatz und einem Hallenbad ausgestattet war. Es war immer ein Happening. Wir fuhren am Sonnabend früh zur Tagungsstätte, um am Vormittag und Nachmittag jeweils ein Spiel zu machen. Wenn wir in unserer lockeren individuellen Sportkleidung und mit Fußballschuhen durch das Gebäude zum Platz liefen und dabei an anderen Seminarteilnehmern von Unternehmen oder Bildungsinstituten vorbei

gingen, ernteten wir erstaunte Blicke und Verwunderung. Wir amüsierten uns darüber und bezeichneten unsere Aktivität als „Fußballseminar“. Nach zwei anstrengenden Spielen und dem Abendbrot gingen wir zum Relaxen in das zur Tagungsstätte gehörende Hallenbad, das von uns ab 21.00 Uhr genutzt werden konnte. Da wir uns allein im Schwimmbad wähten, beschlossen wir, nackt ins Wasser zu springen. Als wir auftauchten, sahen wir am anderen Beckenrand einen gestikulierenden schimpfenden Mann. Es war offensichtlich der Trainer einer Frauentauchgruppe, die wir nicht gesehen hatten, weil sie sich gerade am Boden des Beckens aufgehalten hatte. Die Frauen hatten von dort eine gute Aussicht.

Nach dem Schwimmen tranken wir noch einige Bierchen in einer nahegelegenen kleinen Kneipe und sangen abwechselnd begleitet von meiner Gitarre, die ich mitgeschleppt hatte, Moritaten und Schlager der 50er und 60er Jahre. Dabei wechselte ich mich mit einem Mitspieler ab. Als dann auch noch die Wirtin ein Mikrofon hervorkramte und „Ich will (ei)nen Cowboy als Mann“ anstimmte, war der Tag gelaufen.



Es gab noch ein zweites spektakuläres Ereignis mit der Gruppe. Einer unserer Mitspieler hatte Kontakte nach Stralsund. Was vorher unmöglich erschien, wurde nach der Wiedervereinigung, wieder möglich, ein privates Treffen einer westdeutschen mit einer ostdeutschen Mannschaft. So knüpften wir kurz nach der Wende einen Kontakt zur LPG „Rotes Banner“, die über eine Mannschaft in der DDR Oberliga verfügt hatte. Die LPG hatte ihren Sitz in einem kleinen Dorf, Trinwillershagen. Die LPGs (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) waren Agrarbetriebe, die aus der Zusammenlegung mehrerer Höfe im Zuge der Kollektivierung entstanden waren. Die LPG „Rotes Banner“ umfasste ein Gebiet von etwa 20 Quadratkilometern, hatte unter



anderem zwei Busse, ein Schiff und einen schönen Fußballplatz. Wir wurden bei einzelnen Familien untergebracht. Mein Beherberger war Platz- und Hallenwart mit einem schönen Häuschen und einem Kühlschrank voller alkoholischer und nicht alkoholischer Getränke. Wir waren nur mit 9 Spielern mit dem Zug angereist und hatten am Begrüßungsabend bereits das beliebte lokale Getränk, den Apfeln Korn kennengelernt. Wir haben zum Match noch zwei Spieler der LPG ausgeliehen. Das Spiel endete zur großen Überraschung des ehemaligen Oberligisten mit 3:3 unentschieden. Das hatten sie unserer Hobbytruppe nicht zugetraut. Wir luden die Mannschaft von Trinwillershagen später auch nach Hagen ein. Wir erfuhren, dass für die LPG ein westdeutscher Verwalter eingesetzt worden und dann mit dem Geld der Genossenschaft getürmt war. Das Rückspiel in Hagen verloren wir leider. Das Dorf und der Fußballplatz in Trinwillershagen erreichten später noch ein gewisses Aufsehen durch das Treffen von George Bush und Angela Merkel, für die auf dem Fußballplatz Haxen gegrillt wurden. Das war aber im Vergleich zu unserem Match vernachlässigbar.

### Episode 27 *Wir gehen auf Sendung*

Ein qualitativer Sprung fand statt, als die FernUniversität 1983 eine Kooperation mit dem WDR einging. Wir erhielten einen festen Sendeplatz sonabendvormittags von 8.30 - 9.00 Uhr. Die Sendung musste sendefertig und rechtzeitig beim Sitz des Senders in Köln sein. Das war eine große Chance, auf dem in der Hochschullehre vernachlässigten Medium etwas Neues zu entwickeln.



Wir erhielten für jede gesendete Minute einen guten Preis, der wohl auch dem entsprach, was andere Anbieter forderten. Wir mussten am Anfang noch viel an externe Firmen vergeben, z. B. Animationen und Graphiken. Da wir in diesen ersten Jahren noch  $\frac{3}{4}$  Zoll Bänder in der Produktion benutzten und analog schnitten, fuhren wir bis in die Nähe von Frankfurt, um die Maschinen eines preiswerten Anbieters für den Endschnitt vor Ort zu nutzen.

Ab Mitte der 80er Jahre wurden einige Videos zu den Kursen der Fernuni an das Sendeformat angepasst, danach musste aber im zwei Wochenrhythmus eine neue Sendung produziert werden. Wir konnten aus Kapazitätsgründen nicht zweigleisig mit unterschiedlichem Design für Videos und Fernsehbeiträge fahren. Der Schwerpunkt lag nun auf der reinen TV Produktion, die aber thematisch an die Kursinhalte gebunden waren und so als ergänzende Studienmaterialien betrachtet wurden. Unsere ersten Videos enthielten noch nach längeren Sequenzen Aufgaben, die entweder in einem kleinen Heft zum Film enthalten waren oder direkt auf dem Bildschirm erschienen und deren Lösung nach einer kurzen Pause vom Moderator vorgestellt wurde. Didaktisch waren die Fernsehsendungen mehr Restriktionen ausgesetzt als die reinen Videos. Die Länge war durch den Sender vorgegeben. Eine Interaktion mit dem Betrachter war kaum möglich und das Lerntempo ohne Aufzeichnung komplett vorgegeben. Ein Vorteil des Fernsehens war die Reichweite, was aber auch implizierte, dass man sich an eine Öffentlichkeit außerhalb der FernUniversität richtete und deshalb „stand alone“ Produkte konzipierte, die auf ein breiteres Interesse stießen. Die Sendung konnte von

den Studenten aufgezeichnet oder als Videokassette gekauft werden. Ich habe zusammen mit verschiedenen Kollegen die Nutzung und Beurteilung der Videos sowie der Fernsehsendungen untersucht. Ein Ergebnis der Videokassettenstudie war, dass 1984 erst etwa ein Drittel der Studenten zu Hause einen Videorekorder zur Verfügung hatten. In der Präferenz für Inhalte standen die „Erläuterung schwieriger Inhalte“ und die „Demonstration von Praxisbeispielen“ im Vordergrund. Die Videokassetten konnten nicht so eng wie die Tonkassetten in das Kursmaterial integriert werden. Es zeigte sich auch, dass die Nutzung audiovisueller Produktionen ein längerfristiger Prozess ist, der außerdem mit einer gezielten PR-Arbeit verbunden werden muss. Der Durchbruch des Medium Video gelang daher erst sehr viel später. Wir machten durch die laufenden Sendungen wichtige Erfahrungen in technischer und gestalterischer Umsetzung der unterschiedlichsten Themenstellungen. Ich war maßgeblich an Produktionen über ökonomische Modelle, Makroökonomik, Operations Research, English for Economists, Statistik, Personalführung, Kulturmanagement und Entscheidungstheorie und vielen anderen als Projektmanager, Drehbuchautor, manchmal auch als Moderator tätig. Die Fernsehsendungen konnten zusätzlich auf VHS Kassetten, später dann auf DVDs als ergänzende Studienmaterialien bezogen werden.



### ***Lehrmodule auf DVD***

Wir waren durch die WDR Finanzierung jetzt auch in der Lage weiter entfernte Drehorte außerhalb des Studios auswählen. Durch Interviews mit Experten, Einbau von Archivmaterial und das Abfilmen von realen Umgebungen konnten die Filme interessanter gemacht werden. Wir lernten durch das Produzieren. Ein Angebot des WDR, uns gewissermaßen als freie Mitarbeiter zu schulen, kam leider etwas spät. Ich besuchte immerhin ein Seminar über Interviewtechniken und ein zweites über Dokumentarfilme.

Das Fernsehen wird als Massenmedium geführt, da die Ausstrahlung räumlich sehr weit reicht. Ich habe in diesem Zusammenhang einige Fragen nach der Nutzung unseres Programms in eine Regeluntersuchung des WDR einbringen können. Das Ergebnis für unsere Sendung belief sich danach auf etwa 50.000 Einschaltungen. Leider ließen die Antworten auf Kontrollfragen Zweifel an der Validität des Verfahrens aufkommen, da die erhobenen Antworten teilweise widersprüchlich waren. Es ist daher nicht wirklich überraschend, dass der Tankwart meiner üblicherweise besuchten Tankstelle fragte, ob ich beim Fernsehen sei und Programme für Kinder moderieren würde. Die Ermittlungsmethoden sind heutzutage (2020) sehr viel detaillierter und solche Ergebnisse können einfacher vom Server abgerufen werden.

## Episode 28 *Visiting Fellow in Australien*

Wir hatten nun auch verstärkt ausländische Gäste, die unser Institut besuchten, um zu sehen, wie hier Fernstudium praktisch umgesetzt wurde. Ich betreute oft die Besuchergruppen aufgrund meiner guten Sprachkenntnisse und des Überblicks über die verschiedenen Projekte. Einer der Besucher war John Stanford, ein australischer Hochschullehrer, der im Rahmen eines sabbatical (Freisemester) die FernUniversität kennenlernen wollte.



*Zwei Freunde*

Da er Ökonom war und ich eine Reihe ökonomischer Fernsehproduktionen hinter mir hatte, konnten wir uns gut austauschen. John war in Brisbane an der Queensland University beschäftigt und stellte nach seiner Rückkehr an der dortigen Universität einen Antrag, mich als „visiting fellow“ einzuladen. Das war natürlich eine tolle Gelegenheit, an das Ende der Welt zu fliegen. Ich erhielt die Flugkosten von der Queensland University und den Aufenthalt vom DAAD erstattet. Auf dem Rückflug wollte ich ein „stop over“ in Indonesien einlegen, da es meine erste Möglichkeit war, auch ein asiatisches Land kennenzulernen. Ich starte also mit Quantas Airlines eine Reise, die durch die Zeitverschiebung etwa zweieinhalb Tage erfordern sollte. In Abu Dhabi wurde kurz zwischengelandet und in Djakarta hatte es noch eine ungeplante Zwischenlandung aus technischen Gründen gegeben. Ich kam am Sonnabend früh gegen 6 Uhr in Brisbane an. Als ich müde und hoffnungsvoll die Arrival Zone betrat, war keiner da, um mich abzuholen.

Nach langem Warten nahm ich ein Taxi zur Universität in St.Lucia und versuchte jemand zu finden, um Jon anzurufen. Als Jon eintraf, hatte mich ein Campusverwalter bereits in einem schönen Häuschen direkt am Brisbane River einquartiert. Dort hatte eine Familie gewohnt und war gerade ausgezogen. Jon erklärte mir, dass er mich erst am nächsten Tag erwartet hätte. Die Universität Queensland ist eine der ältesten australischen Universitäten und 1909 gegründet worden. Die australischen Universitäten sind „on Campus“ Universitäten, d.h. die Studenten wohnen in Gebäuden der Universität. Fernstudien werden in relativ einfacher Form für „External Students“ angeboten, die nur zu wenigen Terminen in die Universität kommen. Zuständig für

diese Studenten ist das Department for External Studies. Im Gegensatz dazu könnte man die Fernuniversität in Hagen als completely off-campus bezeichnen.

Der Campus war sehr schön, die verschiedenen Fakultäten hatten jeweils ein Gebäude und umsäumten nahezu kreisförmig eine Rasenfläche auf der die Studenten bei den warmen Temperaturen chillen konnten. Wenn ich morgens aus dem Fenster sah, konnte ich die Pelikane auf dem Fluss schwimmen und tauchen sehen. Es waren fast paradiesische Zustände.

Ein wesentlicher Teil meines Aufenthaltes war die Produktion eines ökonomischen Lehrfilms. Damals war unter Ökonomen der „Neo Keynesianismus“ ein großes Thema. Es war eine Erweiterung des Keynesianischen Modells um die Berücksichtigung temporärer Ungleichgewichten, die durch „false trading“ hervorgerufen wurden. Ich sah mir zunächst das Videostudio an und fragte eine wirtschafts-wissenschaftliche Mitarbeiterin des Departments for External Studies, ob sie hier auch Lehrfilme produziert hätten. Erstaunlich war, dass die Antwort „nein“ lautete. Es wurden allerdings Unterrichtsmitschauen aufgezeichnet.

Ich hatte einige Literatur zum Thema mitgenommen und wir diskutierten zunächst den Inhalt eines etwa 20minütigen Lehrfilms. Dabei wurde schnell klar, dass wir graphische Sequenzen für die Demonstration benötigten und in den Diagrammen Kurvenverschiebungen und schrittweisen Aufbau zeigen wollten. Damals gab es noch keine komfortable Software um das am Computer zu kreieren. Wir gingen deshalb in einen Laden für Papierwaren und kauften eine ziemlich umfangreiche Ladung von farbigen Kartonblättern, aus denen wir einzelne Graphikbestandteile in Jons Küche ausschneiden, um sie später im Studio mit einer Über-Kopf-Kamera aufzunehmen. Wir haben dann den Film um einige Interviews und eine Moderation ergänzt. Das Resultat war ganz ansprechend und wurde einigen Kollegen vorgeführt. Wir erhielten ein positives Feedback.

### Episode 29 *Akademische Riten*

Zum Abendessen wurde ich vom College eingeladen, bekam einen Talar (gown) um und saß mit einigen Professoren am High Table, vor uns im Saal die Studenten. Die Studenten mussten uns bedienen. Das Ritual war sehr formal und entsprach englischen Konventionen. Während an deutschen Universitäten gegen den „Muff unter den Talaren“ angekämpft wurde, praktizierte man hier uralte Traditionen. Meine Gefühle dazu waren zwiespältig. Einerseits fühlte ich mich geehrt, andererseits sagte ich mir, dass das etwas übertrieben wirkt und hilft, autoritäre Strukturen zu unterstützen. Einen ähnlichen Eindruck hatte ich bei der Beobachtung eines Cricket-Spiels. Die Spieler wirkten in ihren khaki-farbigen gebügelten Shorts, als ob sie aus dem viktorianischen Zeitalter stammten, dabei ist Australien schon lange eine multikulturelle Gesellschaft.

Zu Hause bei Jon zeigte er mir seine Bilderkollektion. Er war ein begeisterter Kunstsammler. In einer Art Scheune hatte er die Wände komplett mit Bildern behängt, die eher abstrakte Malerei repräsentierten. Er lud mich einmal zusammen mit seinen Freunden und Bekannten zu einem Dinner in ein schönes indisches Restaurant ein, wo ich zum ersten Mal Tandoree Chicken aß.

Episode 30 *Linksverkehr*

Am ersten Wochenende fahren wir ans Meer nach Surfers Paradise, wo angeblich Lady Di öfter Urlaub gemacht hat. Das Meer war nicht übermäßig warm, aber ich liebte die hohen Wellen. Jon war es zu kalt. Ansonsten war ich auf mich allein gestellt. Auf dem Campus war an den Wochenenden nichts los und deshalb entschied ich mich, mir ein Auto zu mieten, einen alten Honda, um die Umgebung von Brisbane kennenzulernen. Das Autofahren war aber nicht so ganz einfach. In Brisbane gab es kaum nachträgliche Wendemöglichkeiten, wenn man einmal falsch abgebogen war, außerdem war der Linksverkehr natürlich eine neue Erfahrung. Einmal war es mir auf einem meiner Ausflüge passiert, dass ich so beschäftigt damit war, den Preis per Gallone in DM/Liter umzurechnen, dass ich nach dem Tanken in alter Gewohnheit auf die rechte Spur einbog. Die Straße war zunächst leer, dann kam mir ein Auto entgegen und ich dachte, was für ein Idiot ist dieser Geisterfahrer. Bis ich mir bewusst machte, dass ich der Idiot war.

Von Brisbane aus fuhr ich in Richtung New South Wales die Gold Coast entlang bis zum Tweed River. Es war ein herrlicher Sonntag und ich fand einen Verleih von Segelbooten. Da der Wind schwach wehte, traute ich mir die Ausleihe eines Bootes zu und segelte eine Stunde allein auf dem Fluss. Es war einfach traumhaft. Eine andere Tour machte ich nach Noosa Heads, auch ein schöner Badeort. Als ich gegen 16.00 Uhr zurück nach Brisbane fuhr, kam ich an einem kleinen National Park vorbei und dachte, den sehe ich mir noch kurz an. Es gab nicht viel zu sehen, aber die Dunkelheit brach sehr plötzlich herein und ich konnte auf den kleinen Pfaden kaum noch etwas erkennen. Ich rannte also möglichst in Richtung Ausgang, da ich wohl zu dieser Zeit der Einzige in dem Park war. In der Dunkelheit hörte ich immer wieder einen scharfen Knall der sich wie ein Schuss anhörte, was mich noch schneller laufen ließ. Mit viel Glück erreichte ich den Ausgang und setzte mich schweißüberströmt in meinen Honda. Später fragte ich Jon, was das wohl für Schüsse waren, er lachte und erklärte mir, dass eine einheimische Vogelart, der Whip Crack, für solchen Knall bekannt sei.





**Landschaft in Australien**

Ich hielt dann noch einen Vortrag an der Griffith University in Brisbane und konnte einer Einladung zu einem Vortrag in Toowoomba folgen. Toowoomba liegt allerdings ca. 400 km von Brisbane entfernt und so stellte mir die Universität Queensland einen Wagen zur Verfügung, mit dem ich allein zum Vortragsort fuhr. Die Fahrt war sehr entspannend, da es kaum Verkehr gab und die sanfte hügelige Landschaft von Wäldern und Weizenfeldern geprägt war. Ich habe mir auf der Rückfahrt auch noch ein kleines Einwanderermuseum angesehen.

### Episode 31 *Heron Island*

Mein letztes großes Ziel war es, das Barrier Reef zu sehen. Die Universität Queensland hatte auf einer kleinen Insel im Reef eine Forschungsstation und konnte mich daher gut bei der Reiseplanung unterstützen. Ich nahm einen Greyhound Bus nach Gladstone, um von dort mit dem Hubschrauber nach Heron Island überzusetzen. Ich kam am späten Abend in Gladstone, einer Industriestadt, an und nahm mir ein Taxi zum Hubschrauber Flugplatz. Als ich dem Taxifahrer von meinem Ziel erzählte, sagte er mir etwas süffisant, dass die Hubschrauber schon schliefen. Sie würden erst am nächsten Tag wieder fliegen. Da ich keine Unterkunft eingeplant hatte, setzte ich mich neben der Landefläche auf eine Bank und wartete. Außer mir war niemand zu sehen. Ich kam mir vor wie in einem Western, in dem die Kopfgeldjäger schweigend darauf warten, dass etwas passiert. Als ich dann am nächsten Tag endlich den Hubschrauber bestieg, konnte ich neben dem Piloten sitzen und hatte einen wunderbaren Blick auf den Ozean. Ich konnte sehr deutlich lange Züge von Riesenschildkröten erkennen, die wohl zu einer Stelle im Reef unterwegs waren, um ihre Eier abzulegen. Leider sah ich auch deutlich, wie von den Fabriken in Gladstone Abwässer ins Meer eingeleitet wurden.

#### *Das Reef*



Heron Island war ein Erlebnis. Ich konnte damals noch nicht tauchen, fuhr aber mit den Tauchern morgens aufs Meer, um bei den Korallenbänken zu schnorcheln. Die Korallen waren wie ein endloser bunter Garten mit riesigen Muscheln, auf denen man bequem stehen konnte.

Ich schwamm durch farbenfrohe Wolken von Fischen, die die Korallenbänke umschwärmten. Einen Abend spazierte ich mit einer Gruppe von Tauchern, um die Insel zu umrunden. Wir benötigten dazu etwa 45 Minuten. Die Insel ist ein „Drop into the Ocean“. Auf dem nächtlichen Weg zeigte mir einer der Männer die Sternbilder die von Deutschland aus nicht zu sehen sind, das Kreuz des Südens und den Skorpion.

Als ich Heron Island mit dem Helikopter verlassen wollte, dachte ich mir, es ist noch ein bisschen Zeit, ich könnte noch ein letztes Mal im Meer schwimmen gehen. Noch im flachen Wasser sah ich zwei große Manta Rochen majestätisch rechts und links an

mir vorbeischwimmen. Es sah einfach schön aus, obwohl ich auch nicht ganz frei von Angst war, da die Rochen mit ihrem Schwanz Stromstöße verteilen können.

Während der Reise nach Heron Island hatte ich meinen großen Koffer mit. Als ich bei der Rückkehr in Gladstone mit dem Hubschrauber landete, erfuhr ich, dass der Bus nach Brisbane erst in sechs Stunden fahren würde. Ich sprach deshalb kurzer Hand eine einigermaßen mir solide erscheinende Frau an und fragte, ob sie meinen Koffer für die Zeit aufheben könne und ihn mir wieder rechtzeitig zurückbringen könnte, da ich die Zeit am Strand verbringen wollte - möglichst ohne Koffer. Die Frau war sehr überrascht, aber ich hatte Glück. Die Frau war pünktlich mit dem Koffer zurück. Das war zwar riskant, aber manchmal muss man auch Fremden vertrauen.

Den Abschluss meines Aufenthaltes in Brisbane bildete eine Einladung von einem von Jons Kollegen, ein Wochenende in seinem Haus in Fingal an der Goldküste zu verbringen. Ich konnte allein mit seinem weißen Schäferhund Nora morgens am Strand entlang spazieren und habe die fünfeckigen Basaltsteine, die vulkanischen Ursprung haben und bizarre Felsen bilden, bestaunt.

## Episode 32 *Bali*



*Alte Landkarte*

Auf der Rückreise von Australien machte ich noch einen Stop over in Indonesien. Ich flog ja über Denpasar, dem Flugplatz der Insel Bali. Ich nahm mir ein Taxi nach Kuta Beach, einem bei Touristen beliebten Badeort am Strand. Ich mietete mich in einem kleinen Hotel mit einem quadratischen Innenhof ein. Die Zimmer lagen im ersten Stock und man konnte über die hölzerne Balustrade direkt auf den Innenhof sehen. Zum Strand waren es nur ein paar Schritte.



*Javanische Maske*

Kuta Beach wurde vor allem von Australiern besucht, die sich abends und nachts lautstark bemerkbar machten. Ich schwamm im warmen Meer, nahm an einigen Kurzausflügen teil und sah mir die kleinen Hindu Tempel und balinesischen Tänze an, die meist irgendwelche Teile aus den alten Göttersagen darstellten. Die Tänzerinnen konnten ihre Finger enorm weit nach hinten biegen und hatten an den Fingern goldfarbene, spitz zulaufende Verlängerungen. Ein Tanz gefiel mir besonders, es war der Affentanz (Kejak), bei dem die Tanzenden die Laute von Affen imitierten, Ich habe auch eine schöne Maske erworben, wie sie bei den aufgeführten Rollenspielen benutzt wurden. Sie bestand aus einem rötlich gefärbten Gesicht mit hervorstehenden Augen,

lang herabhängender, schwarzer Haarimitation und zwei großen gebogenen Zähne aus Horn.



Ich hatte in meinem kleinen Reiseführer gelesen und auch von anderen Touristen gehört, dass man in einem Restaurant ein Omelette mit psychodelischer Wirkung essen könne und dann in Ruhe auf einen fantastischen Trip gehen würde, was eine tolle neue Erfahrung sei. Ich dachte mir, das könnte ich mal probieren und ging zu dem besagten Restaurant, aß mein Omelette mit den Magic Mushrooms und ging zurück zum Hotel, um mich im Zimmer auszuruhen und die Wirkung abzuwarten. Was ich erlebte, war ein echter Horrortrip. Ich sah grelle Farben und wollte das Zimmer verlassen, konnte es aber nicht, ich rief um Hilfe und glaubte verrückt zu werden. Ich bekam wahnsinnigen Durst und trank aus dem Wasserhahn, was man eigentlich unbedingt vermeiden sollte. Nach langer Zeit flauten die Halluzinationen etwas ab und ich ging zur Lobby und fragte zwei Touristen, ob ich jetzt verrückt bliebe oder ob ich aus diesem Alptraum herauskommen würde. Netterweise beruhigten sie mich und die Wirkung der Magic Mushrooms verlies mich langsam.

### Episode 33 *Die Torajas von Rantepao*

Nach drei Tagen verlies ich Bali, das mir zu touristisch erschien und flog nach Ujung Pandang auf der großen indonesischen Insel Sulawesi. Im Hafen von Ujung Pandang wurden Frachtsegler beladen, es war ein Stimmengewirr und Herumgewusel der Träger und ich sah eine Szenerie, wie es sie wohl schon vor 100 Jahren gab. Die Buginesen waren früher bekannt als Seeräuber und stellten einen anderen Typus von Menschen dar als in Bali. Ich fuhr von Ujung Pandang 12 Stunden mit dem Bus nach Rantepao, um die Torajas kennenzulernen, ein Stamm mit besonderen Bräuchen. Im Bus saßen auch zwei Französinen, die Ihre Reise perfekt vorbereitet hatten. So schloss ich mich Ihnen an. Die Unterbringung erfolgte in sehr einfachen Losmen, in denen man sich zum Duschen morgens einige Eimer mit kaltem Wasser über den Kopf goss, was nach einer ersten Überwindung ganz erfrischend war. So marschierten wir zu Dritt in Richtung Tana Toraja und Keté durch die leicht wellige, grüne Landschaft, die von vielen Reisfeldern geprägt war. Dann hörten wir ein leises rhythmisches dumpfes Klopfen. Es kam von den Frauen, die Reis für eine Begräbnisfeier stampften und dabei ein gemeinsames Klangmuster entwickelten. Nach einem kurzen Anstieg sahen wir das Dorf mit den eigenartigen Häusern der Torajas, die ein bisschen an eine venezianische Gondel erinnern, da sie u-förmige Dächer mit zwei hochgezogenen Giebeln haben.



Der Reichtum einer Familie wird durch die Anzahl der Hörner der geschlachteten Wasserbüffel repräsentiert. Die Hörner werden an der Vorderseite des jeweiligen Hauses angebracht. Zum Beerdigungsfest reiste der ganze Clan an. Wegen der großen Zahl wurden für die Unterkunft der Anreisenden extra Häuser gebaut. Auf dem Fest selbst sahen wir, wie die Wasserbüffel geschlachtet wurden. Kleine Kinder fingen das herausströmende Blut mit Bambusrohren auf. Die Toten wurden nach dem Fest in großer Prozession in Grabstellen gebracht, die in halber Höhe aus dem Felsen herausgebrochen waren.

### Episode 34 *Ein Lied in Surabaya*

Auf dem Rückflug zur Insel Java saß ich neben einem indonesischen Beamten, der nach Surabaya unterwegs war. Er war sehr nett, kaufte im Supermarkt groß ein, lies aber den Geschäftsführer alles bezahlen, auch eine Form der Bestechung. Er lud mich in Surabaya ein, bei seiner Familie zu übernachten, was ich gerne annahm. Am Abend ging die ganze Familie mit mir zu einem großen Restaurant, in dem auch eine indonesische Band spielte. Da ich meinem Gastgeber erzählt hatte, dass ich Gitarre spielen würde, gab er heimlich einem Kellner einen Zettel, dass ich auf Podium steigen sollte, um etwas vorzutragen. Ich konnte mich jetzt nicht drücken, lieh mir die e-Gitarre aus und sang für ca. 100 Personen einige Skiffle Lieder, die offensichtlich gut ankamen.

### Episode 35 *Angst in Yogyakarta*

Am nächsten Tag flog ich weiter nach Yogyakarta. Ich hatte ein ganz hübsches kleines Hotel gefunden und ging, um die Stadt zu erkunden. Da hörte ich jemand Gitarre spielen. Ich ging weiter und sah einige junge Indonesier, wahrscheinlich Studenten, die sich vergeblich an Liedern der Beatles versuchten. Wir kamen ins Gespräch. Einer der Studenten fuhr mich mit einem Moped am Nachmittag zum Strand, wo ich mich abmühte, ihm das Schwimmen beizubringen. Danach ging ich noch einmal alleine Schwimmen, während der Student zu einem Kiosk ging und dort wartete. Die Wellen des Meeres waren einigermaßen hoch und als ich zum Ufer zurückschwimmen wollte, zog mich die Strömung immer wieder zurück. Ich bekam langsam Panik, da der Strand menschenleer war und der Wind jeden Ruf übertönte. Ich dachte mir, das Ganze ist doch irgendwie trivial, jetzt sterbe ich und keiner ist dabei und meine Frau wüsste auch nicht genau, wo ich mich augenblicklich aufhielt. Im letzten Moment erwischte ich dann doch ein Stück Meeresboden und schaffte es zurück zum Strand. Später habe ich gelernt, dass man in meinem Fall besser quer geschwommen wäre, da die Querrillen im Boden nicht parallel zum Ufer verlaufen und unterschiedliche Länge haben.

Am nächsten Tag fuhr ich mit einem Auto, das zwei der Studenten von irgendjemandem geliehen hatten, zum großen buddhistischen Tempel Borobudur mit seinen eindrucksvollen Ringen, die mit Stupas besetzt sind und wie eine halbierte Zwiebel bis zur Spitze immer kleiner werden. Ich kletterte die vielen Stufen hoch und hatte eine herrliche Aussicht.



Anschließend besichtigte ich noch den hinduistischen Prambanan Tempel, der 900 vor Christus errichtet wurde und Figuren der Götter und mit ihnen verbundene Geschichten



darstellten. Verehrt wurden meist Shiva, Vishnu und Brahma. Von Yogyakarta fuhr ich weiter mit einer gemütlichen Eisenbahn nach Djakarta. Die Hauptstadt Indonesiens hatte ein modernes Zentrum mit großen Supermärkten, aber ich sah auch viele sehr arme Menschen, die auf den Straßen ohne Behausung lebten. Trotzdem fühlte ich mich auch spät am Abend sehr sicher. Dann ging es wieder zurück nach Hause. Das Flugzeug drehte noch eine lange Kurve mit hervorragender Sicht auf die Vulkane und dann war eine interessante Reise zu Ende.

### Episode 36 *Weltkonferenz in Melbourne*

Ich bin danach noch zweimal nach Australien zurückgekehrt. Mein zweiter Aufenthalt in Australien 1985 hatte Melbourne zum Ziel. Ein Reisekosten Zuschuss von der Deutschen Forschungsgesellschaft (DFG) ermöglichte mir die Teilnahme an der Weltfernstudienkonferenz in Melbourne, die nur alle drei Jahre stattfindet und vom International Council for Open and Distance Education in einem jeweils wechselnden Mitgliedsland veranstaltet wird.

Ich war schon längere Zeit dem International Council for Open and Distance Education, ICDE, als persönliches Mitglied beigetreten. Diese Konferenz war die wichtigste im Fernstudienbereich weltweit. Nach der Annahme meines Vortrags konnte ich zum ersten Mal an der Konferenz teilnehmen und bin dann auf vielen Folgekonferenzen des ICDE gewesen.

Ich hatte eine Auswahl von Clips unserer Videoproduktionen zusammen-gestellt, um verschiedene Designformen eines wissenschaftlichen Films zu illustrieren. Nach dem Vortrag wurde ich von vielen Teilnehmern individuell beglückwünscht. Es war eben attraktiver als ein Folienvortrag. Die Organisation der Tagung wurde damals von der britischen Open University dominiert. Es gab zwar Wahlen für verschiedene Posten innerhalb der Organisation, aber ich hatte eher den Eindruck, dass der ICDE damals wie ein englischer Club geleitet wurde und Universitäten anderer Länder wenig Mitwirkung erhielten. Das akademische Niveau war nicht vergleichbar dem, was ich von den Ökonomietagungen in Deutschland gewohnt war. Das Gute an den ICDE Konferenzen war die Mischung von Fernstudienfachleuten oder zumindest von am Fernstudium interessierten Wissenschaftlern aus nahezu allen Ländern der Welt. Ich konnte beruhigt für das Institut in Hagen feststellen, dass es auch mit an der Spitze der internationalen Entwicklung stand.

Die Konferenz endete mit einer Busfahrt nach Phillips Island, wo man freilebende Koalas, die meist schlafend in den Bäumen hingen, beobachten konnte. Am Strand sahen wir dann auch noch eine kleine Art von Pinguinen an Land trappeln.



*Koalas*

### Episode 37 *Indonesien zum Zweiten*

Den Rückflug von Melbourne habe ich mit einem Stop-over in Djakarta verbunden, um mir auch Nordsulawesi und Kalimantan (indonesischer Teil von Malaysia) anzusehen. Djakarta kam mir dieses Mal viel teurer vor als bei meiner ersten Reise. Abgesehen von dem modernen Zentrum sah ich viel Armut. Die Slums sind trostlos, total überbevölkert, die Müllhalden qualmen vor sich hin. Nur der alte Yachthafen mit den großen Frachtenseglern bot ein schönes Bild.



*Yachthafen Djakarta*

Ich nahm einen Flug nach Manado, einer kleinen Stadt im Norden von Sulawesi, schon sehr nah an den Philippinen. In meinem kleinen Reiseführer war erwähnt, dass es einen Nationalpark in der Nähe von Manado gäbe. Beim Bummel durch die Stadt traf ich einen jungen ausgemusterten Seemann, der einige Brocken englisch sprach. Ich fragte ihn, ob er mich zu dem Nationalpark bringen könnte. Er sagte, er würde mich gerne begleiten und wir verabredeten uns für den nächsten Tag. Da ich für den kurzen Ausflug nicht mein ganzes Gepäck mitnehmen wollte, beließ ich es bei einem Fotoapparat und einem Regenschirm und ließ mein restliches Gepäck im Hotelzimmer, das ich aus Kostengründen mit einem Amerikaner geteilt hatte. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Sharif mit einem der Kleinbus-Taxis los. Wir mussten mehrmals umsteigen und die Strecke nahm kein Ende. Es wurde schon Nachmittag als Sharif sagte, wir sollten noch bei einigen Verwandten vorbeifahren. Ich lernte so eine indonesische Familie kennen, war aber sehr besorgt darüber, dass kein Nationalpark zu sehen war. Wir mussten schon ziemlich weit weg von Manado sein. Es war nun auch schon zu spät, um umzukehren. Ich hatte keine Idee, wo wir die Nacht bleiben könnten. Da tauchte aus dem Regen plötzlich ein Schild auf, Dumoga National Park. Es goss in Strömen und ich fragte mich, wo wir sind. Wir liefen auf einige Baracken zu und landeten in einem Camp von Biologen, die Schmetterlingsarten im Regenwald untersuchten. Nachdem ich unsere Situation erklärt hatte, gaben sie uns etwas zu essen und wir konnten die Nacht über bleiben und auf einem Feldbett schlafen. Ich ging, als der Regen nachgelassen hatte, noch einmal vor die Tür und hörte etwas wie das Bellen eines Hundes klang. Ich fragte

am nächsten Tag, was ich da wohl gehört hätte. Die Biologen erklärten mir, dass ein großer Vogel, der Hornbill (Nashornvogel) solche Geräusche von sich gäbe. Die Nacht war etwas unruhig, da ständig Teams mit dem Jeep ausrückten und Helme mit einem eingebauten Scheinwerfer trugen. Sie suchten nach einem indonesischen Professor, der sich wohl im Regenwald verlaufen hatte. Ich sagte zu Sharif, dass ich vor unserer Rückkehr nach Manado wenigstens kurz den Weg in den Regenwald gehen möchte.



Sharif war etwas ängstlich und nahm zumindest einen großen Stock mit. Wir starteten also gleich nach einem frühen Kaffee und gingen in den Regenwald. Nach einiger Zeit hörten wir in den Bäumen starkes Blätterrauschen und dann bemerkten wir eine große Gruppe von schwarzen Affen. Sie folgten uns erst von oben über die Baumkronen, kamen dann aber immer näher. Ich hatte schon etwas Sorge, aber Sharif konnte sie relativ leicht mit dem Stock vertreiben. Wir gingen noch einige Minuten weiter und sahen dann zwei Hornbills in kurzer Distanz fliegen. Sie waren groß und bunt. Später habe ich in Deutschland in einer Fernsehsendung gehört, dass es ganz schwierig ist, diese aussterbende Vogelart anzutreffen. Der indonesische Professor war noch nicht wieder aufgetaucht, aber wir mussten zurück nach Manado.

Während der Rückfahrt nach Manado habe ich mir ständig überlegt, was wäre, wenn der Amerikaner mit meinen zurückgelassenen Sachen abgehauen ist. Ursprünglich wollte ich ja am gleichen Tag wieder zurück sein. Als ich am Hotel ankam, erfuhr ich, dass der Amerikaner abgereist sei. Glücklicherweise hatte er mir die Sachen dagelassen, so dass mir ein Stein vom Herzen fiel.

### Episode 38 *Im Land der Dajaks*

Ich setzte meine Reise fort und flog nach Balikpapan auf der Insel Kalimantan, die zur Hälfte indonesisch ist und die andere Hälfte zu Malaysia gehört. Ich wollte gemäß meines Reiseführers nach Muara Muntai im Landesinneren und von dort nach Tanjung Issuy zu dem Stamm der Dajaks. Dazu musste ich mit einem Dampfer, vollgepackt mit Menschen, Tieren und Waren den Mahakam River hochfahren. Es war eine lange Bootsfahrt durch die Nacht, wobei ich mich bei jedem Stop versicherte und fragte, ob wir schon in Muara Muntai wären. Von dort ging es dann weiter nach Tanjung Issuy. Angekommen, nahm ich ein kleines Zimmer in einem der am Fluss gelegenen Holzhäuser. Als ich mir das Gästebuch ansah, konnte ich sehen, dass gemäß Eintrag die letzten Touristen zwei Frauen aus Bremen vor fünf Jahren hier gewesen waren.

Eines Morgens saß ich auf der Veranda meines Gasthauses und blickte auf den Fluss, als sich ein Mann neben mich auf die Bank setzte. Erst war Schweigen, dann fragte ich ihn, ob er Englisch verstünde. Er gab mir zu verstehen, dass er gar nicht sprechen konnte. Wir konnten trotzdem etwas kommunizieren durch Gestik. Dabei erklärte er mir, dass er einen Unfall hatte, bei dem er einen Schnitt am Hals abbekommen hatte. Ich fand es unglaublich, wieviel wir uns mitteilen konnten, er, der nicht sprechen konnte und ich, der die Sprache nicht beherrschte. Ich konnte nur einige Wörter auf Bahasa wie „Salamat Siang, Apa khabar, khabar baik“ (Guten Tag, wie geht es, Es geht mir gut).

### *Geschnitzter indonesischer Affengott*



Ich bin dann noch mit einem kleinen Motorboot zu einem Dajak Dorf gefahren, das aber nahezu leer war. Angeblich waren die Dajaks auf den Feldern. Die Dajaks wohnen mit ihren Clans in Langhäusern. Sie hängen sich von klein an schwere Ohranhänger an, die die Ohrläppchen lang nach unten ziehen. Ich habe diesen Brauch auch bei einem Stamm in Kenia beobachten können. Vor meiner Rückreise nach Samarinda und Balikpapan wollte ich noch eine Maske der Dajaks erwerben, die ich in einem Haus gesehen hatte. Ich musste sehr lange mit der Frau des Besitzers verhandeln, da ich nur noch begrenzt Bargeld bei mir hatte. Nachdem ich schließlich eingewilligt hatte, eine Tasse Kaffee mit ihr zu trinken und ihn mit Whiskey anzureichern, der aus einem Glas mit eingelegten Tierföten stammte, war der Deal perfekt. Mein Geld war fast alle und ich

kehrte über Samarinda nach Djakarta zurück. Ich nahm ein Taxi zum Flughafen und ging zum Check-in Schalter. Dort sah man sich mein Ticket an und sagte mir, dass heute Sonntag sei und der Flug erst Morgen gebucht sei. Ich hatte mich einfach um einen Tag vertan. Was sollte ich jetzt tun?

### Episode 39 *Indonesische Gastfreundschaft*

In ein Hotel hätte ich nicht mehr gehen können, da ich mein Geld ausgegeben hatte. Ich erinnerte mich daran, dass ich auf der Konferenz in Melbourne länger mit einem indonesischen Direktor aus Djakarta gesprochen hatte und er mich unverbindlich eingeladen hatte, falls ich nach Djakarta käme. Ich hatte noch seine Adresse und nahm mit meinem letzten Geld ein Taxi zu seinem Haus. Es war aber schon dunkel und der Taxifahrer wusste auch nicht, wie er genau zu der Adresse kommen könnte. Schließlich fanden wir doch das Haus und ich klingelte, bepackt mit meinem ganzen Reisegepäck.

An der Tür erschien eine Haushälterin und sagte, dass der Besitzer verreist sei. Sie meinte aber, dass er mit seiner Frau am frühen Morgen oder in der Nacht zurückkäme. Ich sagte ihr, dass ich ihn gut kennen würde und dass ich gerne in seinem Haus auf ihn warten würde. Er kam dann tatsächlich gegen zwei Uhr morgens mit seiner Frau an und war ziemlich überrascht über den unerwarteten Besuch. Nachdem ich ihm meine Situation erklärt hatte, war er sehr zuvorkommend. Ich konnte nach einem unverdorbenen Whiskey endlich in einem Bett schlafen. Am nächsten Tag kaufte er für mich Geschenke im Zentrum ein und brachte mich abends zum Flugplatz. Das war wirkliche Gastfreundschaft. Ich hatte ihm dann von Deutschland aus geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Die schwarze Dajak Maske hing lange in unserer Wohnung, hatte aber den Kindern etwas Angst gemacht.

## Episode 40 *Myanmar*

Auf der Hinreise hatte ich bereits geplant, vor der Konferenz eine Woche in Myanmar zu verbringen, das unter der britischen Kolonialherrschaft noch Burma hieß. Es galt als abgeschlossenes Land mit stark begrenzten Aufenthaltszeiten für Besucher und das noch relativ authentische Traditionen beibehalten hatte.

Ich unterbrach also meinen Flug zunächst in Bangkok. Ich hatte auf der ICDE Tagung in Melbourne eine burmesische Lehrerin kennengelernt und hoffte, sie in Yangon (Rangoon unter dem britischen Kolonialsystem) wieder zu treffen. Nach der Ankunft in Bangkok nahm ich den nächsten Flug nach Yangon und wurde von der Frau und ihren Bekannten am Flughafen abgeholt. Es regnete in Strömen. Ich war in einer Suite des Hotels „Strand“ einquartiert. Ich hatte ein riesiges Zimmer, aber der frühere Glanz des kolonialen Edelhôtels war längst verblichen. Mittags fiel der Strom für eine Stunde lang aus. Es regnete in Strömen. Trotzdem gefiel es mir gut. Myanmar ist doch anders als Indonesien oder Thailand. Die Vegetation ist sehr üppig mit riesigen Bäumen und dazwischen Bananenstauden. Nach meiner Ankunft habe ich mir gleich einen Flug nach Mandalay besorgt. Mandalay liegt im Norden Burmas und hat weniger Niederschläge. Die Lehrerin sprach nicht besonders gut Englisch, obwohl sie das Fach unterrichtete. Sie zeigte mir die große Shwedagon Pagode mit der riesigen vergoldeten Kuppel (Stupa).

### *Stupa*



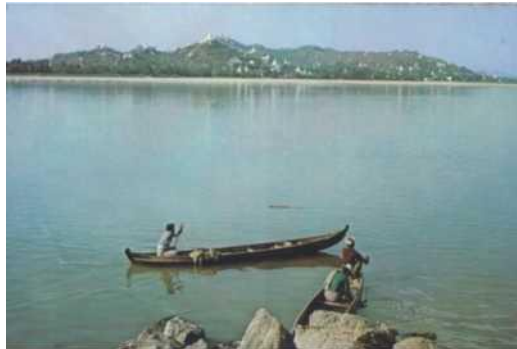
Um die Kuppel herum sind kreisförmig viele kleine Tempel angeordnet. In den Tempeln saßen Mönche und erklärten den Zuhörern den Buddhismus oder beteten mit ihnen. Es hörte sich wie ein Sing-Sang an. Abends habe ich eine traditionelle Tanz- und Musikvorführung gesehen. Es war ganz toll. Die Aufführung fand in einem großen Restaurant statt. Das Restaurant war wie ein riesiges steinernes Schiff gebaut. Die Bar schloß hier um 21.00 Uhr.



Einige wollten meine zollfreie Flasche Whiskey kaufen, aber den Whiskey werde ich wohl selber trinken. Am nächsten Tag werde ich mittags nach Mandalay fliegen und von dort einige Tage später über Pagan zurück nach Yangon. Freitagabend wollte ich dann mit Ky Mint, der Lehrerin und ihren Bekannten im Restaurant ein Abschlusssessen haben. Vorher wollten sie mir noch die Stadt zeigen.

Der Flug nach Mandalay war jedoch nicht so unproblematisch, wie ich angenommen hatte. Das Flugzeug mit dem ich eigentlich fliegen sollte, fiel kurzfristig aus. Unterwegs war es fast ständig nebelig und das relativ kleine Flugzeug wurde gründlich durchgeschüttelt.

In Mandalay bin ich bei Nieselregen die 1600 Stufen zum Mandalay Hill hinaufgestiegen. Ich war fast ganz allein. Regenverhangen sah ich die weite Ebene des Irrawaddy liegen, überall verstreut kleine weiße Pagoden. Auf den Absätzen des Pagodenbergs sah ich immer wieder größere Stupas mit riesigen vergoldeten Buddha Figuren. Ich dachte an Kiplings Gedicht „The Road to Mandalay“, das von einem englischen Soldaten handelt, der an seine Geliebte in Burma denkt. Irgendwann habe ich während des Aufstiegs einem Buddha Blumen hingelegt für ein bisschen Glück zu Hause und unterwegs.



*Irrawaddy*

In Mandalay gab es noch viele traditionelle Handwerker. Die Blattgoldmacher, die mit einem Hammer fünf Stunden lang Gold platt schlagen und dabei die Zeit mit einer wasserdurchlässigen halben Kokosnussschale messen, die Steinmetze, die die Buddha Figuren herausmeißeln, Korbflechter, Sticker und Weber. Das sind Berufe, die in Deutschland in der Regel nur bei musealen oder historischen Anlässen zu sehen sind. Beeindruckend war auch die Tatsache, dass keinerlei Müll zu sehen war, weder Plastiktüten noch Elektroschrott. Selbst das Papier wurde aus Bambus hergestellt.

Das Reisen war hier allerdings eine einzige Katastrophe, da man nie etwas im Voraus buchen konnte. Ich sollte um 11 Uhr im Flughafenbüro sein, um ein Ticket für den Rückflug direkt nach Yangon zu kaufen, da die Zeit für die Rückkehr schon langsam knapp geworden war.

Ich war nach dem Frühstück erst noch mit einem klapprigen Taxi zu einer Pagodenstadt in der Nähe von Mandalay unterwegs. Das Auto verlor während der Fahrt Benzin, da der Benzinschlauch brüchig war. Zweimal musste unterwegs Benzin schwarz eingekauft werden. Offiziell gibt es nur zwei Liter pro Woche. Ein Fahrrad-Mechaniker hatte dann glücklicherweise die Idee, den Schlauch etwas zu kürzen und wieder anzuschließen. Ich musste warten und wäre bei der Hitze fast gestorben. Zu Fuß bin ich dann den wunderschönen Pagodenhügel hochgehetzt und dann wieder runter. Als ich um 11.15 Uhr am Büro war, erfuhr ich, dass keine freien Plätze für den Flug nach Yangon verfügbar seien und es ohnehin nur drei freie Plätze gegeben hätte, da der Rest von einer Funktionärsgruppe belegt worden war, die immer Priorität hätten. Was ich bekommen konnte, war ein Flug nach Pagan. Von dort müsste ich dann aber mit Bus und Zug weiter nach Yangon fahren, da keine Flüge von Pagan aus erhältlich waren.

Ich nahm also den Flug nach Pagan in der Hoffnung, doch noch rechtzeitig in Yangon zurück zu sein. Ich war etwas unruhig, da ich gehört hatte, dass wegen des Regens ein Teil der Strecke unter Wasser stünde. Trotz dieser Transportprobleme war Myanmar insgesamt sehr eindrucksvoll.

Am Abend war ich noch mit zwei spanischen Journalistinnen auf einem Dorffest. Wir wurden im Dunkel der Nacht mit einem Ruderboot zu dem Fest gebracht. Die Atmosphäre war fantastisch. In der Mitte eines Zeltes tanzte ein Mann, verkleidet als weiblicher Gott. Dazu wurde eine enorm rhythmische Musik gespielt. Um den tanzenden Gott herum drängten sich die Zuschauer rhythmisch mitklatschend und gaben dem Gott viele Geldscheine. Ich hielt diese Vorführung für einen Missbrauch der Religion zum Abzocken der armen Leute. Die Leute verehren hier zahlreiche Götter. Das Fest dauert drei Tage.

Auf den Flug nach Pagan wartete ich etwa eineinhalb Stunden. Ich kam am späten Nachmittag in Pagan an.



*Pagan*

Das alte Pagan ist eine Pagodenstadt, es gibt nur Pagoden soweit das Auge reicht. Ich kletterte in der Abendsonne auf die höchste Pagode und ließ die Atmosphäre auf mich wirken. Ich war ganz allein und hing meinen Gedanken nach. Ich erwarb im Shop am Eingang des Museumparks zwei mit Blattgold verzierte kleine Enten.



Ich fuhr weitere sechs Stunden mit dem Bus und anschließend 14 Stunden mit der Bahn, um nach Yangon zu kommen. Die Zugfahrt war entspannend. Der Zug fuhr vorbei an zahlreichen Reisfeldern. Hier wurde jedes Fleckchen Erde genutzt. Wegen der Regenzeit stand in den Feldern überall Wasser. Die Bauern trieben ihre weißen oder braunen Wasserbüffel durch die Felder, um den Boden zu lockern. In Yangon verabschiedete ich mich von meinen Bekannten und flog nach Bangkok.

### Episode 41 *Ein Tag und eine Nacht in Bangkok*

In Bangkok blieb mir nur ein Tag. Ich sah mir den schönen Kaiserpalast an, fuhr mit dem Boot durch die etwas stinkenden Kanäle, die Klongs, und sah einem Schlangenbeschwörer zu, der mit Kobras arbeitete. Das Gift wird vor der Vorstellung entzogen, wie der Schlangenbeschwörer am Schluss seiner Vorführung erklärte.

#### *Kaiserpalast und Klongs*



Abends ging ich noch in das berühmte Vergnügungsviertel Patpong. Es war wie eine riesige Stadt voller Bordelle. Ich floh zuerst vor den mich bedrängenden Frauen und Männern in ein Buchgeschäft und anschließend in einen Jazzclub, der in der Nähe war. Hier war es wenigstens bis auf die Musik ruhig. Ich kam an der Bar mit einem Spanier ins Gespräch, der in Bangkok lebte und etwas Thai sprach. Er spendierte mir einige Whiskeys und fragte mich dann, ob ich ihm nicht Panzer verschaffen, bzw. verkaufen könne. Er habe gehört, dass Bestände der Volksarmee Ostdeutschlands im Waffenhandel verkauft würden. Ich konnte ihm da keine Hoffnung machen, was er mir nicht übelnahm. Nach einigen weiteren Whiskeys sagte ich ihm, dass ich zum Hotel zurückmüsste, da ich um 5 Uhr morgens aufstehen müsse, um meinen Weiterflug nach Australien nicht zu verpassen. Er fuhr mich dann durch die jetzt leeren Straßen zum Hotel. Wegen seiner begrenzten Fahrtüchtigkeit hatte ich ziemliche Angst, aber es klappte Gott sei Dank ohne weitere Zwischenfälle.

### Episode 42 *Australien zum Dritten und der Mann mit dem Bumerang*

Ich bin noch ein drittes Mal nach Australien zurückgekehrt. Jon hatte mich 1987 zu einer Konferenz in Surfers Paradise nahe Brisbane eingeladen in der Zeit, als er Vorsitzender des australischen Verbands der Ökonomen war. Die Konferenz war in „Surfers Paradise“, einer Bettenhochburg an der Gold Coast. Ich hielt einen Vortrag über die Benutzung und Gestaltung von Videos im Fernstudium, wobei ich einen Schwerpunkt auf die Bedeutung- der Gestaltpsychologie und der Wahrnehmungstheorie legte.

Nach der Konferenz machte ich noch einmal einen Abstecher nach Heron Island, aber es war nicht so, wie beim ersten Mal. Das Wasser war trüber durch die spätere Jahreszeit und damit auch die Sicht unter Wasser. Ich machte einen Crash-Kurs im Tauchen, aber die Zertifizierung durch PADI wird wohl nicht immer anerkannt. Ich habe deshalb später einen mehrwöchigen Tauchkurs zusammen mit meinem Sohn gemacht.

Auf der Rückreise nach der Konferenz in Surfers Paradise legte ich noch einen kurzen Stopp in Sydney ein. Sydney ist eine sehr schöne Stadt und hat mir sehr gut gefallen. Daher lohnte es sich, hier noch zwei Tage zu verbringen. Ich hatte ein Zimmer für zwei Nächte in einem billigen Hotel in der Nähe des Rotlichtviertels, vielleicht sogar dem billigsten City Hotel Sydneys, gemietet. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, spielte eine australische Blues Band. Das fing ja ganz gut an. Ich schlenderte dann durch das alte Szeneviertel „The Rocks“ mit einem Pub aus der guten alten Zeit, der mir besonders gefiel. Den Abend verbrachte ich im Jazzclub in den Rocks.

Irgendwo unterwegs las ich auf einem Board die Offerte einer kostenlosen Unterrichtung im Bumerangwerfen am Sonntag um 11.00 Uhr am alten Yachhafen. Ich war pünktlich da und harrete erwartungsvoll der Dinge, die da kommen würden. Da



tauchte ein älterer Herr auf mit einer Tasche voller hölzerner Bumerangs auf. Er warf einen Bumerang kräftig gegen den Wind und tatsächlich machte der Bumerang eine Flugkurve und kam zu ihm zurück. Mit seiner Anleitung klappte es dann auch bei mir einigermaßen.

Daraufhin kaufte ich einen leichten bemalten Bumerang für meinen Sohn. Als wir ihn später bei Wind in Hagen ausprobierten, war das Resultat niederschmetternd. Der Bumerang dachte nicht daran zurückzukommen.

Episode 43 *Gegenwind*

Meine Auslandsaufenthalte stießen im Hagener Institut nicht überall auf fruchtbaren Boden, sondern waren eher von Neid begleitet, als von Anerkennung. Ich musste daher in den Zeiten in denen ich in Hagen war, sehr intensiv arbeiten, um so die Kritik möglichst im Keim zu ersticken. Es kam aber soweit, dass mir für Auslandsaktivitäten höchstens Freistellungen in Höhe von zwei Wochen im Jahr genehmigt werden sollten. Ich konnte mich allerdings gegen solche Einschränkungen erfolgreich zur Wehr setzen, da ich jeweils von höherer Stelle - entweder von der deutschen Forschungsgesellschaft, dem Deutschen Akademischen Auslandsdienst oder vom Ministerium direkt die notwendigen Einladungen und Schreiben zur Unterstützung meiner Vorhaben vorweisen konnte.

#### Episode 44 *Zwischen Ökonomie und Educational Technology*

Bei einer der interessanten Exkursionen des Kölner Ostkollegs nach Polen und Ungarn traf ich auch einen alten Studienkollegen wieder, der inzwischen Professor an der Gesamthochschule Paderborn geworden war. Er fragte mich später, als wir uns dann auf einer der jährlichen Ökonomie Tagungen zufällig begegneten, ob ich nicht Lust hätte, seine Professur an der Universität Paderborn für zwei Jahre zu vertreten, da er für diese Zeit mit seiner Familie nach Caracas umziehen wollte, um dort in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut zu arbeiten. Ich fand, dass das eine gute Gelegenheit war, meine fachlichen und pädagogischen Kenntnisse zu aktualisieren und in der vorlesungsfreien Zeit einige Fernstudienprojekte zu verfolgen. Der Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der Universität Paderborn akzeptierte meine Vertretungsprofessur und ich stellte einen entsprechenden Antrag über den Rektor an das Ministerium. Der Antrag wurde genehmigt und später noch um ein weiteres Jahr verlängert.

Der Start war nicht ganz leicht. Meine letzten Lehrveranstaltungen lagen schon wieder einige Jahre zurück und hatten andere Schwerpunkte. Die Professur stellte mit 12 Semesterwochenstunden einen hohen Arbeitsaufwand dar. Ich unterrichtete Makroökonomie im Grundstudium und im Hauptstudium Außenwirtschaft und Internationale Organisationen und Entwicklungsländer, betreute Diplomarbeiten und stellte Klausuraufgaben, und das alles aus dem Stand, da es von dem abwesenden Hochschullehrer praktisch keinerlei Skripte oder Literaturhinweise gab. Ich fuhr im Semester zwei bis dreimal jede Woche nach Paderborn über die 130 Km langweilige Autobahn und hatte am Ende eines Tages in Paderborn Angst auf der Rückfahrt einzuschlafen.

Die Vorlesungen im Grundstudium waren nicht immer angenehm. Die meisten der ca. 100 Studenten studierten Betriebswirtschaft und waren wenig motiviert, etwas über die Volkswirtschaftslehre zu hören. Es war immer ein Grundrauschen im großen Hörsaal zu vernehmen, weil sich einige Studenten untereinander unterhielten. Einmal wurden auch Papierkügelchen nach vorn geworfen. Anders war die Arbeit in der Außenwirtschaftstheorie und in den Seminaren. Hier waren die Hörerzahlen klein und die Kommunikation direkt und gut. Ich schrieb ein umfangreiches Skript zur reinen Außenhandelstheorie und ein zweites zur monetären Theorie, um den Studenten etwas Strukturiertes an die Hand zu geben. Zeit, über eine Habilitation nachzudenken, war unter diesen Voraussetzungen nicht angebracht.





Einige Jahre nach meiner Rückkehr an das ZFE wurde ich zum Akademischen Direktor ernannt.

Das Skurrile war, dass ich während der Paderborner Jahre auch selbst einen hervorragenden Kontakt zur Universidad Nacional Abierta (UNA) in Caracas hatte und so den Vertretenen während der Semesterferien in Venezuela besuchen und in seinem angemieteten Haus unterkommen konnte. Ich unterrichtete also im Semester Ökonomie und nutzte die vorlesungsfreie Zeit zu internationalen Aktivitäten im Fernstudienbereich.

### Episode 45 *Seminare und Konferenzen in Venezuela*

Insgesamt war ich viermal in Caracas, um an Konferenzen teilzunehmen, Vorträge zu halten und Workshops und Seminare durchzuführen.

Der Flugplatz von Caracas liegt ziemlich weit entfernt von der Hauptstadt. Die Straße vom Flugplatz aus nach Caracas führte über die Berge, da Caracas in einem Tal liegt. Über Caracas thront der Avila, als höchster Berg. Alexander von Humboldt hat ihn als Erster vermessen. Die Piste zur Stadt war mit Öl verschmiert, aber ich kam gut mit dem Chauffeur der Universität im Haus meines Kollegen und Freundes an. Als mich der Chauffeur am nächsten Tag zur Universidad Nacional Abierta abholte, sagte er zu mir „Ihr Freund spricht aber nicht gut spanisch“, was ich als Kompliment für mich auffasste, da mein Kollege einen Intensivkurs vor der Abreise gemacht hatte und bereits längere Zeit in dem Forschungsinstitut arbeitete.

Die Universidad Nacional Abierta (UNA) wurde 1977 als Fernuniversität gegründet und hatte eine ähnliche Struktur wie die Fernuniversität in Hagen, verfügte jedoch über kein Pendant, das dem ZFE entsprochen hätte. Sie unterhielt ein großes Netz von Studienzentren, ist aber später nicht hinreichend finanziert worden, um ein vergleichbares Niveau wie die privaten Universitäten zu erreichen. Das Leitmedium war das schriftliche Material. Ich habe damals neben zwei Vorträgen einen Workshop über den Einsatz von Tonproduktionen im Fernstudium gehalten. Ich musste mich allerdings erst an den venezolanischen Akzent gewöhnen. Es war eine anstrengende Arbeit, die aber Spaß machte. Die Teilnehmer waren Personen, die bereits an Universitäten unterrichtet und neugierig waren, die bisher von ihnen nicht genutzten Potentiale der Tonproduktion für das Fernstudium kennenzulernen und anzuwenden. Ich hatte in Hagen zusammen mit unserem Toningenieur eine Demokassette in Spanisch aufgenommen. Die Teilnehmer erarbeiteten in Kleingruppen eine kurze Produktion zu einer von Ihnen selbst gewählten Thematik. Die Ergebnisse wurden anschließend im Plenum vorgestellt und diskutiert.

Während einer weiteren Gastdozentur an der UNA habe ich eine umfangreiche Tonproduktion zum Thema „Einstellungsinterview“ (Entrevista de Personal) mit Rollenspielen zusammen mit einigen Seminarteilnehmern erstellt. Diese Produktion sollte auch direkt als Studienmaterial eingesetzt werden. Wir stellten allerdings bei dem Besuch eines regionalen Studienzentrums in Valencia (Venezuela) fest, dass die Produktion dort nicht bekannt war.

Bei einem anderen Aufenthalt analysierte ich zusammen mit den Teilnehmern die ersten Videoproduktionen der UNA. Leider konnten die Teilnehmer ihre erworbenen Kenntnisse später wegen ökonomischer Restriktionen nicht umsetzen.

In meiner freien Zeit fuhr ich einmal mit einem Mietwagen zum Tauchen nach Chichiriviche, als sich der Beginn einer Konferenz wegen starker Regenfälle verzögert hatte. Unterwegs konnte ich viele Schwarzstörche und andere unbekannte Vogelarten beobachten. Ich tauchte bis 18 m Tiefe, sodass man schon den Druck auf der Taucherbrille deutlich spürte.

An einem Wochenende las ich in der Zeitung, dass man an einem zweitägigen Segeltörn teilnehmen konnte. Ich meldete mich an, fuhr nach La Guaira und ging an Bord eines geräumigen Segelbootes. Auf dem Schiff waren nur der Skipper und eine weitere Touristin. Wir fuhren bei strahlender Sonne zu einer kleinen Insel und ankerten vor der Küste. Ich sprang ins Wasser und schwamm zum Strand. Dort lagerten große Haufen mit riesigen Muscheln. Ich nahm mir zwei davon und hoffe, dass der Besitzer den Verlust verschmerzen konnte. Dann schwamm ich mit den Muscheln zum Boot zurück.



Wir kamen mit Verspätung in La Guaira an, da Flaute war und der Motor nicht ansprang. Dafür konnte ich nachts Delphine herumplantschen hören, die das Boot eine Zeit lang begleiteten.

Eine weitere spannende Unternehmung nach Beendigung meiner Tätigkeit an der UNA war der Flug nach Canaima, einem touristischen Naturpark in der Gran Sabana. Die Ankunft mit dem Düsenflugzeug war spektakulär. Canaima ist von hohen Tafelbergen umgeben, die senkrecht an den Seiten bis zu 1000 m zum Tal hin abfallen. Als das Düsenflugzeug über die Bergkante flog und dann scharf nach unten zog und durch das Tal donnerte, um dann nach einer weiteren Schleife ruhig zu landen, hatte man das Gefühl, Achterbahn zu fahren. Es war einfach grandios. Zum höchsten Wasserfall der Welt flog ich dann aber mit einer kleinen Propeller Maschine. Leider führte der Salto Angel in dieser Jahreszeit sehr wenig Wasser.

Bei einem weiteren Aufenthalt verbrachte ich einige Tage bei brütender Hitze auf der Insel Margarita. Margarita war schon in den 80er Jahren eine Touristenattraktion. Um die relativ große Insel zu erkunden, mietete ich mir ein Auto und erlebte einen wunderschönen Sonnenuntergang in Juan Griego. Am Strand hörte ich Lieder, die offensichtlich mit afrikanischen und europäischen Sprachanteilen vermischt waren und typisch für die Karibik sind.

### *Zeitungsausschnitt Karibikinsel Aruba*



An einem Tag kam aufgeregt ein Deutscher in die Hotellobby gestürmt und klagte, dass ihm am Strand etwa 1000 DM gestohlen worden waren, er aus Olpe käme, kein Wort Spanisch spräche und Schwimmen gegangen wäre. Seine Sachen hätte er einschließlich des hohen Geldbetrages am Ufer gelassen. Ich versuchte ihn zu beruhigen, musste mich aber über so

viel Naivität wundern. Zurück in Caracas nahm mich mein Kollege aus Paderborn mit einem Jeep zu einigen kleinen Dörfern an der Küste (Higuerote) mit, die nur schwer mit dem Auto zu erreichen waren. Hier schien die Zeit stehen geblieben zu sein. Die Dörfer sind von Nachfahren der westafrikanischen Sklaven bewohnt, die abseits der weißen Bevölkerung noch auf traditionelle Art leben. Leider gibt es auch Venezolaner, die mit Vorliebe betrunken in ihren Jeeps durch diese Dörfer rasen.

### Episode 46 *Angeln von Piranhas und Flugübungen*

Ich erkundigte mich gegen Ende meiner Aufenthalte, ob ich Zugang zu einem Indianerdorf im Orinoco Gebiet erhalten könne. Da die Universität Forschungsaktivitäten in Manapiare hatte, wurde es mir schließlich erlaubt. Ich entschloss mich also vor meinem Rückflug nach Deutschland, erst noch nach Puerto Ayacucho zu fliegen und von dort dann mit einer kleinen Maschine weiter nach Manapiare. Puerto Ayacucho liegt am Orinoco Fluss. Nach dem Flug und dem Einchecken in einem einfachen Hotel ging ich abends noch in eine Kneipe um Volksmusik zu hören. Die Kneipe war gut gefüllt und eine Band mit Quattro, Harfe und Gitarre spielte den typischen schnellen Sound der Sabana. Ohne Ankündigung stand plötzlich ein großer kräftiger älterer Herr mit einem hellen Anzug und einen Hut mit breiter Krempe auf und sang, sein Glas mit Rum in der Hand, mit herrlicher Intonation das Lied vom Gavilán (Raubvogel). Ich hätte am liebsten die ganze Nacht zugehört. Aber für den nächsten Tag war mein Flug nach Manapiare geplant. Da ich nur vorhatte, eine oder zwei Nächte dort zu verbringen, ließ ich mein Gepäck im Hotel in einer Kammer und nahm nur eine kleine Tasche mit dem Nötigsten mit.

#### *Indigena im Orinoko Gebiet.*



In Caracas hatte ich gefragt, ob es eventuell Gefahr von Malaria in Manapiare gäbe, was man verneinte. Als ich in einer der kleinen Hütten zusammen mit anderen für die Nacht untergebracht wurde, las ich auf einem angehefteten Zettel, dass es etliche Antimalaria Kampagnen in dieser Gegend gegeben hatte. Ich ging trotzdem mit einem der Indios am nächsten Tag auf eine Wanderung, wobei der Indio bei Durst einfach das Wasser aus einer Regenpfütze trank. Im Dorf, das nur aus ein paar Hütten und dem Flugplatz mit der Rasenfläche von der Größe eines Fußballfeldes bestand, spielte ich auf dem etwas matschigen Boden Fußball, wobei ich leider einige Insektenstiche

abbekam. Vor dem Abend fuhr ich mit einem Mann, den sie „El Gato“ (der Kater) nannten mit einem Kanu einen Fluss hoch um Forellen und Piranhas zu angeln. Wir hatten auch einigermaßen Glück. El Gato tötete die Fische, wenn er sie im Boot hatte, mit der Machete. Die relativ großen Piranhas gaben dabei ein leichtes Knurren ab. Unterwegs sahen wir auch einige Flussdelfine. Nach der Rückkehr grillten wir die Fische, wobei die Piranhas im Gegensatz zu den Forellen sehr viele Gräten hatten. Die Nacht verbrachte ich allein in einer strohgedeckten Hütte, allerdings mit einer Art Feldbett und einer Toilette. Als ich die Toilette benutzte, sah ich eine handtellergroße Spinne an der Wand herunterkriechen. Ich dachte sofort an die giftige Vogelspinne, zog eine Sandale aus und versuchte, sie zu erledigen. Aber sie verschwand sofort in dem Strohdach. Ich konnte aus Angst vor Schlangen und Spinnen in der Nacht kein Auge zu tun.



### Episode 47 *Der fast verpasste Flug*

Auch meine Reise zurück von Manapiare nach Puerto Ayacucho war durchaus spannend. Ich wartete bereits zwei Stunden am Rande des Flugfeldes in Manapiare, bis endlich das Propellergeräusch zu hören war und die winzige Maschine landete. Außer mir gab es keine Passagiere. Ich saß daher auf dem Co-Pilotensitz. Als wir eine Zeit lang geflogen waren, fragte ich den Piloten, ob er bei den minimalen Landeflächen schon einmal Probleme gehabt hätte. Er meinte, das wäre nicht unbedingt der Fall, aber vor einem Jahr hätten ihn kolumbianische Gangster gezwungen, nach Kolumbien zu fliegen und er musste verprügelt ohne Flugzeug nach Hause kommen. Dann fragte er mich, ob ich mal vorsichtig das Flugruder übernehmen wollte, damit ich einmal sähe, wie so ein Flugzeug reagiert. Ich übernahm also das Steuer, traute mich aber kaum, es zu bewegen.

Wir landeten früh abends und ich ging zum Hotel, um meine Sachen für den Rückflug nach Caracas mit Anschlussflug nach Frankfurt vorzubereiten. Ich bat also um die Herausgabe meines Koffers. Da hieß es, er sei in der Kammer eingeschlossen, der Geschäftsführer habe den Schlüssel, sei aber schon fort gegangen. Ich bat am nächsten Morgen händeringend, mir endlich den Koffer zu holen, wie auch immer. Ich bekam bald einen Herzinfarkt, weil ich Angst hatte, nicht nur den Flug nach Caracas, sondern auch den Flug nach Frankfurt zu verpassen. Irgendwann kam dann jemand mit dem Schlüssel und ich raste mit Koffer im Taxi zum Flugplatz. Es war gerade noch einmal gut gegangen.

### Episode 48 *Erdöl in Maracaibo*

Während einem meiner Aufenthalte an der UNA erhielt ich auch eine Einladung, ein Seminar an der Universidad de Zulia in Maracaibo abzuhalten. Es war eine interessante Diskussion, da die Universität bereits einige Filme gedreht hatte. Ich hörte auch, dass es eine Humboldt Gesellschaft gab und erfuhr, dass Humboldt hier den Eisenbahnbau mit initiiert hatte. Humboldt genießt immer noch großen Respekt. Wir machten nach dem Seminar bei großer Hitze einen Ausflug mit einem komfortablen Motorboot auf dem „lago de maracaibo“ um nach Sinamaica zu fahren, einem Dorf der Guajiras, die in Pfahlbauten wohnen. Wir kamen aber dort nicht an, weil der Motor kaputt ging, mitten auf dem See. Wir mussten uns abschleppen lassen, aber mit dem guten Rum ließ sich auch diese Phase gut überstehen. Man erklärte mir auch, dass der See ziemlich verschmutzt war, weil die Ölröhre teilweise durchgerostet sind und Öl austritt.



### Episode 49 *Zuerst kommt der PC, dann das WWW*

Mit der Anfang der 80er Jahre beginnenden Digitalisierung, hielt der PC Einzug in die Büroräume der Universitäten. Zunächst übten wir uns in der Umsetzung relativ einfacher Aufgabenstellungen, wie etwa der Auswertung von Fragebögen oder der Erfassung von mathematischen Formeln in LateX. Ich begann wieder Turbo Pascal zu lernen und beauftragte einen Informatikstudenten mit der Programmierung eines einfachen ökonomischen Modells, mit dem die Auswirkungen von Parameteränderungen veranschaulicht werden sollten.



Mit der entstehenden Nutzung des Internets rückte das Medium Video aufgrund der Datenmenge und mangelnder Transportgeschwindigkeit der Netze etwas in den Hintergrund. Es entstanden digitale Kurse im pdf Format, in die schrittweise Layout Charakteristika der bisher in den gedruckten Kursen enthaltenen Strukturierungs- und Gedächtnishilfen, wie z.B. Marginalien, Glossare, Stichworte und graphische Icons eingebaut wurden. Eine Alternative zu den von Word in pdf umgewandelten Kursen oder direkt in html programmierten Kursen war die Nutzung von Autorensystemen, die mit speziellen Programmiersprachen ermöglichten, komplexe Multimedia Produkte als „stand alone“ Produkte zu entwickeln. Um die ansteigenden Ansprüche an die Speicherkapazität zu befriedigen, wurde die DVD als Speichermedium neben der stärker begrenzten CD für die Distribution erschlossen.

Mir lag vor allem die Einbettung audiovisueller Medien am Herzen. Wir fanden relativ schnell heraus, wie kleinere audiovisuelle Clips in den PDF Kurs eingebaut werden konnten. Die verschiedenen Medien konnten so auf einem digitalen Datenträger, CD oder DVD zusammen verschickt werden oder auf einen Webserver hochgeladen werden. Das hätte den Vertriebsaufwand enorm reduziert. Der Student würde dann nur das ausdrucken, was er gerade benötigt. Die damalige Universitätsleitung war aber noch nicht bereit, den Weg der Ablösung des klassischen gedruckten Studienbriefs durch die digitalen Medien konsequent zu gehen.

Ich leitete eine Reihe von Projekten, die exemplarisch zeigten, wie die Verbindung von Text, Simulationen, Animationen und audiovisuellen Elementen zur Erweiterung und Vertiefung des Verständnisses eines Lehrinhalts genutzt werden kann. Es handelte sich um große Multimedia Entwicklungen an denen, wenn auch mit Unterbrechungen und nicht ausschließlich, bis zu drei Jahren gearbeitet wurde. Die multimedialen Entwicklungen, an denen ich beteiligt war, betrafen die Bauleitplanung, die Regelungstechnik, die Intelligenten Strategien aus dem Gebiet Operation Research und die Produktion Makroökonomische Modelle. Die Programme enthielten Praxisbeispiele, Simulationen, Übungen und Aufgaben zur eigenen Verständniskontrolle.



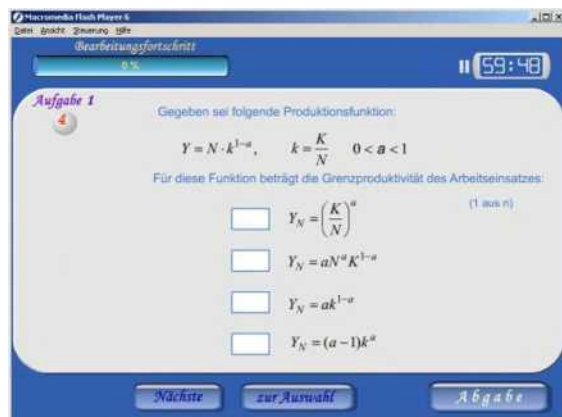
***ToolBooks***

Die Rahmenprogrammierung erfolgte mit dem Autorensystem ToolBook von Asymmetrics, die Programmierung spezieller Elemente (Aufgaben, Animationen, Simulationen) mit Macromedia Flash, Java oder C++. Ich hatte mich in Flash und ToolBook soweit eingearbeitet, dass ich die Programmierung durch meine Hilfskräfte aus der Informatik oder Mathematik einigermaßen nachvollziehen konnte. Ich hatte das Glück, mit exzellenten Programmierern zusammen arbeiten zu können. So passte die komplette Produktion zur Makroökonomie mit den Modellbeschreibungen, Selbstkontrollaufgaben und der Simulation der üblicherweise unterrichteten Modellvarianten auf zwei 3 ½ Zoll Disketten. Für Lehrende, die selbst variable und interessante Aufgaben entwickeln wollten, erstellte ich eine Website mit vielen

Aufgabenbeispielen zu denen es jeweils eine Anleitung zur Anwendung der komfortablen Flashprogrammierung gab.

Die Module erlaubten eine viel größere und attraktivere Gestaltung von Selbsttestaufgaben im Vergleich zu kommerziellen Produkten.

### ***Klausurtrainer mit Flash programmiert***



Ich habe zwei meiner großen Multimedia Produktionen in andere Sprachen übersetzt oder übersetzen lassen, um sie auch international bekannt zu machen. Die „Makro-Toolbox“ wurde in Englisch, Spanisch und Ungarisch übersetzt, die CD Intelligente Strategien in Portugiesisch und Russisch. Da die Geschwindigkeit der Netze noch zu gering war, produzierte man die aufwendigen multimedialen Programme zur Erweiterung und Vertiefung komplexer Lehrinhalte als „stand alone“ Produkt. Der Datenträger war eine DVD. Einige meiner wissenschaftlichen Publikationen, Lehrvideos und Multimedia Produkten wurden auch von den jeweils interessierten Universitäten übersetzt und veröffentlicht, in Ungarisch, Spanisch, English, Portugiesisch, Russisch und Chinesisch.

## Episode 50 *Neue Medien*

Der Aufwand zur Produktion einer DVD konnte aber nicht für jeden Kurs realisiert werden. Im Gegensatz zu den Multimedia Produkten bestand die Masse der Kurse daraus, ein konventionelles Skript in Word erfasst als pdf auf die mit dem Internet entstehenden Lernplattformen wie Moodle, Blackboard oder WebCt hochzuladen. Die FernUniversität hatte eine eigene Lernplattform entwickelt, die aber schnell in die Jahre kam und viel zu spät durch die bereits weit verbreitete Open Source Plattform Moodle abgelöst wurde.



***Wolfram Laaser***

Die FernUniversität verfügte bisher über kein audiovisuell unterstütztes Medium für die Kommunikation mit den Studenten. Es gab nur, abgesehen von der Kontaktmöglichkeit, ins Studienzentrum zu gehen, falls eines in der Nähe verfügbar war, sich während der Sprechstunde an einen zuständigen Fakultätsmitarbeiter zu wenden, also zu telefonieren oder zu schreiben. Deshalb beschäftigte man sich zunächst mit der Entwicklung von textbasierten Newsgroups, die auf dem Server der Universität eingerichtet wurden und die die Studenten abonnieren konnten, um untereinander oder mit dem Lehrpersonal zu kommunizieren. Es gab zu dieser Zeit auch zahlreiche Entwicklungen zur Realisation von textgebundenen Computerkonferenzen. Die Systeme waren jedoch am Anfang sehr langsam und wurden bald von PC basierten Konferenzsystemen abgelöst.



***Der Moderator***

Mit Beginn der 90er Jahre machte die Entwicklung der Netze schnelle Fortschritte in der Übertragung von Ton und Bild. Die Möglichkeit einer Videokonferenzschaltung war anfangs noch ein spezielles Event auf den internationalen Konferenzen über das Fernstudium. Man staunte, dass man z.B. eine Videokonferenz zwischen New York und Trondheim direkt über das Netz abhalten konnte. Allerdings musste auf vielen Konferenzen die stolze Vorführung wegen technischer Mängel abgebrochen werden. Mit der Videokonferenz wurde eine bisherige Lücke im Medienspektrum des Fernstudiums geschlossen. Ich habe zum didaktischen Einsatz einige Szenarien skizziert und Grundanforderungen an eine effiziente Gestaltung von Videokonferenzen formuliert.

### Episode 51 *Der Besucher aus Argentinien*

Einer der vielen Besucher, die an unserer Arbeit interessiert waren, kam aus Argentinien, Andrew Hamilton Joseph. Wir unterhielten uns auf Englisch, das er perfekt beherrschte. Ich erklärte ihm die Funktion und die Entwicklungen des Instituts. Als er sich verabschiedete, sagte ich zu ihm „tengo un tío segundo en Tucumán“ (Ich habe einen Onkel zweiten Grades in Tucumán). Er war begeistert, dass ich Spanisch sprach und sagte, dass ich unbedingt zu Vorträgen nach Argentinien kommen sollte. Er kümmerte sich um einige Einladungen von verschiedenen argentinischen Universitäten und ich stellte einen Antrag auf Finanzierung an den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), der auch positiv beschieden wurde. Ich musste also schnellstens einige meiner Publikationen ins Spanische übersetzen. Zu diesem Zweck heuerte ich eine Frau an, die als Sekretärin einige Jahre in Venezuela gearbeitet hatte. Sie machte vor lauter Nervosität viele Fehler und ihre Kinder machten im Nebenzimmer Krach. Insgesamt hatte ich ca. 1000 DM für die Übersetzungen ausgegeben und hoffte, dass es für die Reise reichen würde. Ich packte also meinen großen Aluminiumkoffer und wollte ihn vorausschicken, da ich Sorge hatte, dass der Koffer verloren gehen könnte und ich dann ohne Unterlagen in Buenos Aires ankommen würde. Nachdem der Koffer eine Woche vor Abflug vorausgeschickt war, folgte ich ihm nach.

Meine Vorstellung war noch ziemlich naiv, was Buenos Aires anging. Ich erwartete eher auch einige Indianer zu sehen, als eine riesige moderne Großstadt mit europäischen Wurzeln. Ich landete in Ezeiza und wurde von „Sunny“, wie Andrew Joseph von seinen Freunden genannt wurde, abgeholt. Sunny gehörte eine kleine Fernstudienfirma, ULSA, die sein Vater gegründet hatte. Hier wurden kurze schriftliche Kurse über Buchhaltung und andere wirtschaftliche Themen zur Weiterbildung erstellt.

Meine Unterbringung in Buenos Aires war im Hurlingham English Club, ein sehr schöner alter Bau für die englischsprachigen Manager und ein Treffpunkt für die dazugehörige Community. Ich hatte einen herrlichen Blick auf den stilgerechten englischen Rasen.

### *Hurlingham Club*



Mein großer Koffer war schon in Buenos Aires, aber ich konnte ihn nicht abholen, da Feiertag war und der Zoll geschlossen hatte. Als ich ihn am nächsten Tag holte, bekam ich einen Eindruck von der umständlichen staatlichen Bürokratie. Bis ich den Koffer mitnehmen konnte, haben es mindestens zehn verschiedene Stellen abzeichnen müssen. Sunny zeigte mir seinen Betrieb und stellte mich auch seinen Eltern vor. Der Vater war chinesischer Abstammung. Sunny hatte vier Kinder und war mit einer Psychologin verheiratet. Sie wohnten jedoch nicht in Buenos Aires, sondern in La Cumbrecita in der Nähe von Cordoba. Sunny war eine dynamische und unruhige Persönlichkeit, eher ein Business Man als ein Wissenschaftler. Er stellte die Kontakte her, die für mich wichtig waren. Ob er dafür von den Universitäten Honorare bezog oder nicht, ist mir immer schleierhaft geblieben. In jedem Fall war es eine Symbiose mit einigen Einschränkungen. Finanziell war Sunny weitgehend unabhängig, jedenfalls hatte ich keine größeren Ausgaben. Er hatte einen Ford Falcon, fuhr sehr schnell und wenn ihn eine Ampel stoppte, ordnete er sich auf einer imaginären vierten Spur ein, um dann als erster loszubrausen. Als ich ihn fragte, wo er seinen Führerschein bekommen hätte, antwortete er, er habe ihn in Montevideo gekauft und außerdem könne er nur auf einem Auge sehen. Als er später einmal nach Hagen kam, zeigte ich ihm mit meinem BMW, wie ich mich in seinem Auto gefühlt hatte.

### Episode 52 *Ich lerne das Land kennen*

Ich hielt zwei Vorträge in Buenos Aires, einen ökonomischen mit der Thematik „Finanzpolitik im Konjunkturzyklus“ für Ökonomieprofessoren der Universidad Nacional de Buenos Aires und einen in der ULSA über die bisherigen Erfahrungen mit dem Fernstudium in Deutschland. Als ich später mit zwei Teilnehmerinnen über Politik und Parteien in Deutschland sprach, lachten plötzlich die beiden Damen laut auf. Ich hatte sagen wollen, in Deutschland gäbe es eine sozialdemokratische und eine eher konservative Partei, also „hay un partido socialdemocrato y un partido conservativo“. „Conservativo“ ist aber im argentinischen Sprachgebrauch ein Kondom. Es war mir etwas unangenehm, aber man darf sich nicht davon beeinflussen lassen, sonst hat man Angst, überhaupt frei zu sprechen. Richtig hätte es heißen müssen „conservador“.

#### *Vortrag in der ULSA*



Am Abend gingen wir noch in eine Tango Bar in San Telmo, „Bar Union“, dort sang eine junge 17jährige Frau Tangos mit einer tollen Stimme, so dass ich gerne länger zugehört hätte, aber das war mit Sunny nicht zu machen.

Wir verließen dann Buenos Aires in Richtung Rosario und Santa Fé. Im Gebiet um Santa Fé gab es kurze Zeit bevor wir dort ankamen, eine riesige Überschwemmung, deren Schäden man deutlich sehen konnte, da das Wasser nur etwas zurückgegangen war und die Straße befahrbar war. In Santa Fé sollte ich einen Vortrag an der Universidad Católica de Santa Fé halten und hatte Folien für den Overheadprojektor vorbereitet. Man sagte uns, dass im „Centro de Tecnologia Educativa“ ein Gerät vorhanden sei. Da die Zeit drängte, liefen wir zu Fuß durch die Fußgängerzone und schlepten den Overheadprojektor wie eine Trophäe zur Universität. Das war also schon die maximale technologische Errungenschaft. Von Santa Fé ging es weiter nach Paraná in der Provinz Entre Rios. Paraná liegt am gleichnamigen Strom. Hier habe ich mit Sunny in einem Restaurant am Fluss ein 10 Gänge Fischmenü gegessen, wobei ich nur bis zum 7. Gang kam. Jeder Gang war herrlich auf verschiedene Art zubereitet.



Nachdem wir mit einer Gruppe von Biochemikern über den Entwurf eines möglichen Fernstudienprogramms diskutiert hatten, fuhren wir weiter nach Reconquista im Norden der Provinz Santa Fé.

Um Reconquista herum lebte zur Zeit der Kolonialisierung die indigene Bevölkerung der Guarani. Die Jesuiten versuchten die Guarani zu unterrichten. Sie errichteten Missionen, das sind Baukomplexe, in denen die Missionare wohnten und die indigene Bevölkerung unterrichteten. Am Anfang waren sie recht erfolgreich, bis ihre Aktivitäten vom spanischen König und der katholischen Kirche untersagt wurden.



*Reste einer Jesuiten Mission*

Im vergangenen Jahrhundert siedelten sich hier auch viele Emigranten aus Deutschland an. Ich sah häufig Reklame für ein Bier mit dem Namen „Bremen“ und im Telefonbuch standen viele deutsch klingende Namen.

In der Nähe von Reconquista gibt es einen regionalen Sender, der sich mit den Problemen der Kleinbauern auseinandersetzt, die überwiegend im Tabakanbau arbeiten. Der Sender INCUPO (Instituto de Cultura Popular) wurde damals von der Konrad Adenauer Stiftung unterstützt und reichte bis nach Santa Fé. Die Programmgestaltung war hervorragend und durch die eigene Redaktion bestimmt. Ich nahm eine exemplarische Sendung mit, um sie als Beispiel für gute bildungsorientierte Radiounterstützung zu benutzen.

### Episode 53 *Auf dem Weg zu meinem Onkel Julio*

Unsere Reise durch Argentinien ging nun quer durch das Land nach Tucumán . Wir verließen langsam die flache Pampa in Richtung der Sierra, die wir noch überqueren mussten. Unterwegs sahen wir einige Nandus, die argentinischen Straußenvögel. In Tucumán wohnte ja mein geliebter Onkel Julio und ich freute mich schon, ihn zu sehen. Aber zunächst war die schöne Sierra zu bewundern mit hügeligen, bräunlich gefärbten Bergen mittlerer Höhe, mit Pampagras bedeckt und durchbrochen von kleinen Flüssen. Eine karge aber sehr schöne und fotogene Landschaft. Hier gibt es noch Pumas, die aber leider von Jagdtouristen trotz Verbots dezimiert werden.



Sierra de Cordoba



Tucumán ist die Stadt des Zuckerrohrs, der hohen Eingangstüren und der Unabhängigkeitserklärung. In Tucumán hielt ich einen Vortrag an der Universität Católica, bei dem auch mein Onkel Julio hinten im Vortragssaal zuhörte. Das war für mich eine sehr bewegende Situation. Ich traf auch Carlotta, seine Schwester, der es aber gesundheitlich nicht gut ging. Julio wurde überall auch auf der Straße, von den Leuten ehrfurchtsvoll begrüßt.



*Julio Heilbron*

Mittags wurden wir von einer sehr kinderreichen Unternehmerfamilie, die eine der großen Zuckerrohrplantagen besaß, zum Essen eingeladen.

Julio besaß außer einem Kassettenrekorder keine persönlichen Reichtümer. Er wohnte im Kloster und zeigte mir den Hof mit Steinboden, auf dem er mit seinen Mitbrüdern Fußball gespielt hatte. Ich hielt noch eine Fragestunde ab für die Schüler des „Colegios del Sagrado Corazon“, dessen Rektor er war. Außerdem unterrichtete er noch Religionsphilosophie an der Universidad Catolica de Tucumán .

## Episode 54 *Die Anden*

Unser nächstes Ziel waren die Anden.

Von Tucumán aus fuhren wir durch ein langes Tal, von den Schatten des dichten Regenwaldes verdunkelt. Es heißt Valle Tafi und ist eine Rarität, da sonst kein Regenwald auf einer Höhe von ca. 1000 m zu finden ist. In diesem Dickicht hatten sich die „Tupamaros“, eine Guerilla, die gegen das Militärregime kämpfte, versteckt.

Wir haben uns vom Valle Tafi mit einem Blick auf die sechs Meter hohe Freiheitsstatue, die einen Indio mit ausgebreiteten Armen zeigt, von den Pre-Kordillieren verabschiedet.

Unser nächstes Ziel waren die „Anden“ oder auch „Kordillieren“ genannt. Es hat mich fast umgehauen, plötzlich dieses riesige Gebirge zu sehen. Wir fuhren langsam immer höher bis wir in Salta ankamen. Am Abend besuchten wir ein bekanntes Folklorerestaurant: „El Gaucho“. Die argentinische Folklore hat eine Großzahl von unterschiedlichen Rhythmen, die Samba, den Tango, die Chacarera, die Milonga, um nur die bekanntesten zu nennen. Dazu kommt noch die „Anden Musik“, wie sie auch in Deutschland oft von peruanischen Gruppen in der Fußgängerzone zu hören ist.

In Salta kaufte ich einen gewebten Wandteppich, der den Wasserkreislauf von der Verdunstung bis zum Regen aus den Wolken darstellte. Er hat später lange in unserer Wohnung gehangen. Das zweite Objekt, das ich erwarb war ein Charango, noch mit einem echten Gürteltier Corpus. Wenn man mit der Hand darüberstrich, spürte man noch die kleinen Haare, die aus den winzigen Lücken im Panzer herauswachsen. Das Charango hat vier Doppelseiten und klingt ähnlich wie eine Mandoline, wird aber nur mit der Hand gespielt. Ich habe später in Lima in einer Musikschule ein- oder zwei Charango-Lektionen genommen, um einige einfache Lieder zu begleiten, zum Beispiel „Poco a poco me has querido morenita de mi amor“ (Immer mehr hast du mich geliebt, Liebste).

Von Salta fuhren wir weiter in Richtung Jujui, schon nahe der bolivianischen Grenze. Das Gebirge hat hier aufgrund seiner Steinformation unterschiedliche Farbschichten, bräunlich, rötlich, grünlich, schwarz und gelblich. Ich habe von einer Indigena ein kleines Glas mit dem Sand aus den verschiedenen Schichten als Andenken gekauft. Zu manchen Jahreszeiten kann man mit Glück von Jujuy aus eine Eisenbahnfahrt quer über die Anden machen mit der „Tren de las Nubes“, aber das war leider nicht möglich, da der Zug nicht verkehrte.

*Farbschattierungen der Anden*



Wir fahren noch bis Cafayatte, einem kleinen Ort am Fuße der Anden, wo auch Wein angebaut wird und nahmen dann Kurs auf Cordoba.

## Episode 55 *Cordoba*

In Cordoba hielt ich einen sehr gut besuchten Vortrag in der ältesten Universität des Landes und diskutierte mit Angehörigen der Universität die Perspektiven für ein Fernstudium, das sich bei der Größe des Landes und der teilweise sehr geringen Bevölkerungsdichte anbot. Aber auch von Buenos Aires wurde berichtet, dass spätestens mit der Öffnung der Hochschulen unter Präsident Alfonsín die Lehrveranstaltungen völlig überfüllt waren und das Fernstudium auch hier eine Option war.

### *Einführung des Vortrags*



### *Austral zur Inflationsbekämpfung*

Leider konnte man sich damals eine nationale Fernuniversität nicht vorstellen. Die Einwände und Fragen waren immer wieder die Gleichen: Hat das Fernstudium die gleiche Qualität wie das klassische Präsenzstudium und wie weit werden die Abschlüsse anerkannt. Es gab daher nur vereinzelt Initiativen. Bei meiner Ankunft in Argentinien wurde gerade begonnen, eine Gesellschaft für Fernstudien aufzubauen, um den Kontakt der verschiedenen Initiativen zu bündeln.

Cordoba ist eine der größten Städte in Argentinien. Ich liebte die „media lunas“ zum Frühstück, die „empanadas“ mit verschiedenen Füllungen, das herrliche Rindersteak „bife de chorizo“ und den Wein aus der „mama juana“, einer fünf Liter Karaffe. Ich wohnte während meines Aufenthaltes in „la Cumbrecita“, wo Sunny mit seiner Familie wohnte. La Cumbrecita war ein kleines Dorf ca. 100 Km von Cordoba entfernt. Wir fuhren zu Terminen oft am Morgen nach Cordoba und am Abend wieder zu seinem Haus. Ich hatte ein kleines Gästehaus nur für mich. Nachts wachten zwei Eulen über mich, die gerne in den Bäumen saßen, nur einige Meter vom Haus entfernt.

Dieses war meine erste Reise nach Argentinien und viele andere sollten folgen.

### Episode 56 *Cordoba, Rio Cuarto, Tucumán, Salta*

Aufgrund des Erfolgs meiner ersten Reise nach Argentinien bestand an mehreren argentinischen Universitäten der Wunsch nach Seminaren und Vorträgen, da das Fernstudium noch immer weitgehend unbekannt war, das Interesse aber durch die Öffnung der Universitäten nach Beendigung der Diktatur groß war. Die Vorlesungsreise führte mich 1984 von Cordoba über Rio Cuarto und Tucumán nach Salta, also einen Teil der Strecke, die ich schon bei meinem vorangegangenen Besuch kennengelernt hatte. Ich hatte meinen Hin- und Rückflug über Lima gelegt, um nach meinen argentinischen Seminaren noch einen Abstecher über die Anden nach Santiago de Chile zu machen und von dort nach Peru zu fahren, bevor ich, von Lima aus, den Rückflug antreten würde.



Die Sicht  
des  
Kondors

Condor



Ich schickte dieses Mal meinen Koffer nicht voraus. Ich wollte direkt von Buenos Aires nach Cordoba weiterfliegen. Das war allerdings nicht unkompliziert, da die Flüge innerhalb Argentiniens von einem kleineren Flughafen starteten. Der Transfer mit Taxi war sündhaft teuer und von der Existenz eines Airport Busses wusste ich nichts. Ich lieferte mich also einem Taxifahrer aus, der für die Fahrt vom internationalen Flughafen Ezeiza quer durch Buenos Aires zum „Aeroparque“ Stunden brauchte, so dass ich schon glaubte, den Weiterflug zu verpassen. Da für den Check-in kaum Zeit verblieb, durfte ich mit meinem Handgepäck über das Rollfeld direkt zum Flugzeug rennen, stieg völlig fertig, schweißüberströmt die Treppe zum Flugzeug hoch und sehe auf dem Platz neben mir Sonny gemütlich sitzen. Ich war erstmal fertig. In Cordoba lernte ich auch den damaligen Direktor des Goetheinstituts kennen, der in Cordoba mit viel Eigeninitiative eine hervorragende Kulturarbeit leistete, weit hinaus über die standardmäßigen Deutschkurse, die üblicherweise vom Goethe Institut angeboten wurden. Er war begeistert von der Idee, das Fernstudium in Argentinien zu etablieren und hat mich sehr unterstützt. Wir hatten auch einen gemeinsamen Auftritt im öffentlichen Fernsehen. Die Sendung begann sehr dramatisch mit einem schwarzen Bildschirm und einigen Tönen aus einem Krimitrailer, bis dann auf „Spot an“ die Scheinwerfer aufdrehten und uns mit dem Moderator zeigten. In dieser Sendung zeigte und kommentierte ich drei Sequenzen aus unseren Videoproduktionen. Die

Übersetzung für die Synchronisation war vom Goetheinstitut freundlicherweise zur Verfügung gestellt worden.

Meine erste Station nach Cordoba war Rio Cuarto, eine kleine Stadt und eine Universität mit einer veterinärmedizinischen Fakultät. Ich hatte für diese Reise einige unserer Videofilme bereits in Hagen mit spanischem voice over versehen und sie in den damals gängigsten Kassetten Formaten, Betamax , VHS und Video 2000, zur Demonstration mitgenommen.

Mein Vortrag sollte um 10 Uhr beginnen. Aber ich erfuhr zu meinem Schrecken, dass man keinen Videorekorder zur Verfügung hatte. Ich war ziemlich gestresst, da mein Vortrag auf die Videopräsentation angewiesen war. Ich fragte, ob es nicht vielleicht ein Geschäft gäbe, das uns einen Betamax-Rekorder ausleihen könnte. Es wurde hin und her telefoniert. Es gab keine Betamax-Rekorder in den Geschäften. Allerdings hatte ein Händler einen Rekorder vor längerer Zeit an einen privaten Haushalt verkauft. Er gab uns auch die Adresse des Käufers und wir rasten mit dem Auto dahin. Es stellte sich heraus, dass der Rekorder existierte. Der Großvater hatte ihn zum Geburtstag bekommen, ihn aber nie benutzt. Wir durften ihn ausleihen, packten ihn kurzerhand ins Auto und rasten zur Universität zurück. Ich konnte tatsächlich pünktlich beginnen und das Videomaterial einsetzen.

Eine Anwendung, die intensiv diskutiert wurde, war die Idee, ein Weiterbildungsangebot für die kleinen selbstständigen Bienenzüchter in Form des Fernstudiums zu entwickeln. Ich erhielt den Status eines Ehrengastes, d.h. ich konnte jederzeit die Gastfreundschaft der Universität in Anspruch nehmen. Leider hatte ich später keine Gelegenheit, dieses Privileg einzulösen.

Die nächste Station war Tucumán. Hier hatte ich die Freude, meinen Onkel Julio wieder zu treffen und auch seine Schwester Carlotta, die jedoch bereits sehr krank war. Wir gingen zur Wohnung von Carlotta. Das Erste, was Julio machte, war, dass er eine Schublade öffnete und eine Flasche Sekt herausholte. Das überstieg meine positiven Erwartungen noch um ein Mehrfaches.





Ich hielt ein Seminar über Medieneinsatz im Fernstudium ab, gab Zeitungsinterviews und besuchte ein Projekt für die Fortbildung der Lehrer in den ländlichen Gebieten (Proyecto EMER). Auf einem Empfang fragte ich, ob denn noch ein Senor Grandi in Tucumán leben würde. Mit Alfredo Grandi hatte ich ja vor rund 20 Jahren meine Feten in Berlin im Hause meiner Mutter gefeiert. Irgendjemand kannte ihn, woraufhin ich mich mit ihm verabredete und wir ein schönes Fest mit Asado (Grill mit verschiedenen Fleischgängen) in seinem Haus feierten und die alten Lieder, einschließlich denen von Freddy, sangen. Es war ein schönes Erlebnis.

Unsere letzte Station war Salta. Ich hatte dort ein Videoseminar geplant. Eine Kamera war vorhanden, ebenso wie die etwa 10 -15 Teilnehmer. Ziel war es, eine kleine Videoproduktion an einem Tag zu erstellen, einschließlich Skript und Aufnahme. Das war eine ziemliche Herausforderung. Da Salta schon hoch in den Anden liegt, und es sehr kalt war, musste ich mich öfter im Mantel aufwärmen. Die Teilnehmer machten sich eifrig an die Arbeit. Bei der Produktion unterliefen den Gruppen etliche Missgeschicke. Eine Gruppe löschte aus Versehen das aufgenommene Interview kurz vor der Fertigstellung, eine andere Gruppe wollte einen Titel mit einem Commodore Computer gestalten, aber jemand war auf einen Verbindungsstecker getreten, so dass der Besitzer des Commodore erst nach Haus fahren musste, um einen Ersatzstecker zu besorgen. Trotz dieser recht abenteuerlichen Produktionsweise wurde ein kleiner Film fertig „Pininos en Educación a Distancia“.



### Episode 57 *Über die Anden nach Santiago de Chile*

Ich verabschiedete mich von Sonny und nahm von Mendoza aus die Überquerung der Anden mit einem „Collectivo“ (Sammeltaxi) in Angriff, wobei mein großer 35 Kilo schwerer Koffer auf dem Dach des Autos festgezurrt war. Das Wetter war nicht besonders gut, so dass die Berge mit einigen Schneeresten etwas bräunlich aussahen, aber trotzdem einen imposanten Eindruck machten. Die Grenzformalitäten waren schnell erledigt. Das Hotel war bereits reserviert, so dass ich abends noch Zeit hatte, über den Rio Mapuche ins Kneipen- und Vergnügungsviertel zu spazieren und im Café del Cerro schöne moderne Folklore zu hören. Am nächsten Tag ging ich zum zentralen Platz, der Plaza de Armas und sah mir die Kathedrale an. Ich denke, dass es ein positives Erbe der spanischen Kultur ist, dass die Städte fast alle über einen schönen, meist auch schattigen zentralen Platz verfügen, um sich zu treffen oder auf den Bänken sitzend das Treiben um sich herum zu beobachten. Zugleich sind diese Orte auch Platz für Protestkundgebungen oder Revolutionen.

Ich unterhielt mich einige Zeit mit einem Straßengitarristen, der mich dann prompt zu einer Geburtstagsfeier in einem Armenviertel, weit vom Zentrum entfernt, für den gleichen Abend einlud. Ich habe lange überlegt, ob ich das Risiko eingehen sollte und mich dann dazu entschlossen, zu versuchen, an die Adresse zu gelangen. Ich sollte mit dem Taxi zu einem Treffpunkt fahren und dort wollte man mich erwarten und zu der Adresse bringen, wo die Geburtstagsfeier stattfinden sollte. Ich fuhr also mit dem Taxi zu dem Treffpunkt, wobei mich der Taxifahrer erstaunt fragte, ob ich wirklich hier aussteigen wolle, da es doch so allein gefährlich wäre. Ich sagte, er könne ruhig fahren, ich würde abgeholt werden. Ich wartete eine halbe Stunde und bekam schon langsam Angst und dachte an eine Rückfahrt, als endlich der Musiker auftauchte und wir in einer containerartigen Wohnung sehr schön Geburtstag feierten.

Am nächsten Tag holte ich mir am großen Busbahnhof ein Ticket für die Strecke Santiago-Arica. Es war eine Tour von 30 Stunden, nur von wenigen Pausen unterbrochen. Im Doppeldeckerbus hatte ich mich in die erste Reihe gesetzt und hatte so eine hervorragende Aussicht auf die vorbeifliegende Andenlandschaft.

### Episode 58 *Über die Grenze nach Peru*

Um die Grenze zwischen Chile und Peru zu überqueren, nahm man ein Taxi nach Tacna, dem peruanischen Grenzort. Ich musste in Tacna für die Suche nach einer weiteren Transportmöglichkeit meinen Koffer allein am Straßenrand stehen lassen, was eigentlich sehr riskant war, aber ich wusste, dass man mit 35 Kilo Koffergewicht nicht allzu weit kommen würde. Schließlich trieb ich ein Gemeinschaftstaxi nach Arequipa auf und ruhte mich erstmal von den Strapazen im Hotel aus. Abends ging ich dann noch einmal kurz in die Stadt, um etwas zu essen. In der Kneipe spielten drei Peruaner Karten. Als ich sie fragte, wie das Spiel hieße, luden sie mich gleich ein mit ihnen Pisco Sauer zu trinken, eine Art Tequila. Ich kam mit schwankenden Beinen mit einiger Mühe ins Hotel zurück.

Am folgenden Tag sah ich mir die sehr schöne Stadt an, über der majestätisch der Vulkan Misti thront. Arequipa war schon öfter von schweren Erdbeben betroffen gewesen. Beeindruckend war auch das Frauenkloster „Monasterio de Santa Catalina“ mit seiner schlichten, aber stilvollen Architektur. Man munkelte, dass es einen Geheimgang zu einem naheliegenden Männerkloster gegeben haben soll.

Von Arequipa nahm ich wieder ein Collectivo nach Puno am Titicaca See. Der See liegt 3.800 m über dem Meeresspiegel und ist der wohl höchstgelegene See der Erde. Wir fuhren mit einem kleinen Boot zu viert zu einer Insel im Titicacasee, die vom Stamm der Urus bewohnt ist.



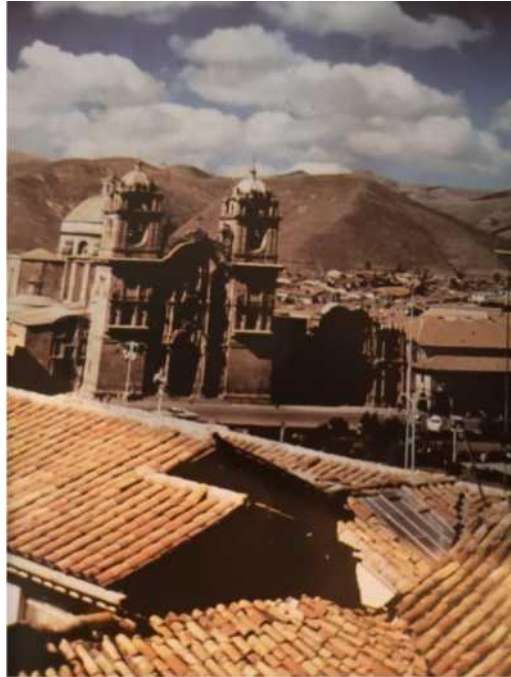
*Bei den Urus*

Auf dem Weg zur Insel unterhielten wir uns, das heißt, ein Italiener, ein Franzose und ich ziemlich unverzüglich auf Englisch über aktuelle politische Fragen. Nach einer Weile sagte der vierte Bootsinsasse, ein Amerikaner, „Europeans always like to talk about politics, I can't understand that“. Diese Haltung erklärt vielleicht etwas die Uninformiertheit vieler US-Amerikaner über das, was außerhalb der USA passiert.

Die Urus sind bekannt durch ihre aus Schilf geflochtenen Boote, die 1947 von Thor Heyerdahl mit Balsaholz verstärkt und vergrößert nachgebaut wurden, um ihre Seetüchtigkeit auf dem Pazifik nachzuweisen. Ich habe einen sehr schönen kleinen Wandteppich von den Urus gekauft und mich anschließend vom Titicaca See verabschiedet.

### Episode 59 *Auf dem Pfad der Inkas nach Machu Picchu*

Mein nächstes Ziel war die kleine alte Stadt Cuzco, gewöhnlich Ausgangspunkt für Touristen, die nach Machu Picchu wollten. Cuzco war eine sehr lebendige Stadt mit Tanzdielen und Restaurants in denen man gut die Nacht zum Tage machen konnte.



*Cuzco*

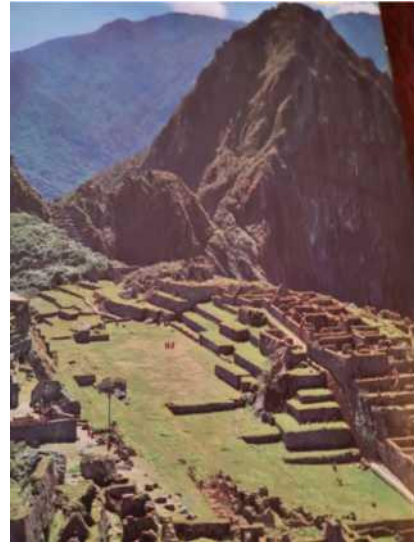
Ich hatte mich mit einem jungen Franzosen, Bernard, angefreundet, der den Weg der Inkas nach Machu Picchu gehen wollte. Wir beschlossen dann, den etwa vier Tage dauernden Weg gemeinsam zu machen. Wir kauften noch am Abend auf Leihbasis Rucksäcke, Schlafsäcke, ein kleines Zelt und einige Konserven, um so den Weg der Inkas zu beschreiten. Wir fuhren früh am Morgen mit dem Zug zum berühmten Kilometer 82, um von dort mit dem Aufstieg aus dem Tal des Urubamba Flusses bis in eine Höhe von 4400 Metern zu beginnen. Es wurde mit der Zeit immer schwerer für mich und die Luft immer dünner. Bernard war glücklicherweise in Frankreich bei den Fallschirmjägern ausgebildet worden, so dass er die Hauptlast des Gepäcks auf sich nahm. Am ersten Abend bauten wir unser Zelt an einem grasbewachsenen Abhang auf. Ich warf mich der Länge nach auf den Boden und schlief extrem erschöpft sofort ein. Es waren einige Leute zusammen mit uns los gegangen, wir waren also nicht ganz allein, aber auf uns selbst angewiesen. Auf dem Weg der Inkas gab es weder Restaurants noch irgendwelche Hütten oder Kioske.



Mit uns gegangen waren auch zwei Schweizer, die große Augen machten, als wir unseren Doseninhalt mit einem Kocher erhitzen. Dafür hatten sie ein Medikament gegen die Höhe mit: Coramin. So tauschten wir einige Lebensmittel gegen Coramintabletten, die mir halfen, den Treck weiterzugehen. In den folgenden Tagen verloren wir die wenigen anderen Trecker aus den Augen. Es ging immer auf sehr schmalen Pfaden an den steil abfallenden Berghängen entlang und man traute sich kaum in die Tiefe zu sehen.

Einmal versperrte uns eine Viper zischelnd und aufgerichtet den Weg. Bernhard nahm einen großen Stein und tötete sie damit. Der Schrecken war uns aber in die Glieder gefahren. Als wir uns Macchu Pichu näherten, übernachteten wir in einer Felshöhle oben in den Bergen. Wir hatten dann auch den Inhalt der letzten Dose aufgegessen. In der Nacht hörte ich plötzlich Geräusche vor dem Zelt. Ich war zu ängstlich, um selber nachzusehen, was es war und weckte Bernhard. Er nahm eine Taschenlampe, öffnete den Zelteingang und sah etwas, was ihn mit seinen das Licht reflektierenden Augen ansah und dann verschwand. Es hatte offensichtlich eine der Dosen ausgeleckt oder nur daran gerochen. Wer der Gast genau gewesen war, konnten wir nicht ermitteln.

## Machu Picchu



Um fünf Uhr morgens begannen wir mit dem Abstieg zu den Inkaruinen von Machu Picchu. Es war ergreifend, da wir die Einzigen waren, die so früh bei den Ruinen waren. Die Busse mit den Touristen kamen erst gegen 10 Uhr. Es waren für mich nicht die Mauerreste der Inka Zeit, es war eher die Umgebung der Stätte, die einen starken Eindruck bei der totaler Stille auf mich machte, vor allem als die Sonne hinter einem kleinen Sattel im Bergmassiv hervorkam.

*Blick auf die Anden**Das heilige Tal der Inkas*

Sehr schön war auch ein steinerner flacher Kondor aus der Zeit der Inkas. Wir fuhren, nachdem wir noch einen anderen Berg bei Pisac hochgeklettert waren, zurück nach Cuzco, um die geliehenen Sachen zurückzugeben. Im Zug spielte ein Franzose einen Blues, krächzte aber fürchterlich dazu. Ich bat ihn mir die Gitarre zu leihen. Als die jungen Peruanerinnen meine Skiffle Lieder hörten, kreischten sie, wie zu Zeiten der Beatles. Es war eine sehr schöne und fröhliche Rückfahrt. In Hagen hörte ich vier Wochen später, dass ein Wagon von einer Bombe zerstört worden war – es gab 45 Tote. In Cuzco angekommen, gaben wir die Ausrüstung zurück. Dann trennten sich unsere Wege.

Ich flog nach Lima und er hatte andere Pläne. Nieselregen ist charakteristisch für Lima, aber ich hatte Glück. Ich mietete mich im eleganten Viertel Miraflores ein, sah mir die farbenfrohen Christus- und Marienstatuen in den alten spanisch geprägten Kathedralen an, ging über den Markt, die Hand auf dem Portemonnaie und fuhr mit den Taxis, meist alte VW „Käfer“, die hier „Fusca“ genannt wurden, zum „Museo de Oro“, um dort eine Kette mit indianischen Motiven für meine Frau zu erwerben. Abends besuchte ich noch ein Folklore Restaurant und dann ging es zurück nach Hagen.



### Episode 60 *Bogota-Caracas-Bogota*

Lateinamerika ließ mich nicht mehr los. Ich erhielt Fördermittel vom Goethe Institut, der OEA, dem ICDE und den Universitäten und war so nicht auf die Finanzierung durch die Fernuniversität oder die Universität Paderborn angewiesen. 1987 standen neben Venezuela und Argentinien dieses Mal Kolumbien und Chile im Fokus. Ich flog zuerst nach Bogota, um das Seminar an der UNISUR (Unidad Universitaria del Sur de Bogota) vorzubereiten. Dies bedeutete, die Räumlichkeiten für die ungestörte Aufnahme der Workshop Produkte anzusehen, die Anzahl der Teilnehmer und die Seminarzeiten festzulegen. Dann düste ich nach Caracas, um ein Seminar für etwa 20 Lehrkräfte abzuhalten, die als Medienspezialisten, Kursautoren oder didaktische Berater tätig waren. Es machte Spaß und die erstellten Tonproduktionen waren von guter Qualität. Man merkte, dass hier bereits ein funktionierendes System und einige Erfahrung vorhanden waren. Ich hielt dann noch zwei Vorträge über Evaluation und die Verbindung zwischen schriftlichen Modulen und den verfügbaren audiovisuellen Medien. Anschließend flog ich wieder zurück nach Bogota, um das vorbereitete Seminar durchzuführen.

UNISUR ist ein Fernstudiensystem, das 1981 mit dem Ziel gegründet wurde, um die "Educación Superior", d.h. ab 12. Klasse, auch Studenten aus weiter entfernten Regionen und ärmeren Schichten zugänglich zu machen. Weiterhin bestand eine enge Kooperation mit den Gemeinden, in denen Studienzentren zur Verfügung standen. UNISUR hatte neben der Erstellung von schriftlichen Kurseinheiten (unidades didácticas) auch einige Erfahrungen mit laufenden Bildungssendungen im Radio, etwa sechs Stunden pro Woche. Ein älterer Seminarteilnehmer, der für einen Bildungskanal gearbeitet hatte, erstellte eine sehr schöne bildhafte Audioproduktion, die in die Struktur eines schriftlichen Fernstudienmoduls einführte. Er benutzte dabei die Metapher einer Autofahrt mit Stoppschildern, Umleitungen, Geboten und Verboten usw. Ich selbst konnte bei einer Taxifahrt vom Hotel zum Seminarort eine Radiosendung hören, in der die Vektoralgebra anschaulich erklärt wurde.

Aus der UNISUR ging später die kolumbianische Fernuniversität hervor, die (Universidad Nacional a Distancia).



*Mirador Bogota*

Während meines Aufenthalts machten wir einen Ausflug zur unterirdischen Salzkathedrale in Zipaquirá und nach Villa de Leyva, einem Ort für Sammler von Fossilien. Die Landschaft ist insgesamt hügelig und ähnelt ein bisschen bayrischen Landstrichen. Ein Ausflug mit der Seilbahn zum „Mirador“ war natürlich auch eine Pflichtaufgabe.

Dass der Aufenthalt in Bogota nicht völlig ungefährlich war, stellte sich heraus, als ich vergeblich im Hotel auf den Chauffeur der Universität wartete. Er war mit seinem Auto gekidnappt worden, blieb aber unverletzt, nur das Auto war weg.

### Episode 61 *Atempause in Ecuador*

Ich unterbrach meine vom Goethe Institut gesponserte Seminar- und Vortragsreise und flog nach Quito, bevor ich in Chile ein weiteres Seminar hielt. In Deutschland war es jetzt 4.00 Uhr morgens. Ich lag erst einmal groggy in meinem Hotelbett und dachte an zu Hause.

Quito ist eine schöne alte Kolonialstadt mit vielen Plätzen, kleinen Kirchen, und Häusern mit schmiedeeisernen Balkons und Portalen. In den alten sehr schmalen Gassen roch es nach Urin. Abends war hier nichts mehr los. Ich habe vergeblich nach einem Restaurant mit Folklore gesucht. Als ich dann doch noch eines fand, gab es dort Anfang der Woche keine Live Musik. Es saßen nur drei junge Männer an einem Tisch und spielten Karten. Hinter der Theke stand eine ältere Indígena. Ich aß zwei fettige Empanadas, trank einen Rum und ging wieder.

Am nächsten Tag bin ich mit dem Bus nach Ibarra in die Berge gefahren, insgesamt drei Stunden. Im Touristenbüro hatte man mir gesagt, dass ich von dort mit dem Autozug nach San Lorenzo um 13.00 Uhr an die Küste fahren könne. In Ibarra erfuhr ich dann, dass es diesen Zug wohl gäbe, dass der nächste jedoch erst in zwei Tage fahren würde. Ich hatte keine Zeit, so lange zu warten und nahm den nächsten Bus wieder zurück nach Quito und stieg in einen anderen Bus um, der mich an die Küste brachte, aber nicht so komfortabel war, wie es der Zug gewesen wäre. Insgesamt dauerte die Busfahrt 11 Stunden. Der Bus fuhr durch die nebelverhangenen engen Serpentinaen der Anden, vorbei an Hochebenen mit weidenden Kühen, dann sich immer weiter annähernd an tropische Vegetation mit Bananen-plantagen, Palmen und dichten Wäldern. Unterwegs ein Unfall am Straßenrand, kein Wunder bei den schmalen kurvenreichen und rutschigen Straßen.

Abends gegen 21.00 Uhr kam ich Esmeraldas an. Es war feuchtwarm, die Straßen waren voll von Schwarzen („negritos“). In der Nähe der Stadt befindet sich eine große Erdölraffinerie, die jedoch nicht das Ziel meiner Reise war. Ich schnappte mir ein Taxi, um zu einem Hotel am Strand zu kommen. Im Bus hatte ich mir von einem jungen Chemiker einige Tipps geholt. Um 22.00 Uhr war ich endlich in Sua, einem kleinen Dorf mit etwa 20 Häusern. Ich bekam Gott sein Dank auch ein Zimmer. Das Meer hörte ich nur rauschen, sehen konnte ich es in der Dunkelheit nicht. Die Küche war zwar schon kalt, aber man machte mir einen großen Teller mit Obststücken. Wegen des ständigen Busfahrens hatte ich nichts gegessen, aber mit einem Bier und etwas Brot reichte es für diesen Tag. Den Föhn im Zimmer stellte ich für die Nacht aus, weil er laut war und mir heftig ins Gesicht blies. Ich horchte noch auf Mücken, aber es tat sich nichts. Die Gegend war längere Zeit Malariagebiet.

Am nächsten Tag sah ich zum ersten Mal den Ort. Der Himmel war grau und ab und zu nieselte es etwas. Es war sehr warm. Ich ging auf dem Sandweg zum Strand. Am Strand lagen schmale Kanus, weiter draußen Fischerboote mit Motor. Links endete der Strand mit einigen hohen Felsen. Plötzlich flog eine riesige Vogelschaar tief über dem Wasser zum anderen Ende der Bucht. Es waren Möwen, Reiher und Pelikane. Die Pelikane schossen ständig im Sturzflug ins Wasser, um kleine Fische zu fangen. Ich liebe dieses Bild, das ich auch von Australien her kannte. Ich schwamm, das Wasser war herrlich warm, der Sand fein und grau. Am Strand waren noch einige ecuadorianische Familien mit Kindern, Urlauber aus Quito. Ich kletterte über einige Felsen und kam zu einem anderen weißen Strand. Am Ufer standen vereinzelt Palmen. Es war ruhig und still. Nachmittags kam die Sonne etwas durch. Am Abend fuhr ich nach Esmeraldas auf der Suche nach etwas Karibik Musik, wie sie während der Busfahrt ständig gedudelt wurde. Aber auch dieses Mal hatte ich kein Glück, es war eben noch kein Wochenende. Vom Taxifahrer wurde ich an einer Art Mole abgesetzt. Hier war ein Kiosk mit einigen Tischen die einzige Attraktion. Ich trank mit drei Malaria-Bekämpfern - Verwalter und Buchhalter – einige Biere, dann fuhr ich mit dem Taxi zurück nach Sua.

Am nächsten Tag wollte ich zu der Insel Muisne, nicht weit von Sua fahren, da dort der Strand sehr schön sein soll. In der Hitze saß ich am Straßenrand und wartete 45 Minuten auf den Bus. Als ich die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, kam er daher geklappert. Mit dem Bus zu fahren, ist extrem billig. Zur Insel setzte ich mit einem Boot über. Das Angebot für 15 \$ eine Rundfahrt zu machen, lehnte ich ab. Ich hatte mir auch nur wenig Geld eingesteckt und fast alles außer den Badesachen im Hotel gelassen. Ich balancierte auf einem Weg, der aus liegengebliebenen Betonklötzen bestand - Überreste eines abgebrochenen Straßenbaus. Aber als ich am Strand ankam und in der Brandung im Meer schwamm, ist alle Mühe vergessen, es war traumhaft. Ich lag im Schaum, eine Welle nach der anderen rollte heran, die Sonne brannte, der Strand schien endlos, Palmen, ein paar kleine Bambushütten, einfach idyllisch und wunderschön. Ich spielte Fußball mit einer Gruppe von Ecuadorianern. Ich bekam nahezu einen Hitzschlag und musste mich in einer der Hütten im Schatten ausruhen und etwas trinken. Dann plauderte ich, einigermaßen erholt, mit einem ecuadorianischen Paar von der Uni in Quito. Am Abend fuhr ich wieder zurück nach Sua. Angekommen im Hotel, aß ich einen sehr gut schmeckenden gegrillten Fisch. ("a la plancha"). Ich hatte einen fürchterlichen Sonnenbrand.

Ich holte meine Sachen aus dem Zimmer und fuhr ca. vier Stunden mit dem Bus nach Santo Domingo. Dort wollte ich den Stamm der Colorados besuchen. Die Colorados färben sich die Haare rot mit dem Pulver einer Samenkapsel und schneiden dann die

Haare an den Seiten ab. Es sieht dann aus, als hätten sie ein Blatt auf dem Kopf. Es gibt etwa 3.400 Colorados. Jeder von ihnen hatte von der Regierung 10 Hektar Land bekommen. Darauf wachsen in einem dichten Gewirr Bananen, Kaffee, Kakao, Palmen, Papayas zusammen mit Büschen, die rote, weiße oder gelbe Blüten haben. Sie leben davon, was die Pflanzen hergeben. Sie halten zum Teil auch noch 2-3 kleine dunkle Schweine und eventuell einige Hühner. Die Häuser sind einfach aus schmalen Holzstämmen gebaut, nur die Medizinmänner haben größere modernere Steinhäuser. Der Häuptling wird seit einigen Jahren gewählt, sagt aber, dass die alten Traditionen langsam verschwinden. Bedeutend sind ihre heißen Dampfbäder und pflanzlichen Heilmittel. Mit einer Kristallkugel sagen sie die Zukunft voraus. Auf dem Tisch sehe ich neben Steinen auch einige Figuren, darunter zwei Buddhas. Insgesamt scheinen die Colorados langsam in der Gesellschaft aufzugehen. Sie heiraten allerdings nur untereinander. Sie klagen über die unerlaubten Siedlungen der anderen Ecuadorianer. Einmal im Jahr haben sie ein großes Treffen. Es gibt in Ecuador noch eine große Zahl unterschiedlicher Stämme, ihr Gebiet in Richtung Amazonas wird allerdings durch die Siedler und Ölgesellschaften immer kleiner.

## Episode 62 *Chile*

Meine nächste Lehr- und Vortragsstation war Chile. Dieses Mal kam ich nicht mit dem *Collectivo* über die Anden, sondern flog mit dem Flugzeug von Quito direkt nach Santiago. Ich hatte bereits einen Artikel in der chilenischen Zeitschrift „*Tecnologia Educativa*“ publiziert und war gespannt auf die Resonanz.

Ich flog nach Arica und wurde dann abgeholt. Die Universität Tarapacá war relativ jung und hatte erst seit kurzem mit Fernstudienangeboten begonnen. Die diesbezügliche Erfahrung fehlte noch weitgehend, die Motivation und Wissbegierde waren aber umso größer. An einem freien Tag fuhr mich einer der Seminarteilnehmer, ein Musikpädagoge, hoch in die Anden zum „Parque Lauca“, hier hatte man eine sehr gute Sicht auf die hohen Bergketten der Anden. Er erzählte mir, dass er Lieder von den Mapuche Indios sammeln würde. Er hat am Abschiedsabend einige davon vorgetragen, die wunderbar klangen.



Die zweite Universität auf meiner Reise war die drittgrößte chilenische Universität, die Universidad de Concepcion.

Der Lehrbetrieb war von Studentenunruhen und politischen Auseinandersetzungen geprägt. Es ging ja, ebenso wie in Argentinien, um eine Beendigung des diktatorischen Systems. Ich war von dem „Centro de Administración Educacional“ (CAE) eingeladen worden. Das zentrale Institut bot einen zweijähriges Aufbaustudium für leitende Angestellte in Schulverwaltungen an. Dieses Lehrangebot stand im Zusammenhang mit den Bestrebungen, das chilenische Bildungssystem zu dezentralisieren. Mein Seminar hatte 31 Teilnehmer.



Sehr interessant und bedrückend war ein informeller Besuch der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft. Es war so etwas wie ein Frage- und Antwortspiel. Zu der damaligen Zeit war der monetaristische Theorieansatz der Chicago Schule die offizielle Lehrmeinung. Keynesianische Modelle wurden nicht unterrichtet. Ich stellte dagegen die Kritik am Monetarismus und die Vorzüge einer vergleichenden Analyse in den Vordergrund. Selbst wenn man mir nicht durch Kommentare und Antworten direkt zustimmen konnte, sah ich in den Augen der ca. 15 anwesenden Dozenten versteckte Signale der Zustimmung.

Damit bekam ich einen Eindruck, wie stark hier die Lehrfreiheit eingeschränkt wurde. Zum Abschluss führen wir noch zum Delta des Bío-Bío Stroms. Der lange aus den Anden herunter fließende Strom wurde durch zwei Staudämme unterbrochen, die bei ihrem Bau zu Protesten der Pehuenche Indianer geführt hatten, die ihre Fischgründe beeinträchtigt sahen.

Um etwas vom Süden Chiles zu sehen, flog ich nach Puerto Montt. Es ist verständlich, dass diese Region um Frutillar und Valdivia wegen des angenehmen Klimas und dem fruchtbaren Boden viele deutsche Emigranten angezogen hat. In einem kleinen Museum in Puerto Varas war dokumentiert, wie stark hier die Landwirtschaft durch das Knowhow der deutschen Einwanderer geprägt wurde.

### Deutschstämmige Farm



Leider war keine Zeit mehr noch den südlichsten Teil von Chile um Punta Arenas herum zu besuchen, aber ich konnte immerhin später die argentinische Seite mit der Stadt Usuahia kennenlernen, die etwa auf dem gleichen Breitengrad liegt.

Bevor ich zur letzten Station meiner Reise in Cordoba flog, blieb ich noch einen Tag in Santiago. Zum Relaxen fuhr ich mit dem Bus nach Los Andes, einem kleinen Thermalbad am Fuß der Anden.



### Episode 63 **Zurück in Cordoba**

Cordoba war mir inzwischen schon vertraut. Ich war jetzt öfter direkt im Goethe Institut untergebracht, so dass ich nicht immer von La Cumbrecita zu Terminen in Cordoba anreisen musste. Mein kleines Zimmer war direkt unter dem Dach. Ich konnte mit dem Fahrstuhl bis nach oben fahren. Nachts wurde das Institut von einem Nachtwächter bewacht, da schon öfter technische Geräte gestohlen worden waren. Abends und an den Wochenenden war ich meist ganz allein in dem Gebäude. Wenn ich meine Frau anrufen wollte, musste ich zu einem Telecenter gehen und meist nach einer Wartezeit in einer der Kabinen auf die Verbindung durch den Operator warten.

In Gesprächen mit der Leitung des Centro de Tecnologia Educativa, mit Dekanen und dem Rektor (damals Delich) wurden die Konsequenzen der Öffnung der Universitäten unter der demokratisch gewählten Regierung von Alfonsín diskutiert. Der Zugang zur Universität sollte nicht mehr beschränkt werden.

Auch an der Universität Nacional de Buenos Aires waren die Hörsäle völlig überfüllt, so dass man dort im Fachbereich Wirtschaftswissenschaft ein Fernstudienangebot für die Studienanfänger und Vorkurse für Studieninteressierte (Preparatoria) entwickelt hatte. Im Wesentlichen wurde als Leitmedium schriftliches Material angeboten.

In Cordoba blieb man skeptisch. Trotzdem nahmen an meinem Seminar 31 Teilnehmer aus verschiedenen Fachbereichen und Institutionen und in verschiedenen Funktionen teil. Ich fand mich immer besser mit der Sprache, Organisation und Mentalität der Zielgruppe zurecht.

Meiner Bitte an den DAAD, Reisestipendien an einige Dozenten für einen Besuch an der FernUniversität zu vergeben, wurde entsprochen, so dass die Zusammenarbeit vertieft werden konnte.

Durch die Ehefrau eines der Direktoren des Goethe Instituts, die Tango Sängerin war, kam ich auch schnell mit der Musikszene in Berührung.



Pancho Barosso

Ich hatte ein Stammlokal, in das ich gerne Steak essen ging, an den Wochenenden konnte ich in der Bar „Brujas“ live Tango hören, ich lernte einen hervorragenden Gitarristen kennen, Pancho Barosso, der mir später Lieder von Atahualpa Yupanqui beibrachte und ich fand eine Gruppe zum Fußballspielen auf den vielen Fußballfeldern vor den Gebäuden der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Es war mein dritter Besuch in Cordoba und noch lange nicht der letzte.

### Episode 64 *Zum Ende der Welt*

Bei einem meiner weiteren Besuche in Cordoba wollte ich auch den Süden Argentiniens sehen. Ich flog über Buenos Aires nach Trelew. Von Trelew ging es dann weiter mit dem Bus nach Puerto Madryn. In Puerto Madryn mietete ich mir einen alten Cadillac und fuhr zur Halbinsel Peninsula Valdez. Diese Halbinsel ist ein bekanntes Naturschutzgebiet, aber jetzt war keine Saison für Touristen. Zu bestimmten Jahreszeiten kann man hier die Orcas sehen. Ich fuhr die sandigen Wege zu verschiedenen Aussichtspunkten ab. Es machte Spaß, mit dem großen Auto ein paar Schleuderübungen zu machen. Ich konnte hier viele Pinguine, Seelöwen und Seeelefanten beobachten.

Es war schon langsam Abenddämmerung und menschenleer, als ich mir überlegten musste, wo ich die Nacht über bleiben könnte. Ich ging aber erstmal eine Düne zum Strand herunter, als ich Mengen von großen See-elefanten entdeckte. Es war ein schönes Erlebnis ganz allein an den massigen Tieren vorbeizugehen. Ich wusste damals nicht, dass die Tiere auch angriffslustig werden, wenn sie glauben, der Weg zum Meer wird ihnen versperrt.



Nach meinem Spaziergang sah ich von weitem einen Mann auf einem Felsbrocken im Wasser stehen und angeln. Wie sich herausstellte war es der Leuchtturmwärter. Der Leuchtturmwärter und ein anderer Mann luden mich zum Abendessen ein. Wir aßen den gerade gefangenen Fisch und ich spielte danach noch auf einer Gitarre für die beiden Männer. Ich habe nie wieder so eine köstliche Fischmalzeit gehabt. Ich konnte in einer zum Leuchtturm gehörenden Baracke schlafen. Als Erinnerung an diesen Aufenthalt nahm ich einen Zahn vom Seeelefanten mit, den ich am Strand gefunden hatte. Eigentlich ist die Peninsula Valdez bekannt für die Orcas, die vor allem auf die jungen Seerobben und Pinguine bei der Jagd nahe an das Ufer kommen. Es war aber für mich nicht die richtige Zeit, ich konnte dann aber Jahre später Orcas in der Nähe von Vancouver Island in Kanada beobachten.

Von Trelew flog ich weiter nach Cafayate, das schon in Patagonien liegt. In der Nähe von Cafayate ist der Lago Argentino, ein riesiger See in den Bergen, auf dem Gletscherbrocken des großen Perito Moreno Gletschers herumschwimmen und durch das Licht eine bläuliche Schattierung erhalten, ein richtiges Weltwunder. Der Gletscher wird leider jedes Jahr kleiner und ich bin froh, es noch erlebt zu haben, wie einige Eisbrocken unter Getöse von der Gletscherfront ins Wasser stürzen.

*Perito Moreno*



*Lago Argentino*

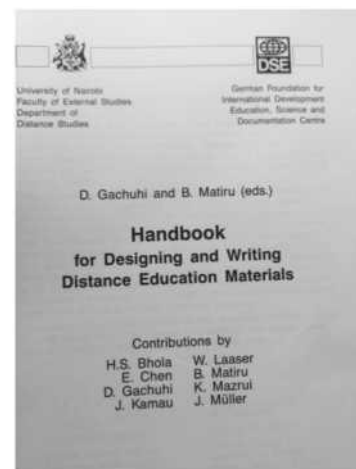


Der letzte Abschnitt meiner Fahrt nach Patagonien war Usuahia. Ich übernachtete in einem Hotel in Usuahia mit dem schönen Titel „Posada fin del mundo“. Ich buchte eine Tour mit einem dort lebenden Österreicher, der mit einer Gruppe durch die Wälder wanderte. Eine Fahrt mit dem Kanu war inbegriffen. Interessant war auch die Verpflegung. Der Reiseleiter hatte Riesenchampignons gesammelt, die wir dann als Steak brieten. Es war sehr gut.

Den Abschluss der Erkundung des Südens von Argentinien bot ein Bootstrip auf dem Beagle Kanal, den auch Darwin befahren hat. Darwin brachte später einige Ureinwohnern nach Europa, um zu untersuchen, inwieweit sie sich an eine europäische Kultur gewöhnen können. Ich genoss die Fahrt bei strahlender Sonne mit einer Flasche Weißwein und einem Cocktail der Riesenkrabbe Centoya. Der Rückflug erfolgte mit einer alten Militärmaschine und ich war schon in Sorge, überhaupt fliegen zu können, da die Asche eines chilenischen Vulkans bis hierher gelangte.

### Episode 65 *Die DSE Workshops in Kenia*

Durch welche Verbindungen ich die Möglichkeit erhielt, zwischen den Jahren 1985 und 1988 an einem Entwicklungsprojekt der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung in Kenia teilzunehmen, entzieht sich meiner Erinnerung. Es existierte bereits seit zwei Jahren ein Projekt, in dem afrikanische Lehrer eine Modelleinheit zu ihrem jeweiligen Fachgebiet entwickeln sollten, die für ein Fernstudium geeignet ist.



Ein fünfköpfiges Leitungsteam bestand aus einer Verwaltungskraft der DSE, einem Mitarbeiter für die inhaltliche und wissenschaftliche Qualitätsprüfung, zwei externen Trainerinnen und einem Dekan des erziehungswissenschaftlichen Fachbereichs an der Universität von Nairobi. Da ein Leitungsmittglied aus dem Team ausschied, wurde ich als Ersatz engagiert. Als Grundlage für die Struktur des Workshops diente der Entwurf eines Handbuchs, das aus den Erfahrungen in den vorangegangenen Workshops entstanden war. Die Konzeption der Veranstaltung war, vom Gesichtspunkt der Didaktik aus gesehen, hervorragend. Die Teilnehmer gingen Kapitel für Kapitel der Abschnitte des Handbuchs (Handbook for Designing and Writing Distance Education Material for Basic Education and Development Training Programs) durch und mussten parallel dazu bereits Schritt für Schritt die entsprechenden Teile ihrer Kurseinheit schreiben, also erst eine Wahl des Themas, eine Stoffsammlung, Lehrziele, Gliederung, Aufgaben usw.



### *Das Workshop Team*

Zu jedem Element gab es darüber hinaus jeweils Kurzreferate des Leitungsteams und die Unterstützung beim Verfassen der einzelnen Abschnitte.

Der Workshop fand in Mombasa im Hotel Jadini Beach direkt am Meer statt. Das war natürlich eine traumhaft schöne Umgebung, die aber nur selten genossen werden konnte, da das Workshop Programm oft bis 22.00 Uhr lief. Die Teilnehmer kamen überwiegend aus Kenia aber auch andere ostafrikanische Länder wie Uganda, Somalia und Tansania waren vertreten. Insgesamt betrug die Teilnehmerzahl ca. 30.

Abends am Pool konnte man verschiedene Dialekte hören, wie die der Kikuyus oder Luos, ansonsten sprachen die Afrikaner Suaheli. Im Seminar und in den zu entwickelnden Kurseinheiten war Englisch die gemeinsame Kommunikationssprache. Die von den Teilnehmern individuell gewählten Themen waren sehr unterschiedlich. Sie mussten auf Englisch verfasst werden und reichten von der Physik über Religion und Sprachkurse bis hin zu Problemen der Umwelt und der Buchhaltung von Produktionsgenossenschaften.

Die Unterstützung bezog sich daher stärker auf die Gestaltungs- als auf die inhaltlichen Aspekte. Insgesamt war die Motivation der Teilnehmer sehr hoch. Eine Ausnahme machte der afrikanische Dekan. Er war laut Vertrag als „Facilitator“ für die Gruppenarbeit vorgesehen, zog es aber vor, anstatt die Teilnehmer zu unterstützen, in Mombasa shoppen zu gehen, was ihn aber nicht daran hinderte, seine Vergütung für tutorielle Arbeit einzufordern. Ein Balanceakt war erforderlich, um den Dekan nicht völlig bloß zustellen und andererseits den Teilnehmern des Workshops kein negatives Vorbild zu präsentieren.

Für mich waren die Besuche der Paviane, die bis in mein Zimmer kamen, um Zucker oder eine Banane zu stibitzen, ein Erlebnis. Ich wohnte in einer kleinen bungalowwähnlichen Steinhütte. Einige Male konnte ich mich auch zu einem kleinen Korallenriff rudern lassen, um dort zu schnorcheln.

An einem Wochenende machten wir einen Ausflug nach Schimoni und Wasini Island, nahe der Grenze zu Tansania. In Schimoni gab es noch Überreste alter portugiesischer Ansiedlungen und auch einige arabische Gräber, stumme Zeugen der Geschichte des Landes. Wasini Island zeigte uns, wie ein Dorf in dieser Region früher ausgesehen hatte.



*Haifischgebisse*

Ich kaufte dort zwei ausgetrocknete Haifischgebisse, die nach meiner Rückkehr bei unseren Gästen in Hagen meist erheblichen Eindruck machten.

### Episode 66 *Hakuna Matata*

Der Workshop lief noch zwei weitere Jahre lang. Die Teilnehmer kamen nun aus fast allen Ländern Ostafrikas, u.a. aus Kenia, Tansania, Zaire, Somalia, Uganda und sogar aus Namibia. Es war für mich eine gute Gelegenheit, meinen Sohn mitzunehmen, da der Workshop im gleichen Hotel stattfand und er sich in dieser schönen Umgebung ganz gut auch alleine zurechtfinden sollte. Ich war schon vorgeflogen und er kam nach einigen Tagen nach. Als ich ihn vom Flugplatz in Mombasa abgeholt hatte, mussten wir mit der Fähre über einen kleinen Fluss übersetzen, um nach Jadini Beach zu kommen. Die Fähre war vollbesetzt mit dunkelhäutigen Afrikanern und mein damals 17jähriger Sohn sagte, ich hatte gar nicht gedacht, dass es so viele „Schwarze“ gibt. Ich denke, es ist eine wichtige Erfahrung, das Gefühl zu erleben, einmal nicht zur Menge zu gehören, sondern ein isolierter Mensch in einer völlig fremden Umgebung zu sein. Er fand sich aber im Hotel gut zurecht und freundete sich schnell mit einigen Bediensteten an. Nach einigen Tagen begann er allerdings über Sehstörungen und Schluckbeschwerden zu klagen. Wir hatten beide vor der Reise eine Malariaphylaxe mit Resochin begonnen. Glücklicherweise befand sich unter den Seminarteilnehmern ein Arzt aus Zaire, der uns riet, das Resochin bei meinem Sohn sofort abzusetzen, da sonst sogar die Gefahr der Erblindung bestünde. Wir nahmen den Rat an und nach kurzer Zeit waren die Beschwerden verschwunden.

Zum Abschluss des Workshops spielte ich auf der Gitarre das Lied, das die Hotelband immer an den Wochenenden gespielt hatte, mit dem Titel „Jambo Bwana“ (willkommen Herr). Im Refrain heißt es „Hakuna Matata“, d.h. kein Problem. Ich sang die wenigen Strophen wiederholend und setzte bei Hakuna Matata den Namen eines Teilnehmers dazu ein. Das dauerte zwar ziemlich lange bis man alle erwähnt hatte, aber es machte allen großen Spaß.

Da ich nach dem Workshop noch die Evaluation eines Projekts zur Lehrerfortbildung durchführen und hier auch die Möglichkeiten des Fernstudiums einbringen sollte, musste ich mit zwei Teilnehmern des Workshops noch einige Tage in Nairobi verbringen. Ich hatte mich mit einem anderen Seminarteilnehmer beim ersten Workshop angefreundet, der in Nairobi wohnte und mich auch in seine Wohnung in Nairobi eingeladen hatte. Ich fragte ihn, ob er für die drei Tage meinen Sohn in Nairobi betreuen könnte, eventuell mit ihm zum Viktoriasee fahren könnte. Er war einverstanden und so setzte ich meinen Sohn in Mombasa in den Bus nach Nairobi wo er von meinem Freund abgeholt wurde. Es hatte also gut geklappt und ich war sehr erleichtert, da ich doch etwas besorgt war, ob es nicht zu riskant gewesen war. Der Evaluationsbericht wurde in intensiver Arbeit zusammengestellt und dem Dekan, der schon in Mombasa unangenehm aufgefallen war, vorgelegt. Sein Schreibtisch war von



zwei Stapeln mit Akten bedeckt, einer für Eingang (in) und einer für Ausgang (out). Der Stapel für „in“ war sehr hoch, der für „out“ fast leer. So unterschrieb er auch in einem extrem langsamen Zeitlupentempo einige Anträge zum Projekt. Für diese Unterschrift beanspruchte er auch sofort die Co- Autorenschaft, was ich aber strikt ablehnte.

Ein Exemplar des endgültigen Berichts habe ich erst mit größter Mühe und erst sehr viel später erhalten.

### Episode 67 *Mit Matatus unterwegs in Kenia*

Es gab noch einen dritten und letzten Workshop in Kenia, diesmal in El Doret, das etwas näher zu Nairobi liegt. Während meines Aufenthalts waren gerade Wahlen. Diejenigen, die gewählt werden wollten, offerierten Freibier, sodass sich vor einigen Ständen lange Wählerschlangen bildeten. Die Hotelbar war leider auch stark von Prostituierten frequentiert, wodurch wir nicht so abgeschottet waren, wie im Jadini Beach Hotel in Mombasa.

Der Workshop lief unproblematisch ab, ich habe die Beendigung sehr bedauert, da das pädagogische Gesamtkonzept sehr gut war. Das Handbuch war selbst auch wie ein Fernstudienmodul aufgebaut. Ich habe das Handbuch in Deutschland überarbeitet und der DSE eine attraktive Publikation ermöglicht. Es ist dann von der DSE kostenlos an viele interessierte Personen in englischer Sprache verteilt worden.

Ich bin nach Ende des dritten Workshops noch etwas durch Kenia gereist. Die Tagungsstätte war nicht weit vom Viktoria See entfernt. Ich fuhr mit einem Gemeinschaftstaxi „Matatu“ nach Kisumu. An einer Stelle musste das Matatu halten und alle sollten aussteigen und eine Weile voraus laufen. Der Grund war eine dem Fahrer offensichtlich bekannte Polizeikontrolle, die besonders auf Überlast der Matatus zielte. Wir konnten nach einigen Metern zu Fuß wieder in das Matatu einsteigen. Für die meist überfüllten Gemeinschaftstaxis, die „Matatus“ galt die Redeweisheit, die lautet „A matatu is never full“.

Ich hatte bei meinem ersten Besuch von Mombasa aus den naheliegenden Tsavo Nationalpark besucht und dann später zusammen mit meinem Sohn auch den Amboseli Nationalpark. Beide Parks haben mich nur begrenzt begeistert. Man fährt mit Landrover durch die Savanne und wenn ein Tier gesichtet wird, erfahren es auch die Fahrer anderer Touristenautos und dann starren die Touristen aus mehreren Autos auf eine arme Löwin im Gebüsch. Man hörte nur das Klackern der Fotoapparate. Schön fand ich, als eine Elefantenherde an uns vorbeizog und trotz ihrer riesigen Körper fast lautlos ging.

Leider reichte meine Zeit nicht, um zu den Victoria Falls zu fahren. Ich ließ mich in einem Boot nach Homa Bay fahren, um wenigstens einmal auf dem See gewesen zu sein. Ein kleines Highlight auf der Bootsfahrt war das Erlebnis, einen Seeadler zu beobachten, der mit einem Huhn in den Fängen niedrig über das Boot hinweg flog.

Vom Viktoriasee aus startete ich eine längere Matatu- und Busreise mit vielen Fahrzeugwechseln bis ich am Turkana See, ankam. Die Turkana sind anders als die Kikuyus, Massai oder Zulus noch Nomaden.

### *Turkana*



In dem Guesthouse hatte ich eine Diskussion mit anderen hier untergebrachten Personen über den Wert der Entwicklungsarbeit. Es waren Norweger dabei, die eine Fischfabrik aufgebaut hatten, junge Leute vom amerikanischen Peace Corps und ich als Entwicklungshelfer in Sachen Fernstudium. Bei allen war eine große Skepsis über die Erfolge der eigenen Arbeit vorhanden. Ich denke, der Mehrwert liegt besonders bei einem selbst, da solche Arbeiten den eigenen beschränkten Horizont erweitern.

Ich versuchte, auf meiner Rückfahrt nach Nairobi noch einige interessante Tierbeobachtungen zu machen, aber ob in der „Tree Tops Lodge“ bei Nacht aus erhöhter Position oder im Park „Thomson Falls“ gab es wenig zu sehen, da es nicht die Trockenperiode war und die Tiere auch mit künstlichen Wasserstellen oder Salz nicht besonders angelockt werden können.

### Episode 68 *Videoproduktion in Medellin*

Eine Videoproduktion im Ausland habe ich nur in wenigen Fällen (Australien, Palästina, Indien) realisieren können. Dies lag an der fehlenden technischen Ausstattung, an der fehlenden Erfahrung des Stabs der Medienzentren und an dem höheren zeitlichen Aufwand für die Erstellung eines Skripts, die Aufnahmen und das Editing.

Es ist mir in einem Fall allerdings gelungen, im Rahmen eines Seminars einige schöne Übungsvideos zu produzieren und zwar an der Universidad de Antioquia in Medellin, Kolumbien. Ich habe auf diese Reise unseren Toningenieur mitgenommen, der mir vor allem bei der Ton- und Videotechnik helfen konnte und etwas Spanisch sprach. Die Teilnehmer kamen aus den unterschiedlichsten Bereichen und brachten sehr verschiedene Kompetenzen mit (Journalistik, Theater, Schauspiel, Pädagogen, Naturwissenschaftler). Außerdem stand uns das Medienzentrum der Universität zur Verfügung. Wir führten die Teilnehmer mit Kurzreferaten in die Gestaltung und Produktion von Lehrfilmen ein. Danach ging es um die Wahl eines Themas, das wir zum Gegenstand der Produktion machen wollten. Da ein Teilnehmer einen Kurztext aus der Physik vorschlug, wählten wir als Kernthema das Gesetz vom freien Fall.

Die ca. 25 Teilnehmer wurden in fünf Gruppen eingeteilt, wobei in jeder Gruppe ein möglichst breites Spektrum von Kenntnissen und Erfahrungen abgedeckt sein sollte. Mein Kollege aus Hagen und ich selbst begleiteten, soweit wir konnten, die einzelnen Gruppen in allen Phasen: Skript, Dreharbeiten, Schnitt und Präsentation. Produziert werden sollte ein Video von ca. 10 Minuten, das eine reale Veranschaulichung, ein Interview oder eine Moderation, eine Graphiksequenz und auch nach Möglichkeit eine kleine Animation enthielt. Das war also sehr anspruchsvoll, aber die Teilnehmer stürzten sich mit großem Elan in die Arbeit und opferten ihr freies Wochenende, um die Produktion fertigzustellen. Das Resultat kann sich bis heute durchaus sehen lassen und bietet mehr als ein reines Abfilmen einer Vorlesung,

In Medellin waren wir nach der Ankunft in dem Intercontinental, einem Luxushotel mit Swimmingpool und hohen Preisen untergebracht. Es war sehr unpersönlich und jede kleine Dienstleistung war teuer.

Ich fragte, ob es keine geeignetere Unterbringung gäbe. Durch Vermittlung eines Seminarteilnehmers wurden wir in der Wohnung einer älteren Dame untergebracht. Ich half dem Enkel bei den Schularbeiten und wenn wir abends hungrig zurückkamen, hatte sie immer eine Stärkung für uns bereit.

Ich war daher froh, den Wechsel gemacht zu haben, da man in Medellin, gerade wenn man im Intercontinental logierte, auch leicht zur Zielscheibe für Überfälle werden konnte. In Bogota bin ich allerdings auch einmal den anderen Weg gegangen. Ich hatte einen Lehraufenthalt an der UNAD, der kolumbianischen Fernuniversität. Als ich von Miami aus in einem 4 Sterne Hotel in Bogota ankam, erhielt ich sofort einen Anruf von einer Frau, die ich angeblich auf dem Flughafen in Miami kennengelernt haben sollte. Sie wusste also offenbar meinen Namen und kannte die Zeit und den Ort meiner Ankunft. Das hat mir ziemliche Angst gemacht und ich habe in der Nacht kein Auge zugemacht. Als der Fahrer der Universität mich abholen wollte, stand ich schon mit gepacktem Koffer bereit und zog ins besser gesicherte Intercontinental um, wo auch meine Vorträge stattfanden. Der Dekan der ökonomischen Fakultät erzählte mir dann, als er von meinen Sorgen erfuhr, dass er eine Freundin in Medellin gehabt hätte, die er regelmäßig mit dem Auto besucht hätte. Er wäre bei einer Fahrt in eine komplette Sperrung der Autobahn durch eine Guerilla Gruppe geraten und entführt worden. Nach mehreren Wochen sei er nur unter Zahlung eines Lösegeldes von 10.000 US Dollar freigekommen.

Den Abschluss unseres Seminars feierten wir mit allen Teilnehmern im Gebäude des Goethe-Instituts, das auch an der Finanzierung unserer Reise beteiligt gewesen war. Wir bekamen Strohhüte aufgesetzt und galten damit als Paisa (Einwohner der Provinz Antioquia).



*Abschlussparty*

Es war ein schöner Abschied, aber die Reise war noch nicht zu Ende. Wir flogen von Medellin nach Cartagena, eine Stadt, die in vielen Piratenerzählungen eine Rolle spielt. Cartagena hat eine sehr schöne Altstadt im spanischen Kolonialstil. Den ganzen Tag und auch nachts hörte man Trommeln im Rhythmus der Cumbia, einer kolumbianische Variante des Rumba. Abends sahen wir entspannt den dicken Friseur zu, die den Gästen des Restaurants auf Wunsch draußen an den Tischen die Haare schnitten und dabei ihre Hinterteile fantastisch im Rhythmus der Cumbia hin und her schaukelten.

Dass Kolumbien ein nicht ganz ungefährliches Land ist, zeigte sich auch daran, dass zur Zeit unserer Anwesenheit Bomben im Zentrum gezündet worden sein sollen. Als uns der Taxifahrer in Medellin zum Flughafen fuhr zeigte er in einer Kurve auf eine niedrige Mauer und sagte: „Hier waren vor einigen Wochen die Leichen von sechs Personen aufgebahrt, von der Guerilla erschossen, als Einschüchterung.“

Trotzdem war der Videoworkshop ein exzellentes Projekt.

### Episode 69 *Neue simultane Kommunikationsformen*

Ich bin wieder zurück in Hagen. Im Fernstudium kam die Plattformentwicklung mit schnellen Schritten voran. Mit Beginn der 90er Jahre wurde für die digitalisierten Lehrmaterialien ein Raum im World Wide Web geschaffen, der nicht nur die Lehrmaterialien zur Verfügung stellte, sondern auch zunehmend Kommunikations- und Kursverwaltungselemente enthielt, wie etwa die Anmeldung und Zertifizierung, Selbsttestaufgaben, Fragebögen oder Links auf andere Webseiten. Die Seiten im Web wurden mit html-Editoren wie FrontPage oder Dreamweaver erstellt. Eine Vielzahl von alternativen Web-Plattformen schossen wie schnell wachsende Pilze aus dem Boden. Die Systeme waren aber meist nicht untereinander kompatibel, so dass der Pflegeaufwand und die Einarbeitung viel Zeit verschlang.

Die Integration der Kommunikationselemente entwickelte sich anfangs isoliert von den Web-Plattformen. Die Newsgroups standen den Studenten zum Austausch von Texten zur Verfügung. Die E-Mail begann Schritt für Schritt die schriftliche Kommunikation, das Fax oder den Telefonanruf zu ersetzen. Ich war nicht so stark in die technische Umsetzung der neu dazukommenden Produkte involviert, mich interessierte hauptsächlich das Ausloten des didaktischen Potentials und der Strukturierung von Videokonferenzen, deren Potential meist nur unvollkommen genutzt wird.

Mit der PC basierten Videokonferenz wurde man unabhängig von dem speziellen Studioequipment. Als wir dem Rektor der FernUniversität Ende der 90er Jahre eine Demonstration der Möglichkeiten einer PC basierten Videokonferenz vorstellten, zeigte er keinerlei Interesse an der Entwicklung eines generellen Nutzungskonzepts für dieses interaktive und interessante Medium.

Zusammen mit einem Kollegen aus dem Institut haben wir dann mit als Erste in Deutschland ein virtuelles Seminar über das Internet modellhaft realisiert, was ein Zeichen für die Qualität der Entwicklungsarbeit unseres Instituts war.

### Episode 70 *Eine Einladung aus Japan*

Auf Grund der Ausschreibung einer Assistenzprofessur in Japan hatte ich mich interessehalber auf die Stelle beworben. Trotz einer nicht erfolgreichen Bewerbung bekam ich nach längerer Zeit eine Einladung zu einer Konferenz des National Institute of Media in Education (NIME) in Chiba. Das war für mich sehr interessant, da ich auf Konferenzen über Educational Technology bereits einige Mitglieder des Instituts kennengelernt hatte.

Ich nahm noch einige Urlaubstage zusätzlich, um mehr als das Medieninstitut kennenzulernen. Ich war gespannt auf die Reise. Der Flug ging über Paris nach Tokyo. Shin'ichi Kaneko holte mich am Flughafen ab. Ich wurde im Gästehaus untergebracht. Außer mir logierten hier auch noch einige Amerikaner. Es war schon abends, ich wollte mir kurz noch die Beine vertreten. Die Straßenschilder waren alle auf Japanisch. Ich versuchte, mir den Weg zu merken, aber plötzlich war es dunkel geworden und ich habe Sorge, nicht mehr zum Gästehaus zurück zu finden. Nach einigen Irrwegen kam ich doch noch zurück, Gott sei Dank. Wenn man jemand nach dem Weg fragt, gibt es auch das Problem, dass kaum jemand auch nur ein paar Brocken Englisch spricht.

Am nächsten Tag sah ich morgens im Fernsehen einen japanischen Bildungskanal. Es waren Vorträge älterer Lehrer oder Professoren, die nur ihren Text in die Kamera sprechen, wohl unter Zuhilfenahme eines Tele-promters. Zu sehen waren in der Regel nur die Köpfe („talking heads“). Das hatte ich in dem High-Tech Land Japan nicht erwartet. Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Zug ins Zentrum von Tokio. Schon die Fahrkarten-automaten waren ohne englische Anleitung schwer verständlich. In Tokyo Station fand ich mich bei den vielen Ausgängen trotz meines Plans für Spaziergänge zu den touristischen Attraktionen kaum zurecht. Ich ging in Richtung Kaiserpalast. Es war morgens, strahlend blauer Himmel. Von dem Palast war kaum etwas zu sehen, nur einige Eingangstore und eine alte Brücke. Danach war alles abgesperrt. Überall joggen Japaner, meist mit weißen Baumwollhandschuhen. Handschuhe tragen sie auch gerne beim Autofahren. Ich ging mal rechts durch den Park, dann nach links. Hier fand ich einen schönen japanischen Garten. Er führte mich zum Museum für Modern Art. Hier hingen schöne alte japanische Malereien, wunderbare Landschaften, in einer Vitrine in grau gehaltene endlose Malerei, in der die verschiedenen Regionen und Motive dargestellt werden. In der westlichen Abteilung waren japanische Maler vertreten, die von westlichen Stilrichtungen beeinflusst wurden, vom Impressionismus, vom Expressionismus und vom Surrealismus.

Ich schlenderte weiter zu einer Springbrunnenanlage, überall flanierten die Leute, es war Sonntag. Sie aßen ihr Picknick aus Pappboxen, „Bentos“, in denen alles sauberlich



eingeorndet war: Fisch, Reis, Gemüse. Ich hatte Hunger und ging in ein Restaurant. Für einen Teller Curryreis und ein Bier bezahlte ich 20 DM. Anschließend wollte ich eine Stadtrundfahrt machen. Am Bahnhof sollte es losgehen. Aber es ging noch lange nicht los. Wir bekamen farbige Plaketten, wurden neu sortiert und zum Busbahnhof gebracht. Nach einer Stunde war es soweit. Wir fuhren mit dem Fahrstuhl bis zum 40. Stock. Die Aussicht auf Tokyo war toll. Gleich nebenan stand der Tokyo Tower, der Fernsehturm. Vor allem der Blick Richtung Hafen war beeindruckend.

### *Blick auf Tokyo*

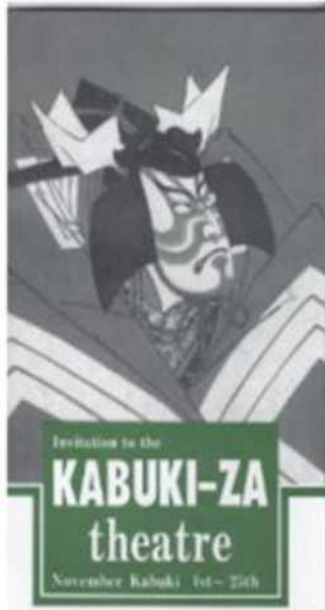


Ich sehe eine riesige Silhouette von Wolkenkratzern, Autobahnen, Eisenbahnen. Es wimmelt von oben gesehen wie in einem Ameisenhaufen. Die Straßen verlaufen bis zu drei Stockwerken über einander. Dann geht es mit einer Fähre über den Fluss, der durch Tokyo fließt. Hier steht der Kannon Tempel.



### *Kannon Tempel*

Es herrschte hier eine völlig andere Atmosphäre. Die Leute werfen Geld in die aufgestellten Truhen und hoffen, dass ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Einige Frauen tragen sehr festliche Kimonos. Ich ging etwas abseits von der Gruppe. Ein kleines Kabuki Theater hatte gerade Ende der Vorstellung. Die Schauspieler standen draußen und ließen sich von den Zuschauern beglückwünschen: ein schönes Bild.



Dann fuhren wir noch kurz durch die Hauptgeschäftsstraße, die Ginza, und damit war die Stadtrundfahrt beendet. Ich aß auf der Rückfahrt nach Chiba am Bahnhof eine Art Hackbraten und suchte meinen Weg zum Guesthouse. In meinem Zimmer schlug ich nachts drei Mücken tot, die Stiche schwollen Gott sei Dank nicht an. Ich besorgte mir ein Spray von einer der Zimmerfrauen. Die Erklärung ging allerdings nur über Gestik.

Ich fuhr am nächsten Tag wieder mit dem Zug nach Tokyo, es dauerte ca. 40 Minuten. Die Hälfte der Leute schlief. Fast alle Männer tragen hier dunkle Anzüge, Hemden mit Krawatte; wenig individuell. Ich fuhr mit der U-Bahn zur Ginza. Sie erinnerte mich an den Londoner Picadilly Circus. Ich trank einen Kaffee und machte mich auf die Suche nach einem Hardrock Café, um für meinen Sohn ein T-Shirt mit der begehrten Aufschrift zu erstehen. Glücklicherweise war der Verkaufsshop geöffnet. Ich bummelte weiter durch das Rappongi Viertel und kletterte die Stufen zu einem kleinen Schrein hoch. Hier war alles still und ruhig inmitten der Wolkenkratzer. Danach verlor ich mich in einem modernen Geschäftszentrum. Es gab keine Orientierung, keine Straßennamen. Ich fragte einen Polizisten und er begleitete mich für eine längere Wegstrecke am Rande einer dreistöckigen Autobahn zur richtigen Straße. Ich aß von einer kleinen Küche am Straßenrand. Es schmeckte gut. Ein Bier kostete 8 DM!

### Episode 71 *Die Konferenz in Chiba*

Montagabend war Welcome Dinner. Auf Tischen standen Essen und Bier. Eine kurze Ansprache und dann ging es an das Buffet. Ich rief zwischendurch vom Büro aus meine Frau an und ging dann noch einmal nach oben zur Party zurück. Die „Offiziellen“ waren schon weg und die Mitarbeiter tranken sich mit Sake und Bier einen Rausch an, „Kampai“ (Prost). Am liebsten hätten sie wohl noch Karaoke gemacht, aber plötzlich war Schluss und ich ging ins Bett.

Ich wurde am nächsten Tag durch das NIME Institut geführt, musste aber feststellen, dass sich die Wissenschaftler auf sehr spezifische Themen konzentrierten, die nach meiner Einschätzung wenig Anwendungsmöglichkeiten boten.

Die eigentliche Konferenz begann am Dienstag. Es gab eine Simultanübersetzung. Mein Stuhl war mit japanischen und lateinischen Buchstaben gekennzeichnet. Die japanischen Vorträge kamen mir etwas konfus vor. Bei der Diskussion der einzelnen Beiträge gewann ich den Eindruck, dass sich, vielleicht aus Respekt, die Fragen nicht direkt auf die präsentierten Inhalte bezogen und die Antworten nicht auf die Frage eingingen.

Ich hörte noch zwei ganz gute Vorträge von einem Australier, sowie einem Engländer. Interessant war auch ein amerikanischer Vortrag über „Virtual Classroom Teaching“. Aber hier wird, wie so oft, der Computer für alle Lerninnovationen verantwortlich gemacht. Mittags gab es japanisches Lunch in einer eleganten Holzbox. Ich hatte keine Ahnung, was die einzelnen Speisen waren. Ich identifizierte grob Sushi, rohen und gebackenen Fisch und einige merkwürdige Algen, wovon eine besonders ekelhaft für unseren Geschmack war. Ich schob einiges mit den Stäbchen in mich hinein und fragte einen der amerikanischen Professoren am Tisch, ob er wüßte, was uns da angeboten wird, aber er antwortete nur „I don't know what it is, but its delicious“. Ich konnte dies nicht nachvollziehen und nahm Immodium. Abends war das Konferenzdinner im Hotel Springs. Ich hielt mich an die sehr schmackhaften Langusten. Erstaunlich war, dass auch die Mitarbeiter an der Universität kaum Englisch sprechen oder verstehen konnten.

Am nächsten Tag war mein Vortrag. Alles lief perfekt. Um 17 Uhr ging die Konferenz mit einer abschließenden Diskussionsrunde zu Ende. Wir, die eingeladenen Speaker, bedankten uns artig. Ich hatte noch ein Treffen mit Professor Sakamoto, mit dem ich mich auf der Konferenz in Neufundland angefreundet hatte. Er holt mich mit Chauffeur im Guesthouse ab und wir aßen im eleganten Hotel Springs zusammen ein chinesisches 10 Gänge Menü und tranken Sake und Bier dazu. Er sah müde aus, war 63 und

stellvertretender Vorsitzender der japanischen Kommission für die Eingangsprüfungen zur Universität. Eventuell übernimmt er das Multimedia Institut im nächsten Jahr.

### Episode 72 *Mit dem Zug in Richtung Fujiyama*

Ich packte meinen kleinen roten Koffer und nahm den japanischen Schnellzug, Shin Kann Sen nach Odawara. Von Odawara aus fuhr ich mit dem Bus weiter nach Hakone, um von dort einen Blick auf den Fujiyama zu werfen. Die Landschaft von Hakone ist sehr bergig mit einer üppigen, sehr abwechslungsreichen Vegetation versehen. Vieles erinnerte mich an die japanischen Bilder im Museum. Plötzlich tauchte rechts der Fuji auf, dann war er schon wieder verschwunden. Ich kam abends am Fuji-Guesthouse an. Da alle Unterkünfte trotz Reservierung besetzt waren, musste ich in der Jugendherberge gleich nebenan übernachten. Anstelle von jungen Leuten sah ich allerdings nur alte Japaner herumschlurfen. Ich ging einen Fußweg durch den Wald am See Ashi entlang. Der Weg war hügelig. Überall wuchsen zwei Meter hohe Bambusstangen, die im Wind ein klapperndes Geräusch machten. Ich war ganz allein und dachte an Kurusawas Film „Rashomon“. Die Schriftzeichen am Wegrand konnte ich nicht lesen. Zwei Angler kamen mir entgegen. Die Sonne ging unter, ca. 17.00 Uhr. Ich kehrte zurück zum Ryokan (einfache Herberge). Im Ort suchte ich verzweifelt nach einem Restaurant, da es in der Jugendherberge nichts zu essen gab. Alles war Japanisch beschriftet. Ich kam mir wie ein Einbrecher vor, weil ich nahe an die Häuser herantreten musste, um zu sehen, ob es ein Restaurant war. Schließlich fand ich ein kleines Restaurant. Ich saß an der Theke und war der einzige Gast. Der Besitzer machte gerade Sushis für seine Kinder. Ich aß etwas Hackbratenähnliches. Zurück im Ryokan war das Bett auf dem Fußboden ausgerollt. Ich hatte dicke Matten und einen hübschen Schlafanzug, allerdings keinen Stuhl. Eigentlich war es noch zu früh, um zu schlafen. Das Bad sah nicht sehr einladend aus. Eines hatte eine japanische Toilette, ähnlich denen aus dem Frankreich früherer Jahre, das andere war mit Klobrille zum Sitzen, „western style“. Ich versuchte unter den dicken Decken einzuschlafen. Nach zwei Stunden entdeckte ich, wie das Licht ganz ausgeht, man musste zweimal an der Schnur ziehen. Ich schlief gut.



*Im Kimono*

Nach dem Frühstück im Knien fuhr ich mit einigen deutschen und taiwanesischen Touristen wieder zum Lake Ashi. Es war windig und kalt, aber ein klarer Himmel. Ich nahm das Ausflugsboot, ein prachtvoll nachgebildetes altes Segelboot mit Motor. Nach etwa 40 Minuten war ich am anderen Ende des Sees. Ich lief zur alten Zollstation des Tokugawa Regimes. Auf einem kleinen Hügel stand eine Art von Herrenhaus. Endlich war ich in Hakone-Mamoto und hatte einen schönen Blick auf den Fuji.



*Fuji*

Die Seilbahn fuhr wegen des starken Windes wieder nicht. Ich fuhr mit dem Bus nach Gaura, um zu sehen ob die Seilbahn dort geht. Aber nur eine Zahnradbahn nach Souunsan ist in Betrieb. Ich begnügte mich resigniert mit dieser Zahnradbahn, aber außer Bergen und Tälern war hier nichts zu sehen, auch kein Fuji. Dafür gab es ein kleines Museum mit alten Schalen mit Darstellungen von Pferden und Kamelen aus der Zeit vor Christus. Auch ein schöner glasierter Wächter gefiel mir. Die Tasse Kaffee mit Ausblick auf die Berge ist zwar hübsch, kostet aber 8 DM. Ich fahre mit dem Zug über

Odawara zurück nach Tokio, anschließend weiter nach Chiba. Ich war müde und rief meine Frau an. Gott sei Dank war sie zu Haus. Im Gästehaus besprach ich mit Kaneko die weitere Reiseroute. Am Abend schloss ich mich einer Gruppe amerikanischer Gastprofessoren an, um den alten Teil Chibas, rund um den Mukuhari-Bahnhof kennenzulernen. Hier findet man im Gegensatz zum modernen Chiba noch kleine Gassen und flache Häuser, insgesamt aber sah es ziemlich abgerissen aus.

### Episode 73 *Hiroshima und Miyashima*

Ich war im Hikari Express mit rasender Geschwindigkeit auf dem Weg nach Hiroshima. Zwischen riesigen Stadtlandschaften sah ich nur ab und zu auch kleine alte Häuser mit glänzenden schwarzen Dächern und kleinere Reisfelder. Der Zug fuhr ab und zu durch scheinbar endlose Tunnel. Ich war gespannt, was mich in Hiroshima erwartet. Mit meinem Geld musste ich auskommen. Ich hatte auf der Tagung noch keine Kostenerstattung bekommen. Glücklicherweise besaß einer der Professoren vom NIME noch 2.000 Mark an deutschem Geld, die er mir ohne Quittung vorgestreckt hatte. Bei der Bank gab es mit Visakarte nur 140 DM.

Nach meiner Ankunft in Hiroshima besorgte ich mir bei der Touristen-information eine Unterkunft. Der Ryokan in Hiroshima war recht primitiv. Die Toilette stank und ist für mich viel zu klein. Am Abend aß ich in einem Restaurant ein chinesisches Gericht, Die chinesische Küche war etwas anders als bei uns, aber auch sehr gut. Mit den Stäbchen kam ich inzwischen auch zurecht.

Hiroshima ist eine sehr schöne Stadt mit riesigen Geschäftsstraßen, Flüssen, einem Vergnügungsviertel mit schmalen Gassen und Restaurants. Man sieht aber keine Straßenprostitution. Besonders beliebt schien Karaoke zu sein. Mit einer Musik Box kann man zu Schlagern die Stimme des Sängers oder der Sängerin in einem Playback - Verfahren durch die eigene Stimme ersetzen. Aber ich bin nirgendwo rein gegangen, da es mir unklar war, was mich drinnen erwartet.

### *Hiroshima*



Ich fuhr mit Zug und Fähre zur Insel Miyashima, zusammen mit tausenden von Sonntagsausflüglern. Auf der Insel gab es viele Andenkengeschäfte, vor allem aber den schönen Itzukushima Schrein. Ich stieg die Treppen zu dem Tempel hoch. Frauen in kostbaren Kimonos verkauften Gebetswünsche. Vor dem Schrein aßen die Familien, hier vor allem Frauen, ihren Lunch.





Ich ging weiter den Berg hoch, ein Wanderweg. Hier waren kaum noch Menschen. Ich wanderte über viele Treppen durch den kühlen schönen Herbstwald mit wunderbaren Blicken auf die Tempel und das Meer. Nach zwei Stunden war ich völlig durchgeschwitzt. Oben auf dem Berg liefen Paviane frei herum, wollige Geschöpfe. Mit der Seilbahn ging es wieder herunter. Unten gab es in den Geschäften schöne Masken aus Ölbaum, aber bei einem Preis von über 100 DM, konnte ich mich noch nicht zum Kauf entscheiden. Außerdem sahen sie überall gleich aus.

Ich fuhr zurück nach Hiroshima. Ich nahm die Straßenbahn zum Friedenspark. Im Museum betrachtete ich die Bilder von der Zerstörung der Stadt durch die Atombombe. Bis zu einem Umkreis von 5 Km war alles völlig zerstört worden. Im Park waren Gedenkstätten für die Gestorbenen der Krankenhäuser, der Fabrikarbeiter, der Post, der Kirche und der Kinder. Es ist doch erschütternd und ich war froh, dass Deutschland nicht unter den aufgelisteten Atommächten vertreten war. Trotzdem war erstaunlich, wie schnell die Stadt wieder aufgebaut wurde. Die blühende Stadt sah aus, als wäre nie etwas passiert. Allerdings gab es während der Besetzung durch die USA ein Verbot, über die Atombombe zu sprechen. Deshalb haben wohl die Menschen trotz der radioaktiven Verseuchung ohne Wissen darum mit dem Wiederaufbau begonnen. Angeblich war jetzt die Krebshäufigkeit normal, aber ich bin nicht sicher, ob alles publiziert wird, was man weiß.

### Episode 74 *Eine kleine alte Stadt*

Ich möchte noch mehr von dem alten Japan sehen oder zumindest spüren. Ich habe in dem kleinen Ort Kurashiki erstmal ein schönes Hotelzimmer genommen, Preis ca. 200 DM, aber mit wunderbarer Ausstattung. Ich wollte auch Wäsche waschen lassen. Vom Hotel waren es nur wenige Meter zur Altstadt, die von einem kleinen Kanal durchzogen ist. Überall sehe ich kleine dunkle Holzhäuser mit mehreren aufeinandergesetzten Dachgiebeln. Ich ging die Treppen zu zwei kleinen Schreinen hoch, hier ist man allein ohne Touristen. Es war Montag und die Museen waren zu. In einem kleinen Geschäft sah ich eine Holzmaske, einen Buddha-Kopf, die mir gefiel, aber 9.000 Yen kostet (etwa 130 DM).



**Kurashiki**

Ich zögerte noch und trank in einem Bistro am Kanal eine Tasse Kaffee. Dann besuchte ich ein Orchideen-Gewächshaus mit wunderschönen Pflanzen. Anschließend schaute ich noch ein Spielzeugmuseum an, das gerade geöffnet war. Ich fragte nach einem Jazzclub, es gab einen, aber leider war Montag. Ich ging zurück und kaufte die Maske für 7.500 Yen, ich hatte den Preis heruntergehandelt. Ich erstand noch eine kleine hübsche Flasche Sake. Danach kehrte ich zum Hotel zurück, ich war müde vom Laufen und schlief ein.



Buddha mit geschlossenen Augen

Um 18.00 Uhr stand ich wieder auf. Es war dunkel und die Geschäfte geschlossen. Ich holte mir zwei Bier in einem der kleinen Läden, die fast immer offen hatten, und ein paar Nüsse vom Supermarkt. In einem Restaurant bestellte ich sehr gut schmeckende Fleischspieße. Neben mir vertilgte ein älterer Japaner eine Unmenge von verschiedenen Gerichten. Ich beneidete ihn, weil ich nicht wußte, wie man die Gerichte bestellt. Ich musste immer auf das Gewünschte zeigen und war froh, wenn man mich verstand. Ich bestellte eine Flasche Sake, er war warm und schmeckte sehr gut. Ich ging zurück zum Hotel und sah mir im Fernsehen Sumo Ringkämpfe an. Nach einer Stunde war ich müde und mit Nüssen vollgestopft. Ich schlief ein.

Episode 75 *Der alte Kanal in Kyoto*

Ich fuhr mit dem Regionalzug nach Okayama und dann mit dem Expresszug nach Kyoto. Die Unterkunft war wieder in einem Ryokan, das allerdings besser war als in Hiroshima. Am Nachmittag regnete es in Strömen. Ich konnte erst um 15.00 Uhr in mein Zimmer. Ich sah mir also zunächst einen Tempel an. Es wurde gerade gebetet, ein schönes Bild. Ich wurde langsam nass, da mein Schirm den Regen nur notdürftig abhielt. Was kann ich tun? Ich habe mir aus den Prospekten einen Spaziergang herausgesucht, musste aber zum Startpunkt mit dem Bus fahren. Nach einigen Anläufen fand ich die Haltestelle Nr. 5. Der Bus war knallvoll. Es regnete pausenlos. Trotzdem war der Spaziergang doch noch sehr schön. Er führte an einem alten Kanal mit Bäumen in wunderschönen Herbstfarben entlang, rot, gelb und in allen Grünschattierungen.

Ich gelangte zu einem kleinen Schrein. Es war schön, ihn so in aller Stille betrachten zu können. Der Regen hörte nicht auf. Nach einer Stunde Weg konnte ich mich wieder zur gleichen Buslinie durchfragen, die mich dann auch wieder zurückbrachte.

Im Ryokan wusch ich meine Wäsche. Ich erhielt einen Anruf, dass ein Student sein Englisch mit mir praktizieren will. Der Kontakt wurde über die Touristeninformation vermittelt. Der Student war eine Studentin. Ich traf Yuki um 9.00 Uhr in der Touristeninformation. Sie war 20, studierte Internationale Beziehungen, sprach gut Englisch und war gerade zurück von einer Reise in die Türkei und durch Europa. Sie war klein und durchaus selbstsicher. Sie wohnte mit anderen Studentinnen in der Nähe des alten Kanals. Sie ging im Moment nur an drei Tagen zur Universität. Im Studiengang gab es nur wenige Studenten und der Arbeitsaufwand hielt sich wohl in Grenzen.

Wir fuhren mit dem Zug nach Sagano. Es war trocken und etwas bewölkt, aber kalt. Ich hatte weder Unterhemd noch Pullover an, ein Fehler. Sagano ist eher ländlich mit hübschen kleinen Straßen und Tempeln. Wir sahen einige Gräber, die ich auch fotografierte. Wir wanderten durch einen wunderschönen Bambuswald und fuhren am Nachmittag zurück nach Kyoto. Wir aßen in der unterirdischen Restaurantstraße am Bahnhof. Wir wollten danach noch zum Heian Schrein, aber der Bus quälte sich durch die überfüllten Straßen. Als wir ankamen, war alles dunkel und der Tempel schon geschlossen. Wir verabschiedeten uns und jeder nahm seinen Bus. Abends ging ich noch zu einem Kurzprogramm für Touristen mit Teezeremonie, Musik, Puppenspiel und Geisha Tanz. Es war insgesamt sehr gut, dauerte aber nur 40 Minuten. In einer kleinen Küche am Straßenrand aß ich noch einen heißen, mit verschiedenen Gemüsen und Fleisch gefüllten Teig. Es schmeckte sehr gut. Ich war müde und ging ins Bett.

### Episode 76 *Die Kaiserstadt Nara*

Ich fuhr weiter mit dem Zug nach Nara, in die alte Kaiserstadt. Der große Tempel mit einer riesigen Buddha Figur ist eindrucksvoll. Dann verlief ich mich. Statt zum nächsten Tempel zu gelangen, geriet ich auf einen Wanderweg, der endlos war und ständig anstieg. Ich war allein, nur ab und zu traf ich Wanderer. Überall waren Warnschilder, auf denen vor Schlangen gewarnt wird.

### *Wandern auf unbekanntem Terrain*



Den Text konnte ich leider nicht lesen. Es war mir ein bisschen unheimlich. Der Weg hörte nicht auf. Nach eineinhalb Stunden war ich oben auf dem Berg mit einer herrlichen Aussicht auf Nara. Überall liefen Rehe herum. Ich musste den gleichen Weg wieder zurück, aber bergab ging es schneller.

Jetzt fand ich die richtige Abzweigung. Die übrigen Tempel lohnten sich allerdings kaum. In Nara suchte ich Holzschuhe für meinen Arbeitskollegen, aber sie waren hier viel zu klein.

Ich fuhr zurück nach Kyoto und legte mich etwas hin. Abends wollte ich es noch einmal mit dem Jazz Club versuchen. Ich rief vorher an, man sagte mir, um 19.30 Uhr beginnt die Livemusik. Ich fuhr mit dem Taxi hin, aber der Eintritt kostete 60 DM und anstelle von Jazz wurde Rockmusik für ein sehr junges Publikum geboten. Ich drehte ab und suchte ein Restaurant. Mein Weg führte durch das Vergnügungsviertel. Die Restaurants waren sehr teuer. Nach einer Stunde Fußmarsch war ich wieder im Ryokan. Am Bahnhof fand ich endlich ein kleines japanisches Restaurant. Ich konnte auf das Menü zeigen und siehe da, es war gut. Ich trank Sake, aß Fleisch und Reis und dazu kleine Scheibchen eingelegten Tintenfisch, Gurke, panierte Garnelen und eine Suppe mit grünen Blättern. Ich versuchte etwas mit den Leuten zu sprechen und man verstand meine auswendig gelernten Sätze „Totemo oishi deshta.“ (Es hat köstlich geschmeckt), aber ich verstand die Antworten nicht.

Episode 77 *Wieder in Tokyo*

Meine Reise ging zu Ende. Ich saß im Zug nach Tokyo. Das Guesthouse war mir jetzt vertraut. Kaneko kam mir entgegen. Er hatte alles arrangiert. Ich hatte noch ein Abschlussgespräch im Institut. Ich betonte noch einmal, dass das Institut an sehr spezifischen Problemen forscht, aber meines Erachtens nach zu wenig an den aktuellen Problemen und Entwicklungen im internationalen Fernstudium orientiert ist. Abends fuhren wir mit dem Hato Bus zur Kabuki Night. Eine Vorführung in einem alten sehr schönen Theater auf der Ginza. Gespielt wurde eine einfache Komödie. Die Übersetzung gab es per Kopfhörer. Noch ein Rundblick vom 17. Stock auf Tokyo by Night. Zwei schöne Wochen gingen zu Ende. Sayonara.

### Episode 78 *Erdbeben und eine tote Boa in Costa Rica*

Ich folgte einer Einladung der UNED (Universidad Estatal a Distancia), aber dieses Mal nicht der UNED (Universidad Nacional de Educacion a Distancia) in Spanien, die ich bereits öfter besucht hatte, sondern der nahezu gleichnamigen Universität in San José, der Hauptstadt Costa Ricas. Ich war in einem schönen kleinen Hotel untergebracht ganz im Zentrum der Stadt. Morgens holte mich der Fahrer der Universität ab. Er nannte sich selbst „Categoria“, was wohl für ihn bedeutete, dass er erstklassig war und ich hatte keinen Grund, dem zu widersprechen. Die UNED ist die älteste nationale Fernuniversität in Latein- und Mittelamerika und war also kein absoluter Newcomer in Sachen Fernstudium.

Die Universität hatte schon viel Erfahrung in der Produktion schriftlicher Kurse und verfügte über ein ausgedehntes Netz von regionalen Studienzentren. Für eine Nutzung multimedialer Studienmaterialien fehlte vor allem in den ländlichen Gebieten die notwendige Computerausstattung. Als Zukunftsvision war es allerdings für die Leitungsebene interessant, welche Erfahrungen in Deutschland auf dem Weg zur virtuellen Universität gemacht worden waren. Es hatte schon vorher einige gegenseitige Besuche zwischen der UNED und der FernUniversität in Hagen gegeben. Generell ist Costa Rica jedoch sehr stark von den Vereinigten Staaten geprägt, historisch besonders bekannt ist die Beziehung oder Abhängigkeit bei der Vermarktung der Bananen durch die United Fruit Company, sehr gut in einem Roman von Vargas Llosa beschrieben. Deshalb sagte ich mir bei meinem ersten Rundgang durch die Straßen von San Jose, das ist doch nicht mehr Lateinamerika.

In einem Seminar diskutierte ich mit den Dozenten ein Strategiepapier für die Weiterentwicklung der Universität. Ein Ergebnis war, die verschiedenen Medien, Print, AV und computergestützte Lernprogramme zusammen-zufassen, die Studienzentren stärker mit einzubeziehen und die Verantwortungsstruktur zu dezentralisieren.

An einem der Seminartermine erwarteten mich die Teilnehmer bereits vor dem Gebäude. Ich kam mit Categoria angefahren und fragte, warum sie hier warteten. Sie erklärten mir, dass es gerade ein leichteres Erdbeben gegeben hätte. Während der Autofahrt hatte ich davon nichts bemerkt. Costa Rica wird häufig von schwereren Erdbeben betroffen und in jedem Raum waren entsprechende Warnhinweise. Da jetzt kein Beben mehr spürbar war, konnte ich mein Seminar beginnen.

Ich machte von San Jose aus einige Ausflüge, unter anderem nach Tortuguero, wobei ab Puerto Limon die Weiterfahrt auf einem alten Flussdampfer, der „Miss America“,erfolgte. Es war eine gemütliche Fahrt mit Blick auf einige kleine Krokodile

(crocodilos) und ein Faultier. Ich übernachtete in einem Bungalow. Am nächsten Morgen sah ich zu meinem Erstaunen, dass an einem Pfahl eine tote Boa hing. Sie war wohl von dem Personal entdeckt worden. Die Boa ist eine Würgeschlange.

Der schönste Strand war der in Quepos auf der anderen Küstenseite Costa Ricas. Allerdings waren die Wellen sehr hoch und als ich einmal nicht aufpasste, begrub mich die Welle beim Rücklauf unter sich so, dass ich über den Meeresboden gezogen wurde, und dabei einige Schrammen erhielt. Man muss eben dem Meer immer mit Vorsicht begegnen. Das hatte ich ja bereits in Indonesien erfahren müssen.



Im Anschluss an den Aufenthalt in Costa Rica flog ich nach David in Panama zu der kleinen Universität Chiriqui, die sich an den DAAD mit der Bitte um Unterstützung beim Aufbau eines Fernstudiengangs gewandt hatte.



### Episode 79 *Mein erster Hai*

Wenn San Jose schon wie eine mittlere Provinzstadt wirkte, war in David lediglich auf der zentralen Plaza etwas Leben. Ich blieb nur zwei Tage, um ein Seminar abzuhalten. Zum Seminarende machte ich einmal einen Versuch, das Seminar mit einer Art Traumreise zu beenden. Ich bat die Teilnehmer sich in einem Kreis aufzustellen, die Augen zu schließen und sagte ihnen mit ruhiger langsamer Stimme, von kurzen Pausen unterbrochen, welche Themen wir im Seminar behandelt hatten. Dann durften sie die Augen wieder öffnen. Der kleine so gestaltete Rückblick kam bei den Teilnehmern gut an. Ich hatte vorher noch Bedenken gehabt, dass das Experiment als zu kindisch empfunden werden könnte, aber ich war froh, dass das Experiment sehr positiv aufgenommen wurde.

An einem freien Wochenende nahm ich einen Bus zur Karibikseite von Panama nach Almirante und stieg in eine kleine Propellermaschine, um zur Insel Boca de Toros zu fliegen.

#### *Boca de Toros*



Die Insel war klein. Ich konnte direkt auf einer Straße vom Flugplatz zu den Häusern des Ortes laufen. Ich nahm mir ein Zimmer in einem sehr alten, aus Holz gebauten Hotel mit Balustraden, von denen man direkt auf das Meer schauen konnte. Es war ein Hotel, wie man es sich für die Karibik zur Zeit der Piraten vorstellen konnte. Der Name „Punta Alemana“ deutete darüber hinaus auf eine frühere Niederlassung deutscher Auswanderer hin.

Nachdem ich meine Sachen ausgepackt hatte, sah ich schräg gegenüber ein Geschäft für Taucher. Es fiel zwar ein leichter Nieselregen, aber ich dachte mir, vielleicht kann ich mit einem Motorboot noch zu einem Strand gefahren werden. Es war erst Nachmittag und tatsächlich kam ich mit dem Geschäftsinhaber überein, dass er mich

zu einer kleinen Insel mit einem Strand fahren und mich nach einer Stunde dort wieder abholen sollte. Als wir die Insel erreichten planschte gerade eine Gruppe Jugendlicher schnorchelnd im Wasser. Das Motorboot setzte mich ab und fuhr weg. Als ich selber zum Schnorcheln ins Wasser stieg, fuhren auch die Jugendlichen weg. Ich war also ganz allein. Es gab nicht weit vom Strand ein kleines Korallenriff auf das ich zusteuerte. Ich kuckte gerade auf den Meeresboden als ein nicht sehr großer Hai unter mir vorbei flitzte. Ich sah, dass er eine Haifischflosse auf dem Rücken hatte, bekam einen tüchtigen Schrecken und schwamm schnell zum Ufer zurück. Die Sonne stand schon tief. Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, kehrte ich noch einmal zu der Stelle zurück, wo ich den Hai gesehen hatte, aber es blieb zunächst meine erste Begegnung mit einem Hai. Ich habe später bei einem Trip nach Mexiko in Cozumel einen Riffhai gesehen, der sogar von einem Amerikaner, der mit mir zusammen tauchte, unter Wasser gefilmt wurde. Ich habe bei meinem letzten Tauchgang überhaupt, in Costa Rica auch noch zwei größere „white tips“ relativ faul im Wasser liegen sehen. Am spannendsten ist allerdings der erste Hai gewesen.

Da mein Flug direkt nach Panama City und nicht über Costa Rica gebucht war, nutzte ich die Gelegenheit, um mir den Panama Kanal und Panama City anzusehen.

### ***Lotterie zur Kanalfinanzierung***

### ***Blick vom „casco viejo“ auf Panama City***

Episode 80

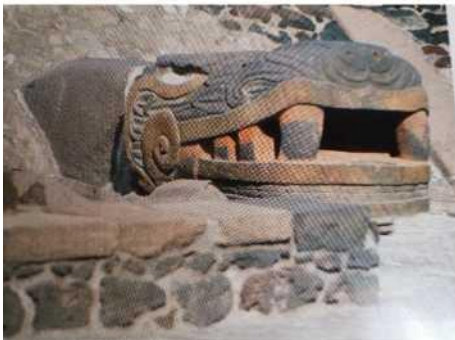


### Episode 80 *Mayas, Mariachis und ein Gedicht*

In Gedanken bin ich schon während der Schulzeit durch das Lesen der Abenteuerromane von Karl May in Mexiko gewesen, Karl May hatte allerdings selber nur über Mexiko geschrieben, ohne jemals dort gewesen zu sein. Im Gegensatz dazu konnte ich wirklich einen Teil Mexikos durch mehrere Besuche in den Jahren 1990-2017 kennenlernen.

Mein erster Anlaufpunkt war natürlich Mexiko City, da fast alle Flugverbindungen über die Hauptstadt gehen. Um also nach Guadalajara oder Monterrey zu den Universitäten zu gelangen, die mich eingeladen hatten, musste ich das Flugzeug wechseln und auf dem Flughafen in Mexiko D.F. mit meinem Gepäck durch endlose Gänge hasten, um den Inlandsflug zu bekommen. Ich beschloss, bei einer meiner ersten Reisen einige wenige Tage in der Hauptstadt zu verbringen, bevor ich nach Monterrey weiterflog.

#### *Der heilige Schlangengott (Teotihuacan)      Chac Mol*



Ich sah mir das berühmte archäologische Museum an und lernte dabei, dass in Mexiko noch ca. 20 verschiedene Stämme von Indianern existieren. Ich kletterte bei glühender Hitze die vielen Stufen der prä-aztekischen Sonnenpyramide von Teotihuacan hoch und ließ mich durch die schwimmenden Gärten von Xotchimilco rudern. Am meisten aber haben mich die Mariachis auf der Plaza Garibaldi beeindruckt, wie sie dort in ihren schwarzen mit silbernen Pailletten besetzten Anzügen geduldig warten, bis jemand kommt, um ihre Lieder zu kaufen. Auch an ihre oft sentimentale Musik, die ich zunächst durch die schräg unharmonisch klingenden Blasinstrumente als wenig attraktiv fand empfand, habe ich mich schnell gewöhnt. Ich habe schließlich auch festgestellt, dass selbst Jonny Cash musikalische Anleihen bei den Mariachis in „Ring

of Fire“ gemacht hat. Meine liebste Aufnahme war „Me voy pa'l pueblo“ von den „Panchos“, einer Gruppe, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch in den Vereinigten Staaten berühmt geworden war.



### Episode 81 *Monterrey und Guadalajara*

Ich flog dann zunächst nach Monterrey, einer großen Industriestadt im Norden Mexikos, nahe der Grenze Mexikos zu den USA. In Monterrey gab es, was Fernstudien anging, die private Universität ITESM (Instituto Tecnológico de Educación Superior de Monterrey), die über Satellit und regionale Zentren in ganz Mexiko und darüber hinaus vertreten war. Das Satellitenprogramm wurde durch in den regionalen Zentren mit Präsenzphasen unterstützt. Sie folgte dem Model der privaten spanischen Universidad de Catalunya (UOC), die weitgehend auf schriftliche Studienmaterialien verzichtete und den PC frühzeitig zum Kernelement der Lehre machte.

Ich war aber nicht beim privaten Instituto Tecnológico de Monterrey eingeladen, sondern von der relativ kleinen ebenfalls privaten Universität de Monterrey UDEM. Mexiko hatte ja im Gegensatz zu Chile oder Argentinien bereits eine langjährige Erfahrung mit Fernstudien im Rahmen de Tele Escuela im Schulbereich gesammelt, das Fernstudium war jedoch noch kaum an den Hochschulen verankert. Einzig das ITESM war auch international bekannt. Ich habe bei einem späteren Aufenthalt eine Einladung zu einer über Satellit verbreiteten Konferenz erhalten und war sehr beeindruckt von der Organisation der Medienproduktion mit Flash, die sehr systematisch in einem arbeitsteiligen workflow organisiert war.

An der UDEM hatte ich den aus Chile stammenden, nach Mexiko emigrierten Sozialwissenschaftler Manuel Sepúlveda kennengelernt, mit dem mich über viele Jahre hinweg eine Freundschaft verband. Nach einer großen Konferenz an der Universidad de Monterrey spielten und sangen wir in seiner Wohnung zusammen mit einigen hochrangigen Konferenzteilnehmern Lieder zur Gitarre, Manuel schlug mit einem Bombo den Rhythmus dazu. Er war zwar ein ruheloser „Workaholic“, nahm sich aber auch die Zeit, mit mir im Fußball- Stadion seine Lieblingsmannschaft, die „Tigres“ zu bewundern. Er schlief allerdings nach 15 Minuten fest ein. Ich habe ihm dann den Spielverlauf erzählt.

Eine Reaktion bei vielen meiner Vorträge war das Argument, ja in Deutschland sei man viel reicher als in Mexiko, und man könne daher kein Geld in aufwendige mediale Fernstudienprojekte investieren. Ich war um einen Vortrag am Goethe Institut über die Währungsreform im Zuge der Wiedervereinigung gebeten worden. Dabei zeigte ich bewusst auch Bilder zu den Flüchtlingsströmen bei Kriegsende, die deutlich machen sollten, von wo ab etwas mit eigener Kraft wieder aufgebaut werden musste, ohne das große Hilfe von außen kam. Dem Marshall Plan standen ja erhebliche Reparationsleistungen gegenüber. Eine ähnlich schwere Aufgabe sei das ambitionierte Vorhaben, die ostdeutsche Wirtschaft und Gesellschaft zu modernisieren und zu

einigen. Es kommt daher eher auf den Willen und die politischen Strukturen an. Finanzielle Ressourcen sind nicht das Haupthindernis.

Von Monterrey ging es weiter nach Guadalajara zur Universidad del Valle de Atemajac. Dort hielt ich einen Vortrag und stellte den im ZFE entwickelten Vokabeltrainer für English vor und zeigte die gerade entstandene Makro-Toolbox in einer spanischen Version. Die Teilnehmer der Veranstaltung hatten selbst noch keine Erfahrungen mit Multimedia Produkten ähnlicher Art gemacht, aber ich konnte immerhin einige CD Rom Produktionen der Universität Colima sehen.

Beim Bummel durch die Fußgängerzone von Guadalajara sah ich noch professionelle Briefeschreiber mit ihren Schreibmaschinen, auf denen sie für ihre analphabetischen oder nicht schreibbegabten Klienten amtliche Schreiben, Liebesbriefe oder Trauernachrichten verfassten. Auch die Schuhputzer waren hier noch anzutreffen.

### *Schreiber*



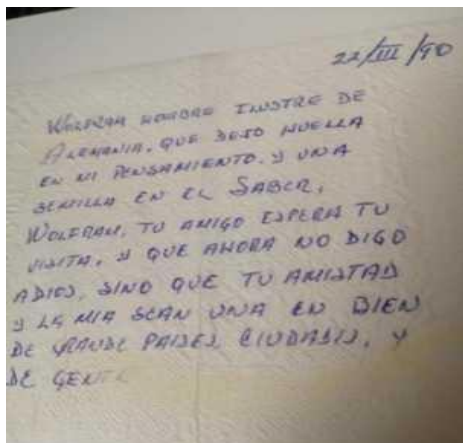
Die Geschichte des Landes wird in einer langen Bildergalerie in den Kolonaden des schönen alten Zentrums im Hospicio Cultural Cabanas eingängig dargestellt. In Mexiko ist die so wechselvolle Geschichte des Landes immer gegenwärtig.

An die Befreiung Mexikos von der spanischen Kolonialherrschaft und den zahlreichen Revolutionen erinnern Bilder des Muralisten (Wandmalers) Orozco im Palacio de Gobierno und eine große Statue, die den Pater Hidalgo zeigen, der die Ketten der Unterdrückung zerreißt.



*Hidalgo gemalt von Orozco*

Der Abschied von der kleinen Universität war von einer netten Geste begleitet, als mir ein Professor noch schnell einen Abschiedsgruß auf eine Papierserviette schrieb.



Anlässlich einer Konferenz im Rahmen der in Guadalajara jährlich stattfindenden Buchmesse zeigte ich 2000 eine meiner Fernsehsendungen über Anwendungen der virtuellen Realität. Das Thema war bis dahin an der Universität von Guadalajara noch relativ unbekannt und daher später von einer Fernstudienabteilung der Universität in guter Qualität in Spanisch synchronisiert.



## Episode 82 *Chichén Itzá und Cozumel*

Als ich eine Woche zwischen einer Konferenz in Guadalajara und einem Flash Workshop Zeit hatte, flog ich nach Merida auf der Halbinsel Yucatan, um die Pyramiden der Mayas in Chichén Itzá anzusehen. Ich kletterte die Stufen der Pyramide hoch und war beeindruckt von dem sitzend dargestellten Gott Chac Mol, der von den Mayas verehrt wird. Auch die „Cenotes“, die tiefen Brunnen, in die Mayas Jungfrauen und Kinder als Opfergabe geworfen hatten, regten die Phantasie an. Das Areal von Chichén Itzá wurde von einem amerikanischen Archäologen gekauft, der viele wertvolle Stücke in die Vereinigten Staaten brachte, die aber auf Druck der mexikanischen Regierung teilweise wieder zurückgegeben werden mussten.

Ich habe Merida mit einem aus Holz geschnittenen Jaguarkopf im Gepäck verlassen und bin zum Tauchen auf die Insel Cozumel geflogen. Ich mietete mich in „Alices Bed and Breakfast“ ein und war damit unter Tauchern gelandet, wo ich auch hinwollte. Ich hatte meine Taucherbrille mit den eingeschliffenen Gläsern und einen Schnorchel auf die Reise mitgenommen. Auf dem Tauchboot waren auch Amerikaner mit perfekter Tauchausrüstung, modernsten Anzügen, Stiefeln und eleganten Flossen. Ich kam mir dabei mit meinen Tauch Utensilien in der Plastiktüte etwas unprofessionell vor. Als es dann vom Boot ins Wasser ging, waren sie allerdings die Ersten, die wieder auftauchen mussten, weil ihr Druckausgleich nicht funktionierte. Ansonsten war es ein sehr schöner Tauchgang, bei dem die Strömung einen ohne, dass man sich abmühte an dem Korallenriff vorbei gleiten ließ, ähnlich dem „Travelling“ einer Kamera. So konnte ich bequem die Korallenfische, eine Riesenschildkröte und einen Riff-Hai beobachten. Am Abend wurde ich zu gegrilltem Barracuda eingeladen, den ein Taucher harpuniert hatte. Der Barracuda schmeckte vorzüglich.

Anschließend flog ich zu dem Workshop wieder nach Guadalajara zurück. Für den Workshop war bei meiner Rückkehr zunächst nichts vorbereitet, aber einer der Teilnehmer half mir sehr gut bei der Organisation des Workshops, so dass mit dem Workshop zum geplanten Termin begonnen werden konnte. Bei meinem nächsten Besuch war mein Helfer bereits selbst Lehrender in der regionalen Zweigstelle der Universidad in CU-Valle und hat mich auch auf zahlreichen Fahrten quer durch Jalisco begleitet, als ich eine Evaluation der regionalen „casas de estudio“ und des Standes der Fernlehre an der regionalen Universität durchführte. Während der langen Autofahrten diskutierten wir intensiv sein geplantes Promotionsvorhaben und nebenbei lernte ich einige mexikanische Schimpfwörter kennen, die aber immer auch, je nach Situation, freundlich interpretiert werden können.

### Episode 83 *Der Kupfer-Canyon und die Kontinentalplattformen*

Im Anschluss an einen Gegenbesuch Manuel Sepúlvedas in Hagen hielt ich auf seinen Wunsch hin ein weiteres Seminar in Monterrey ab, dieses Mal an der großen staatlichen Universidad Autónoma de Nuevo Leon. Der Versuch einen jungen Mitarbeiter zur Ankurbelung der Medienproduktion an der Universidad de Nuevo Leon für ein halbes Jahr nach Monterrey zu schicken, schlug leider fehl, da es dem Betreffenden doch etwas mulmig geworden war. Mexiko ist ja auch auf Grund der starken Präsenz der organisierten Kriminalität, vor allem nahe der Grenze zu den Vereinigten Staaten, kein übermäßig sicheres Land. Ich nutzte die Gelegenheit, nach einem weiteren Workshop zu einer Fahrt mit der Eisenbahn quer durch die Sierra Madre von Chihuahua nach Los Mochis am Pazifik, um von dort mit der Fähre nach Baja California zu gelangen. Ich flog also von Monterrey nach Chihuahua und fuhr mit dem Zug über sehr hohe Brücken und durch zahlreiche Tunnel zunächst bis zur Bahnstation von Divisadora. Die Bahnstation liegt am Copper Canyon, der tiefer als der Grand Canyon ist. Ich übernachtete in einem kleinen Hotel, von dem aus man direkt in den Canyon sehen konnte, so, dass Einem bald schwindelig wurde. Divisadora ist auch ein Siedlungsschwerpunkt der Tarahuara Indios, die bei der Abfahrt des Zuges Verpflegung und Kunsthandwerk anboten. Angekommen in Los Mochis ging ich zum Hafen um den Dampfer nach La Paz auf Baja California zu erreichen. Auf dem Weg riefen mir einige Jungs „gringo“ und „hijo de puta“ zu, was nicht besonders freundlich gemeint war. Von la Paz fuhr ich mit dem Bus zu meinem Ziel Cabo San Lucas.

Cabo San Lucas liegt am äußersten Zipfel der kalifornischen Halbinsel. In dem kleinen Badeort wimmelt es vor amerikanischen Touristen, die mit ihren Aqua Scootern im Wasser einen ziemlichen Krach machen. Auf den Bürgersteigen der Hauptstraße drängten sich mexikanische Verkäufer oder Vermieter von Immobilien und riefen den Touristen ihre Angebote zu. Als ich einen der Händler auf Spanisch ansprach, war er ziemlich überrascht und lud mich spontan zu einem Drink ein. In dem Gespräch mit ihm wurde mir klar, wie ambivalent die Mexikaner in ihren Gefühlen gegenüber den Vereinigten Staaten sind. Einerseits bewundern sie sie, weil sie Ihnen soviel reicher erscheinen, andererseits sind sie ihnen wegen der oft gezeigten Arroganz sehr unsympathisch. Carlos Fuentes hat diesen Konflikt in seinem Buch „La frontera de cristal“ beschrieben.

Bevor ich mich von Cabo San Lucas verabschiedete, nahm ich noch an einem spannenden Tauchgang teil. Ich tauchte mit einigen anderen zum Meeresgrund und konnte da eine tiefe und durchgehende Spalte im Meeresboden erkennen. Der Riss war durch das Zusammenstoßen zweier Kontinentalplattformen entstanden.

Episode 84 „*Tlaquepaque es bonito*“

Bevor ich endgültig die Heimreise antrat, gingen wir noch zu einem Spaziergang durch den hübschen Vorort von Guadalajara, der mit dem Slogan wirbt, „Tlaquepaque es bonito“. Hier kann man gemütlich einen Tequila mit Sangrita trinken, den Mariachis zuhören und Handwerkskunst einkaufen. Bei einem Restaurantbesuch mit mexikanischen Kollegen standen auch Ameiseneier und gegrillte Heuschrecken auf der Karte. Ich sollte das wegen des Proteingehaltes probieren. Ich hatte mich dann für Heuschrecken entschieden, denke aber ungern daran zurück. Glücklicher Weise ist dies kein mexikanisches Hauptgericht. Ich vermisse immer noch das herrliche Frühstück in dem Hotel gegenüber dem Campus. Es bestand aus einem nach Wunsch direkt zubereitetem gefülltem Omelett, Püree von schwarzen Bohnen, Tortillas, kleinen Kuchen, Suppen mit Ziegenfleisch und andere kleine Köstlichkeiten.

### Episode 85 *Auf dem Weg zu einem kompletten Campusmanagementsystem*

An der Fernuniversität in Hagen ging die Entwicklung der Medien schnell weiter. Während Mitte der 80er Jahre und Anfang der 90er Jahre noch die Erfahrungen mit der Digitalisierung von Texten und audiovisuellen Medien und die Programmierung von spezifischen Applikationen mit html, Javascript und Java als Ergänzung zu den schriftlichen Modulen im Vordergrund standen, begann die Entwicklung von webbasierten Kursen erst gegen Ende der 90er Jahre. Es entstanden dabei zahlreiche Ausformungen von kommerziellen und proprietären Web-Plattformen, die allerdings untereinander meist nicht kompatibel waren. Die Kursmanagementsysteme verfügten über eigene Datenstrukturen, die eine Integration mit den Arbeitsabläufen der Universitätsverwaltung erschwerten.

Ein ganz anderes Feld war die Entwicklung von portablen Geräten, wie Laptops und Mobiltelefonen, die den Einsatz von Medien in verschiedenen Lernsituationen erweiterten und veränderten. Mit der zunehmenden Nutzung des World Wide Web zu Beginn des 20ten Jahrhunderts wurde die Notwendigkeit einer Kompatibilität der verschiedenen Anwendungen und die Vermeidung von zu vielen Einarbeitungsprozessen in die sich ständig verändernden Lernumgebungen offensichtlich. Die Universität musste als Ganze wieder zu einer Einheit zurückfinden und dem Studenten auch eine Orientierung für seine erforderliche technische Ausstattung geben. Es war zu aufwendig an jedem Lehrstuhl ein anderes Autorensystem und ein individuelles Design zu erstellen und zu aktualisieren. Der Datenaustausch mit den zentralen Verwaltungssystemen musste verbessert werden, ebenso, wie die systematische Gestaltung der Webseiten der Fakultäten hin zu einem einheitlichen „look and feel“. Die Netze wurden schneller und erleichterten den Weg auch der Integration von simultanen und verzögerten Kommunikationsmöglichkeiten. Ich habe in diesem Zusammenhang meine Kenntnisse über die Nutzung einzelner Medien hinaus um die übergreifenden organisatorischen und gestalterischen Aspekte erweitern können und einige Entwicklungsschritte für den Aufbau einer virtuellen Universität formuliert.

Auf der anderen Seite war der Rückstand vieler Universitäten und Institutionen in Ländern, in denen ich Seminare und Vorträge gehalten hatte, unverkennbar. Neben der Medienentwicklung für das Fernstudium wurde daher die Beratung in übergreifenden Fragen der Strategie eine zunehmende Komponente meiner Tätigkeit.

### Episode 86 *Eine sehr teure Reise nach Indien*

Ich hatte vor, meiner Frau auch einmal eine große Reise zu schenken, da ich sonst immer auch in dienstlicher Hinsicht unterwegs war. Als wir einen interessanten Prospekt über eine Kerala Rundreise für etwa 10.000 DM für zwei Personen sahen, buchten wir trotz der erheblichen Kosten die Reise. Wir flogen von Deutschland nach Colombo in Sri Lanka und mussten von dort mit einer ziemlich klapprigen Propeller Maschine nach Trivandrum in Südindien fliegen. Bei der Einreise fingen allerdings schon die ersten Probleme an. Man wollte meine Frau nicht einreisen lassen, da sie angeblich auf einer Liste unerwünschter Personen stehen würde. Es war drückend heiß und wir warteten und warteten bis sich die Beamten dann doch entschieden, uns beide durchzulassen.

Im Camp Surja Samudra wurden wir von einem angeblichen deutschen Germanistik Professor begrüßt und mussten dann als erstes unsere Pässe abgeben, da das für eine Anmeldung im Land erforderlich sei. Wir bekamen einen nach alten Modellen gebauten hübschen Bungalow zugewiesen.

Es stellte sich dann aber schnell heraus, dass der Bungalow offene Fronten hatte und daher nachts noch andere Bewohner hatte, nämlich in Form von zahlreichen Kakerlaken und ameisenartigen Insekten, die ein Blatt auf dem Rücken trugen, die Blattschneiderameisen. Nachts liefen zum Schutz zwei Dobermann Hunde frei herum, was auch nicht gerade gemütlich wirkte.

Wir waren nicht sehr erbaut und waren froh, dass erstmal die Rundreise begann. Wir fuhren mit einem alten aber bequemen Auto Richtung Cochin. Meiner Frau ging es nicht besonders gut, sie vertrug weder die Hitze noch das zum Teil sehr scharfe Essen. Das Hotel Malabar in Cochin war eine Wohltat, da wir nicht mit Insekten zu kämpfen hatten und morgens die Indian Post unter der Tür durchgeschoben wurde. Leider war der Aufenthalt nur sehr kurz, wir konnten aber das Grab von Vasco da Gama sehen, dem berühmten portugiesischen Entdecker.

Von Cochin ging es auf einem Boot durch die Backwater, eine kleine Flusslandschaft mit vielen Kanälen.



### *Reisernte in den Backwaters (Kerala)*

Dann fahren wir in die Berge vorbei an grünen Teefeldern. Hier war es kühler und deshalb eine Erholung. Wir sahen, wie die Arbeitselefanten schwere Baumstämme mit dem Rüssel anhoben und wie ein Gabelstapler an einem gewünschten Platz wieder ablegten. Sie hören meist nur auf die Befehle einer Person, die mit ihnen eng vertraut ist, den Mahut. In einem Naturschutzgebiet konnte ich auch einmal testen, wie es ist, auf dem leicht pendelnden Rücken eines Elefanten zu reiten.



Werde ich mich halten?

O, dieser Planet der Affen!



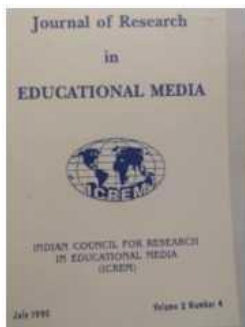
Störend auf der Reise war das ständige Genörgel eines deutschen Ehepaares, mit dem wir zusammen die Rundreise machten.

Zurück in Trivandrum schlug mir die Brandung ein schweres hölzernes Kanu gegen das Knie. Es war eine Wunde am Schienbein und nach einer Kräutermassage entzündete sich die Schürfwunde. Ein indischer Arzt wurde gerufen, der mit einem kleinen Koffer ankam, aber nichts Brauchbares darin herumtrug. Wir sehnten den Tag der Abreise herbei und erhielten mit einiger Mühe unsere Pässe zurück. Vor dem Boarding in Colombo musste ich mich mit Schüttelfrost und Fieber auf eine Bank legen. Meine Frau sagte, allerdings, nicht ganz im Ernst, sie würde allein zurückfliegen, wenn ich mich nicht aufraffen würde, um das Flugzeug zu besteigen. So schafften wir es mit einiger Mühe zurück nach Hagen. Ich hatte noch sechs Wochen lang mit der Entzündung zu kämpfen.

### Episode 87 *Publikationen und Gutachten für eine Universität in Indien*

Ich lernte Professor Puroshotaman von der indischen Bharathidasan University in Hagen kennen, als er mit einem Stipendium des DAAD an der Fernuniversität in Hagen hospitierte und sehen wollte, wie hier Medien im Fernstudium eingesetzt werden und wie die Logistik und Verwaltung organisiert sind. Er war Leiter des Instituts für Educational Technology. Ich habe mich um ihn gekümmert, da er sich etwas schüchtern in der ungewohnten Umgebung zeigte. Er war sehr ernsthaft bestrebt alles zu erfahren. Wir sprachen auch über die Herausgabe einer neuen Zeitschrift in Indien. Ich sagte ihm dabei meine Unterstützung zu.

#### *Konferenz in Trichi 1995*



Nach seiner Rückkehr an die Bharathidasan University in Tamil Nadu nahm er die Herausgabe der Zeitschrift in Angriff und ich schrieb einen Artikel für die erste Nummer des „Journal of Research in Educational Media“ im Oktober 1993 über „Design Patterns of Self Assessments in PC-based Courseware, Some Illustrations from Economics“. Ich war außerdem im Editorial Board der Zeitschrift vertreten. Die Arbeit für die Zeitschrift war für Tamil Nadu wichtig, da es Vergleichbares bisher nicht gegeben hatte. Ich bemühte mich, auch mir bekannte Autoren für Beiträge zu gewinnen, um der Zeitschrift ein internationales Gesicht zu geben.

Eine weitere Komponente meines Kontaktes zur Bharathidasan University war eine gutachterliche Beurteilung von vorgelegten PhD Thesen, die immer ca. 300 Seiten umfassten. Sie folgten einem starren Gliederungsschema. So war z.B. ein fester Block für die das Thema betreffende Literaturrecherche vorgesehen. Diese ist natürlich auch bei uns ein Aspekt zur thematischen Einordnung einer Arbeit, aber in Tamil Nadu wurden lediglich Artikel oder Bücher mit Abstracts aus Sammlungen zusammengesucht, ohne sie zu diskutieren oder ihren Stellenwert für die eigene Arbeit



zu kommentieren. Genau so stereotyp war der Aufbau der statistischen Hypothesenprüfung. Eine kritische Reflexion wurde umgangen. Das zweite, was mir auffiel, war, dass kaum aktuell in internationalen Konferenzen und Beiträgen diskutierte Themen behandelt wurden. Deshalb war die Beurteilung der eingereichten Arbeiten ein Problem. Welche Maßstäbe waren korrekt? War es fair, unsere eigenen Kriterien zum Maßstab zu machen? Ich hatte mehrfach an das Prüfungsamt der Universität Themenvorschläge und Verbesserungsvorschläge gesandt, aber keine Rückmeldung erhalten.

### Episode 88 *Eine Konferenz und viele Universitäten*

Im Jahr 1995 war ich dann auf Einladung der Bharathidasan University in Tiruchirappalli zu einer nationalen Konferenz über Informations- und Telekommunikationstechnologien in der Bildung in Indien eingeladen, hatte aber vorher noch zwei Vorträge in Madras - einen Vortrag an der Universität Madras (Chennai) und einen an einem College für Lehrerausbildung in den technischen Fächern - zu halten. In Madras wurde mein Vortrag durch einen etwa einstündigen Stromausfall behindert, aber solche Situationen war ich inzwischen gewohnt und es gab immer eine Lösung. Den zweiten Vortrag hielt ich an einem polytechnischen College. Nach der Konferenz in Tiruchirappalli sollte ich noch einige kleinere Universitäten und Colleges in Tamil Nadu besuchen.

Das Leben in Madras spielte sich vor allem auf der Straße ab. Es wimmelte vor Menschen, Geschäften, die bis auf den Bürgersteig reichen, gezogenen oder motorisierten Riksha, Autos, Lastenträgern, Frauen in farbigen leichten Saris, Ochsenkarren, Männer mit Turban.



Das Ganze zusammen erzeugte Unruhe und ergab einen hohen Lärmpegel. Ruhig war es in den Tempeln. Innen war es ziemlich dunkel. Verschiedentlich roch es nach Urin. Die Elefanten, die oft vor einem Tempel angekettet stehen, sahen meist ziemlich elend aus. Dazu gesellten sich am Eingang einige triste Bettler, die teilweise recht aggressiv um Almosen baten oder forderten.

Ich versuchte in der wenigen Freizeit, die mir blieb, möglichst viel zu sehen. An einem Sonntag fuhr ich nach Mamallapuram in der Nähe von Madras. Dort waren die Skulpturen eines riesigen Elefanten und eines Löwen aus dem 7. Jahrhundert, gehauen aus einem einzigen Stück Felsen, zu sehen.

### *Mamallapuram*



Ich suchte auch das Meer und fand schließlich eine Promenade am Ufer mit vielen Spaziergängern. Am Ufer vergnügten sich eine ganze Reihe von Kindern und Erwachsenen im Wasser, aber sie blieben vorne an, wo sie noch stehen konnten. Offensichtlich konnte keiner schwimmen, obwohl doch das Meer so nahe ist.

Von Madras fuhr ich weiter nach Süden, nach Madurai, um den berühmten Tempel, der mit tausenden kleinen Figuren bedeckt ist, zu sehen. Dann war es Zeit für die Konferenz in Tiruchirappalli. Ich wurde bereits von Professor Purushotaman erwartet. Als er mit mir den Eingang zum Tagungssaal betrat, gingen wir durch ein Spalier von Frauen, die uns mit Blütenblättern bewarfen, ähnlich den Hochzeitsbräuchen bei uns.



### **Empfang der Referenten**

Das deutete bereits hin auf die hohe Wertschätzung, die Lehrer erfahren. Auch bei der Vorstellung von Referenten gab es erstmal eine lange und für mich übertrieben erscheinende Laudatio. Ich sah mir noch einige Tempel in der Nähe von Tiruchirappalli, kurz Trichi genannt, an. Dann fuhr ich aus Termingründen zuerst nach Coimbatore, einem College der Bharathidasan University. Morgens um 6.00 Uhr versammelten sich alle Schüler auf dem Innenhof zum gemeinsamen Gebet, ein eindrucksvolles Bild. Von Coimbatore fuhr ich weiter nach Kodaikanal zur Mother Theresa Woman's University.



Kodaikanal liegt hoch in den Bergen auf 2.200 m Höhe an der Grenze zu Kerala. Es handelte sich um eine „Mini“ Universität oder besser um eine forschungsorientierte kleine Einrichtung. Ich wohnte in einem kleinen Häuschen an einem steil abfallenden Berghang. Das Essen wurde mir in langen hohen übereinander gestapelten Dosen vorbeigebracht und war sehr schmackhaft. Am Abend gab es ein ganz heftiges Gewitter, so dass mir die Blitze

nur so um die Ohren flogen und der Regen wie ein Wasserfall herunterkam. Ich hatte Angst, dass das Häuschen den Berg herunterrutschen würde. Die anderen Unterkünfte waren weiter entfernt, so dass mir nichts Anderes blieb, als zu hoffen, dass es gut gehen würde. Ich setzte mich an die Tür zum Berg hin, um mit meinem Gewicht einen Ausgleich zu schaffen, falls es kippen sollte, aber das hätte im Ernstfall natürlich nichts verhindert. Gott sei Dank trat der Ernstfall nicht ein.

Ich fuhr nun mit dem Zug nach Pondicherry. Pondicherry war bis 1962 unter französischer Kontrolle. Ein Relikt aus der Kolonialzeit, an die nur noch die französisch aussehenden Polizeiuniformen erinnerten. Als ich mit dem Koffer dort ankam, war niemand da, der mir sagen konnte, wo ich denn unterkommen sollte. Es war sehr früh am Morgen und nur eine kleine Fahrradrikscha mit Fahrer stand zur Verfügung. Da ich zusammen mit meinem großen Koffer nicht in die Rikscha passte, saß der Koffer in der Rikscha und wurde von einem Mann gezogen, während ich daneben herlief. Ein sicherlich merkwürdiges Bild. Der Rikscha-Mann brachte mich zu einem Ashram, was ich gar nicht vorhatte, aber ich musste erstmal jemand von der Universität erreichen. Als das dann klappte wurde ich vom Ashram erlöst und in ein großes modernes Hotel gebracht. Es war eine Wohltat, aber der Blick aus dem Hotelzimmer war auf die ärmlichen Häuser der nichtprivilegierten Bevölkerung gerichtet und machte mir wieder die sozialen Unterschiede deutlich.

### *Blick aus dem Hotelfenster*



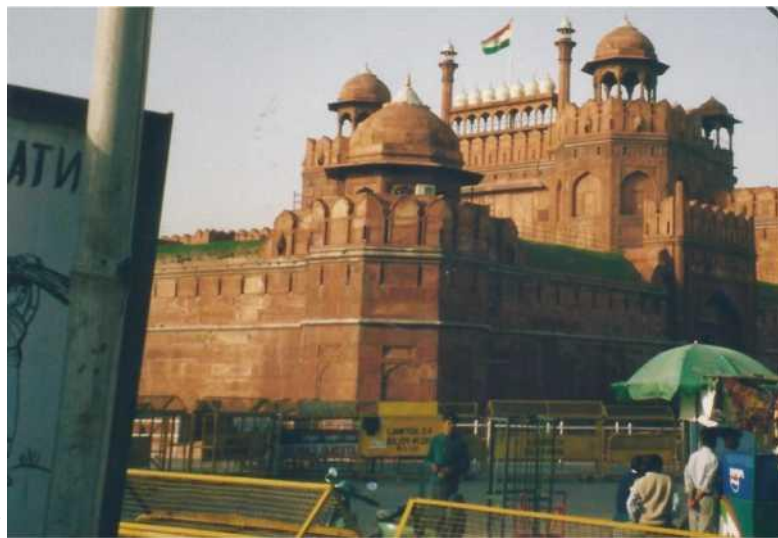
## Episode 89 *Von Delhi zum Taj Mahal*

Viele Jahre später wurde ich von einem Nachfolger Purushotamanns in Hagen besucht und noch einmal nach „Trichi“ eingeladen. Purushotaman war nach längerer Krankheit gestorben. Diesmal sollte mein Besuch mit einem Aufenthalt in Delhi und Kontakten zur IGNOU (Indira Gandhi Open University), der großen nationalen indischen Fernuniversität, verbunden sein. Durch die Gespräche mit einigen Amtsträgern der Universität hatte ich dann auch einen sehr netten Produktionsleiter des Fernsehstudios kennengelernt. Er wollte mit mir ein Interview aufnehmen, ich bot ihm aber an, zusätzlich einen kleinen Lehrfilm vor Ort mit Beispielen aus meiner Medienproduktion aufzunehmen.

### *Interview im Studio der IGNOU*



Ich schrieb daher im Hotel schnell einen Moderationstext und erläuterte die Beispiele die eingespielt vor der Kamera wurden. Das Ergebnis war sehr gut und ich kam mit der Staff gut zurecht. Der Produktionsleiter nahm sich an den Tagen, an denen ich in Delhi war, sehr viel Zeit und erklärte mir alle Bauwerke vom Indian Gate bis zum Roten Fort. Er sagte mir, dass er aus einer moslemischen Familie stammt und er sich noch an seine Kindheit erinnerte, in der er im Fort, dem Palast gespielt habe. Sein Vater hatte offensichtlich ein hohes Amt innegehabt, Mit der Teilung in ein islamisches Pakistan und ein hinduistisches Indien wurde der Einfluss der Islamisten in der Regierung immer geringer.



*Red Fort Delhi*

An einem Abend lud er mich zu einem Open Air Konzert innerhalb der Palastmauern ein. Das Konzert war über sufistische Musik, also religiöse Musik, gespielt und gesungen von

drei verschiedenen Orchestern, einem pakistanischen, einem aus Marokko und einem lokalen. Der vom Orchester begleitete Gesang steigerte sich in immer wiederkehrenden Phrasen, wobei ein Lied 15 bis 20 Minuten dauerte. Es war faszinierend.

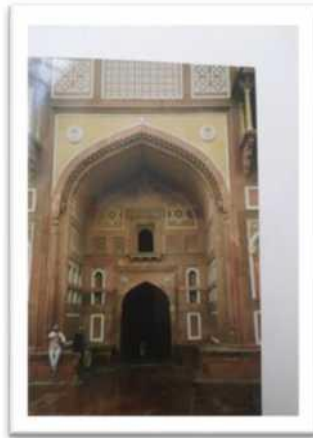
### *Schild in Urdu und Hindi*



Mein Gastgeber in Trichi hatte aus mir unverständlichen Gründen noch nicht mit meinem Besuch gerechnet und ich sollte noch einige Tage im äußerst bescheidenen Guesthouse in Delhi bleiben. Ich war etwas sauer und bat ihn, mir einen Transport nach Taj Mahal zu ermöglichen, da ich unbedingt den sagenhaften Palast sehen wollte.

Taj Mahal





Fathipur

Er sagte mir, dass mich dort jemand treffen würde und mir helfen würde, mich zu Recht zu finden. Ich mietete mir daraufhin ein Taxi und ließ mich nach Agra fahren. Auf dem Weg sah ich einen Mann mit einem angeketteten Bären am Straßenrand. Diese Tierhaltung ist leider eine durchaus häufige, aber doch traurige Form der Einkommenserzielung. Angekommen in Agra traf ich dann tatsächlich eine sehr nette Frau mit dem Namen Lovely Sharma. Wir fuhren zum Taj Mahal, der in dem diesigen Wetter zu schweben schien. Der Taj Mahal wurde von einem Großmogul als Erinnerung an seine große Liebe 1631 gebaut. Ich bat Lovely zu warten, da ich den Palast allein auf mich wirken lassen wollte. Lovely Sharma war professionelle Sitarspielerin und hatte aus Interesse meine Begleitung übernommen.





*Spielerin*

Sie schlug vor, noch den Königspalast in Fatehpur anzuschauen, etwa 30 km entfernt an der Grenze zum Bundesstaat Rajasthan. Der Königspalast war ebenso eindrucksvoll, wie der Taj Mahal aber auf eine ganz andere Art. Es war eben ein Palast mit Schutzmauern, wirkte aber durch die abgerundeten Türme und Bögen nicht so kalt wie europäische Burgen. Der Stil ähnelte dem Red Fort in Delhi und stammte auch aus der Zeit um 1640.

Danach war meine Rückreise geplant, aber Lovely fragte, ob ich nicht zu einer Hochzeit mitkommen wolle, auf der sie Sitar spielen würde. Es war schon spät am Abend, aber ich willigte ein. Es war kein Problem, dass ich mitkam. So erlebte ich, wie Braut und Bräutigam auf dem Podium saßen und die Geldgeschenke der Hochzeitsgesellschaft in Empfang nahmen. Gegen Mitternacht verabschiedete ich mich, um mit dem Taxi zurück nach Delhi zu fahren. Es regnete in Strömen, viele Autos waren ohne oder mit mangelhafter Beleuchtung ausgestattet. Dazu kamen Ochsenkarren und beladene Fußgänger.



Es war ein Horrortrip und ich konnte kein Auge schließen bis wir nach 250 km erschöpft in Delhi ankamen. Ich konnte dann endlich zur Konferenz über Qualität im Fernstudium nach Trichi fliegen und über Mysore nach einem letzten gehaltenen Vortrag nach Deutschland zurückkehren. Mein Fazit nach meiner dritten Indienreise war: Indien ist sehr schön, vor allem kulturell, aber auch sehr anstrengend.

## Episode 90 *Ein Entwicklungsprojekt für die Al Quds Open University in Palästina*

Meine erste Einladung zu einer Konferenz in einem arabisch sprachigen Land kam, aus Amman in Jordanien.



Die Konferenz wurde jedoch von einer palästinensischen „Fernuniversität“, der Al Quds Open University in Jordanien veranstaltet, nicht in Ost-Jerusalem, wo sich damals noch der Hauptsitz der Universität befand, da man damit rechnete, dass die Konferenz in Jerusalem wohl von israelischer Seite untersagt worden wäre. Amman ist eine moderne Großstadt, lediglich die Betonburgen in den Vororten von Amman mit engsten Straßen, die für die vielen palästinensischen Flüchtlinge errichtet wurden, ließen deren triste Wohnsituation erahnen. Jordanien hatte das Ziel, eine moderne, arabische Informationsgesellschaft zu werden mit frühzeitiger Ausbildung der Kinder in der Computernutzung.

Während der Konferenz lernte ich einen Psychologen kennen, der an der Al Quds Open University arbeitete und für internationale Zusammenarbeit zuständig war. Er lud mich und zwei weitere Kollegen, einen Dänen und einen Türken im Anschluss an die Konferenz nach Ramallah in der Westbank ein. Während der Däne im Hotel logierte, konnten der türkische Professor und ich von unserem Gastgeber in seinem geräumigen Appartement, das er allein bewohnte, untergebracht werden. Er zeigte uns Jerusalem mit der Al Aqsa Moschee, der Klagemauer und dem Felsendom.



*Al Aqsa Moschee*

Wir gingen durch die engen Gassen der historischen Altstadt, die mit kleinen arabischen Geschäften besetzt sind und liefen auf der „via dolorosa“, dem Kreuzweg von Jesus, entlang. Etwas störend an dieser christlichen und friedlichen Atmosphäre der historischen Altstadt wirkte die überall vorhandene Präsenz junger israelischer Soldaten mit ihren umgehängten Maschinenpistolen; ein eher bedrückender Anblick. Überraschend waren die Taxis - meist Modelle des langen Mercedes Benz 600 - der wohl wegen der Familiengröße oder als Sammeltaxi am besten geeignet war.



*Vortrag in Hebron*

Wir besuchten auch den Schrein von Abraham in Hebron, der sowohl von Moslems wie von Christen als wichtiger Ort ihrer Religion angesehen wird. Der auf einem kleinen Hügel

stehende Schrein war aber nicht unmittelbar zugänglich, sondern von bewaffneten jungen Israelis abgeschirmt, die uns erstmal ausfragten, warum wir zum Schrein gehen wollten und welcher Religion wir angehören würden. Zuerst wurde der türkische Professor gefragt, er sagte, er wäre Christ. Er durfte weitergehen. Ein uns begleitender Statistikprofessor von der Al Quds Universität sagte, er sei auch Christ. Da er Palästinenser war, waren die jungen Soldaten nicht bereit, ihm zu glauben, bis er dann einen von Israel ausgestellten Ausweis vorzeigte, der ihm den Besuch von Gaza gestattet und dort war als Religionszugehörigkeit „Christ“ angegeben war. Als sie schließlich meinen Freund, den Psychologen, fragten, sagte er etwas scherzhaft, er sei dabei zum Christentum zu konvertieren. Die Soldaten oder Polizisten verstanden aber keinen Spaß. Er musste dann draußen warten, während wir noch eine Radarkontrolle passieren mussten. Zu sehen gab es im Grunde gar nichts, außer einem Haus, in dem einige Männer in Schriften blättern. Diese sinnlose Befragung ist ein Beispiel für autoritäre Systeme und hat mich an die teilweise schikanöse Behandlung durch die ostdeutschen Grenzkontrollen beim Verlassen von Berlin erinnert.



*Die israelische Mauer*

Am nächsten Tag reisten die beiden Kollegen aus Dänemark und der Türkei ab, ich hatte noch einige Tage Zeit. Morgens wurde ich von meinem Gastgeber mit Musik von Elvis Presley geweckt und zum Frühstück gab es ein Ei, Fladenbrot und eine Auswahl von Dips. Es waren einige Tage unbeschwertes Junggesellenlebens. Wir fuhren zum Toten Meer, in dem man nicht richtig schwimmen konnte, da das Salzwasser den Körper immer wieder nach oben drückte. Irgendwie kam man aber auf dem Rücken liegend, paddelnd vorwärts. Es war schon ein sehr ungewohnter Effekt, machte aber Spaß. Ich lernte eine Reihe seiner Freunde kennen und begleitete ihn zu verschiedenen Familien. Bei einem Besuch sitzen die Familienmitglieder alle in einem großen Kreis, um sich zu unterhalten. Ich spürte den starken Zusammenhalt, der hier in den Familien besteht. Sehr schön war auch eine spontane Einladung, als wir eine auf der Straße feiernde Hochzeitsgesellschaft mit dem Auto passierten. Die Männer tanzten, ähnlich wie beim griechischen Sirtaki, im Kreis und legten sich gegenseitig den Arm über die Schulter. Wir tanzten eine Weile mit.

Aus diesem Besuch in der Westbank ergab sich eine längere Zusammenarbeit und eine dauerhafte Freundschaft.

Die Al Quds Open University hatte damals etwa 35.000 Studenten. Es gab zwei Standorte, Jerusalem und Ramallah. Dazu kam ein umfangreiches Netz von Studienzentren in der Westbank und in Gaza. Es war unmittelbar einsichtig, dass für eine derartige Zersplitterung des Landes ein Fernstudiensystem eine attraktive Lösung bot.

Bei meinem nächsten Besuch der Universität gingen meine Gespräche mit der Universitätsleitung um die Produktion der Lehrmaterialien. Das schriftliche Material war veraltet und audiovisuelle selbst produzierte Elemente praktisch inexistent. Die Universität hatte einen Antrag an die deutsche Entwicklungshilfe (GTZ Gesellschaft für technische Zusammenarbeit) gestellt, ein modernes Medienzentrum zu errichten. Ich besprach dieses Vorhaben mit der GTZ und sagte unsere Hilfe bei der technischen Planung zu. Wir konnten eine Liste von Geräten erarbeiten, die dann auch zügig beschafft wurden. Die Räumlichkeiten waren vorhanden, mussten aber noch für die Produktion hergerichtet werden. Der nächste Schritt war das Training des Personals und die Einarbeitung in die gelieferte Technik. Ich bat zwei meiner Kollegen, die an der technischen Planung maßgeblich beteiligt waren, mich nach Ramallah zu begleiten, was sie auch gerne taten. Wir wollten zur Schulung der Mitarbeiter eine Unterrichtssequenz aufnehmen. Das war kein problemloses Vorhaben. Erstens mussten wir zum Drehort gelangen, einer Schule, in der von der GTZ gefördert, technisches Zeichnen mit AUTOCAD unterrichtet wurde. Zur Sicherheit fuhren wir mit der ganzen Ausrüstung auf Nebenstraßen, um Behinderungen durch israelische Kontrollen zu vermeiden. Eine besondere Konzentration war beim Editing des Materials erforderlich, da mit arabischem Ton gearbeitet werden musste und wir erklären mussten, warum wir die eine oder andere Einstellung im Schnitt auswählen würden.

Aber es klappte gut und sollte als Modell für einen Typ von Lehrfilm stehen. Ich habe dann später im Rahmen einer Gesamtevaluation der Universität zusammen mit einer kanadischen Professorin nebenher auch noch einige Aufnahmen zum Thema Marketing direkt in Ramallah zusammen mit dem Personal des Medienzentrums gemacht.

Dass die inakzeptable arrogante Verhaltensweise der jungen israelischen Soldaten in Hebron kein Zufall gewesen war, erlebte ich bei meinem Rückflug von Tel Aviv (früher Jaffa) nach Frankfurt. Man fragte mich beim Einchecken, woher ich käme. Ich sagte, aus Palästina, aus Ramallah. Der junge Soldat antwortete unwirsch, Palästina gibt es nicht, nur Israel. Ich antwortete, „Sie haben wohl schlechte Kenntnisse der Geographie“. Daraufhin sagte er zu mir, ich sei nicht kooperativ und holte einen anderen Inspektor. Der wollte wissen, wo ich genau gewesen bin und mit wem ich Kontakt hatte. Als ich in seinen Augen

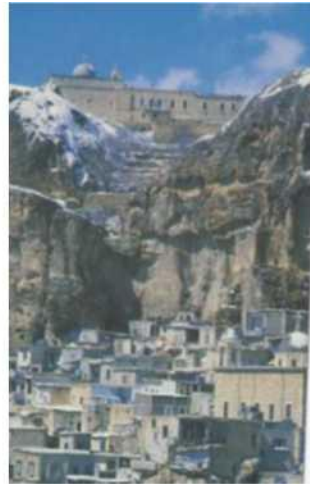
immer noch nicht „kooperativ“ war, kam ein neuer Inspektor und wollte wissen, was auf meinem Laptop gespeichert sei und wollte eine Erklärung, was wohl Multimedia bedeute. Ich beschwerte mich über die Behandlung zumal mein Flug bereits kurz vor dem Boarding stand. Der nächste Inspektor forderte mich auf, mich hinter einem Vorhang bis auf die Unterhose auszuziehen. Ich habe auch diese Erniedrigung ertragen und mit Mühe und Not meinen Rückflug nach Frankfurt erreicht. Ich hätte vielleicht einige der Fragen eher akzeptiert, wenn es ein Flug nach Tel Aviv und nicht nach Frankfurt gewesen wäre, was den Rückschluss nahelegt, dass es den Inspektoren offensichtlich nur darum ging, Daten über meine Person zu sammeln, nicht aber um besondere Flugsicherheit.

Die Aufenthalte in Palästina waren eine, wenn auch traurige, Erfahrung, da ich die Vertreibung der Palästinenser durch Enteignung und Zersiedelung bei jedem Besuch in verschärfter Form wahrnahm.

## Episode 91 *Eine virtuelle Universität für Syrien*

Ich hatte inzwischen erhebliche Erfahrung akkumuliert, so dass ich meine Lehrinhalte gut an die Bedürfnisse und den Entwicklungsstand der Zielgruppe anpassen konnte. Ich hielt meine Demonstrationsbeispiele und Vorträge in Deutsch, Englisch und Spanisch. Entscheidender wurde aber meine zunehmende Beratungstätigkeit auf verschiedenen Ebenen wie Organisation, Medienwahl und Curriculum. Eine unerwartete Einladung erhielt ich vom syrischen Bildungsministerium. Ziel des Ministeriums war es, eine online Universität in Syrien zu etablieren. Ich hatte meinen Flug und die Ankunftszeit in Damaskus mitgeteilt, aber als ich gegen Mitternacht in Damaskus ankam, war kein Mensch zu sehen, der mich abholen wollte. Ich wusste aber auch nicht den Namen des Hotels, das man reserviert hatte. Ich bat also an einem Taxistand im Flughafen, bei den großen Hotels nachzufragen, ob denn irgendwo eine Reservierung unter meinem Namen vorläge. Gott sei Dank war das ziemlich schnell ermittelt und ich konnte mit dem Taxi zu einem absolut luxuriösen Hotel fahren. Das war also noch einmal gut gegangen. Am nächsten Tag wartete ich auf einen Kontakt zum Ministerium, um zu wissen, wann und wo die Tagung stattfinden sollte. Die Konferenz sollte am Montag beginnen, ich erfuhr dann aber nach einigen Recherchen, dass die Konferenz um einen Tag verschoben worden sei, weil der Bildungsminister am Montag für eine Begrüßung nicht zur Verfügung stand. Ich nutzte die Zeit und ließ mir von einem Angestellten eines beauftragten Reisebüros Damaskus zeigen, damals eine sehr schöne Stadt mit attraktiven Lokalen. Moscheen und Märkten. Ich unternahm dann noch einen Ausflug in die Gegend von Homs bis wir zur Burg von Richard Löwenherz „Croque des Chevaliers“, kamen, die sehr schön lag. Ich sah in Gedanken, wie die Kreuzritter auf ihren Pferden durch die schmalen Eingangstore ritten. Auf der Rückfahrt nach Damaskus konnte ich noch die in die Felsen gehauenen Klöster der armenischen Christen bei Maaloula und Sydnaya ansehen. Sie wurden später leider im Syrienkrieg zerstört.

## Croque des Chevaliers

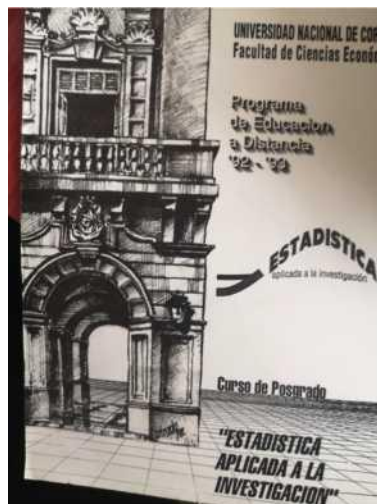


Die Konferenz fand in einem riesigen Hotel in Damaskus statt, wobei der Ablauf im hinteren Trakt stattfand, der nicht öffentlich zugänglich war. Die virtuelle syrische Universität sollte hier einschließlich einer Schaltung zur Ohio State University präsentiert werden. Das Learning Management System war von der amerikanischen Universität entwickelt worden. Es klappte allerdings auch nach mehreren Unterbrechungen nicht. Meine Präsentation war am Nachmittag und ich hatte schon Bedenken, ob meine Multimediapräsentation mit Video und Simulationen gelingen würde. Ich fragte, ob ich meine Präsentation vorher technisch checken könne, aber das wurde abgelehnt. So saß ich in der ersten Reihe und musste eine vorangehende Podiumsdiskussion über mich ergehen lassen, die überhaupt nicht enden wollte. Ich sah immer wieder auf die Uhr, weil mir die Zeit davon lief. Da neben mir der Staatssekretär aus dem Bildungsministerium saß, überwand ich mich und sagte ihm, dass ich unbedingt meinen Vortrag halten wollte, da ich am nächsten Tag wieder abreisen würde. Er gab dann dem Moderator ein Zeichen, ich sagte noch ein paar Worte zu den Technikern und dann lief es hervorragend, alles klappte. Leider entstand aus dem Besuch kein dauerhafter Kontakt.



## Episode 92 *Eine Demonstration der Machbarkeit*

Ein größeres Projekt wurde mir von dem damaligen Rektor der Universität Cordoba in Argentinien Anfang der 90er Jahre vorgeschlagen. Ich sollte das Fernstudium an der Universität voranbringen, da das damals sehr kleine „Centro de Tecnologia Educativa“ keine wesentlichen Impulse gab. Der erste Ansatz bestand darin, zusammen mit der „Secretaria Academica“, Gespräche mit den größten Fakultäten zu halten, um ihr Interesse an der Entwicklung von Fernstudienprojekten zu erkunden. Dabei tauchte natürlich auch sofort die Frage nach den Ressourcen auf. Ich stellte schnell fest, dass weder die für das Projekt mit zuständige Vize-Rektorin, noch die Dekane der Fachbereiche Rechtswissenschaft und Medizin ein gesteigertes Interesse an dem Vorhaben hatten. Lediglich bei den Wirtschaftswissenschaften gab es ein gewisses Interesse und aus einer Reihe von lukrativen Projekten auch die Mittel zur Deckung des notwendigen Finanzierungsbedarf. Ich reduzierte daher das Projekt auf die exemplarische Entwicklung eines Fernstudienkurses für einen wirtschaftswissenschaftlichen Kurs.



*Course program*

Zunächst war die Zielsetzung zu präzisieren und dafür die personellen Ressourcen bereitzustellen. Es kristallisierte sich heraus, dass wir als Thema einen Kurs aus der Statistik wählen wollten (angewandte Statistik in der Forschung) mit dem Ziel, den Kurs an interessierte Praktiker oder zur wissenschaftlichen Weiterbildung gegen einen die laufenden Kosten deckenden Preis anzubieten. Die Idee war, ein relativ schwieriges Gebiet zur Weiterbildung zu wählen und nicht etwa einen massiv belegten Orientierungskurs, um zu zeigen, dass auch schwierige Inhalte mit Fernstudienkursen erfolgreich unterrichtet werden können. Personell hatten sich zwei Dozentinnen als Kursautorinnen bereit erklärt, in dem Projekt mitzuarbeiten. Ich brauchte dann noch eine Graphikerin, und eine Projekt Managerin vor Ort. Die partielle Freistellung der potenziellen Autorinnen stellte das größte Problem dar. Didaktiker oder Pädagogen waren bei den Wirtschaftswissenschaftlern nicht

sehr hoch angesehen. Ich entschied mich dann dazu, dem Professorium der Ökonomen einen Vortrag über ökonomische Effekte der Wiedervereinigung zu halten. Das war sozusagen der Türöffner, um das notwendige Vertrauen in das Projekt zu gewinnen.

Der schriftliche Kurs konnte dann auch nach meinem insgesamt fünf Monate langen Aufenthalt vor Ort 1992/93 mit der ersten Auflage beworben werden. Der Kurs war mit 1500 \$ relativ teuer, wurde aber auch durch Hilfestellung von einigen qualifizierten Tutoren unterstützt. Die Bearbeitungszeit für die insgesamt 14 Module zur deskriptiven und zur schließenden Statistik war auf zwei Semester angelegt. Das Projekt konnte bereits im ersten Einsatz 80 Einschreibungen verzeichnen, was in etwa die laufenden Kosten deckte. Es war also ein echtes Entwicklungsprojekt ohne besondere finanzielle Hilfe, das bis auf die Freistellungen keine größeren Kosten verursachte. Das ist sicher der Grund dafür gewesen, dass das Programm mit Überarbeitungen bis heute an der Universität als Lehrmaterial eingesetzt wird.

Mit dem Erfolg dieses Modellvorhabens konnte ich den weiteren Ausbau des neu strukturierten Zentrums für „Tecnología Educativa“ an der Universität Cordoba weiterführen. Einige Mitarbeiter des Projekts habe ich dann mit Unterstützung des DAAD nach Hagen eingeladen. Ich habe dann im nächsten Schritt in einem weiteren Seminar eigene Lehrfilme aus der FernUniversität Hagen, Lehrfilme aus dem Projekt UBA 21 der Universität Buenos Aires und aus der Universität Nacional de Cordoba zusammen mit den Seminarteilnehmern analysiert. Das Goethe Institut hatte drei Produktionen der FernUniversität ins Spanische übersetzen lassen. Die Aktivitäten hatten dann später auch zu einem temporären Boom von recht guten Videoproduktionen im Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der Universidad Nacional de Cordoba geführt, wurde dann aber aus finanziellen Gründen wieder zurückgefahren.

## Episode 93 *Online Kurse und Betreuung von Abschlussarbeiten der Maestria*

Die Arbeit in der Entwicklung von komfortablen Videokonferenzsystemen löste langsam die Erstellung reiner Tonproduktionen ab. Zwar gab es einen kurzzeitigen Aufschwung durch das digitale „audio podcasting“, aber didaktisch hatte das Medium nicht allzu viel Neues zu bieten und wurde später durch Vodcasting und Konferenzsysteme wie Skype oder Zoom sowie durch soziale Medien wie Facebook und WhatsApp abgelöst. Allerdings ist das Medium Audio wegen seiner Einfachheit eine sehr gute Grundlage, um sich in die Erstellung audiovisueller Medien generell einzuarbeiten.

Ich habe in meiner Tätigkeit für die Universität Cordoba im Studiengang „Maestria en Tecnologia Educativa“ mehrere Jahre lang online Seminare abgehalten, die alle Elemente des modernen online Learning beinhalteten. Die Planung des Seminars wurde mit einem argentinischen Tutor in einer Videokonferenz besprochen. Wir haben dann ein modellhaftes Design für die Webplattform Moodle entwickelt, aber jedes Seminar hatte auch einige Spezifika, die für das jeweilige Seminar angepasst werden mussten. Die Seminarteilnehmer erhielten ein Video, in dem ich Zielsetzung, Aufbau und die verschiedenen organisatorischen Bedingungen erläutere. Im nächsten Schritt wurden die Teilnehmer und der online Tutor gebeten, sich selbst mit einer einfachen Software, wie zum Beispiel mit Glogster oder Prezi oder irgendeiner ähnlichen Software den anderen Teilnehmern vorzustellen (Vorkenntnisse, Motivation, Erwartungen). Diese Files konnten schon vor Beginn des Seminars erstellt werden. Hierfür musste dann auch bereits ein Platz auf der Lernplattform eingerichtet werden (Forum). Dann wurden zu den verschiedenen Aspekten des Generalthemas Subthemen formuliert und grundlegende Texte zur Einführung zur Verfügung gestellt. Die Subthemen wurden durch Gruppen von 3-5 Teilnehmern bearbeitet, wobei eine möglichst gute Mischung unterschiedlicher Qualifikation in jeder Gruppe angestrebt wurde. Eine weitere Informationsquelle waren Videokonferenzen mit internationalen Experten. Die Experten waren in meinem Fall Kollegen aus der internationalen Educational Technology Szene, mit denen ich gut bekannt oder befreundet war. Sie waren bereit, kostenlos eine ca. 45minütige Videokonferenz zu halten. Zur Vorbereitung schickten Sie uns einen kurzen CV, einige wenige Literaturhinweise zu ihrem Vortrag für die Vorbereitung auf Seiten der Teilnehmer und einige PowerPoint Folien zur Nachbereitung.

Für die Kommunikation zwischen den Teilnehmern wurden verschiedene Foren kreiert, für den legeren, eher persönlichen Kontakt untereinander, das Café, für den Kontakt mit dem Tutor die Beratung zu technischen und organisatorischen Fragen und zu mir zu den inhaltlichen Fragen. Ferner wurden die Studenten motiviert, eine Datenbank (Repository) zu erarbeiten, die später ihnen und anderen zur Verfügung gestellt werden kann. Die Seminare wurden aus Sicht der Studenten, in der Regel selbst Dozenten, mit sehr positiven

Bewertungen versehen. Die Aktivitäten in den Arbeitsgruppen und innerhalb der Plenarveranstaltungen mit der Präsentation der Ergebnisse waren sehr intensiv und konstruktiv. Für mich selbst war die Möglichkeit, selbst als Lehrender zu agieren, eine sehr gute Experimentierbühne.

Ich zog einige Schlussfolgerungen für mich. Erstens, wenn man stark auf Zusammenarbeit der Studenten in Gruppen setzt, macht die klassische Benotung der Leistung keinen Sinn, da das Produkt nicht aufteilbar ist. Dieses Problem wird auch nicht durch die Vergabe von Buttons über die Rolle des Teilnehmers gelöst, da es dafür keinerlei Standards gibt. Darüber hinaus macht es auch Sinn, die organisatorische und die inhaltliche Durchführung auf mehr als eine Person zu verteilen. Der Aufwand zu dem hier beschriebenen Seminartyp ist sehr aufwendig und kann daher nicht als generelle Form der Lehre fungieren. Dafür sind Selbstlern-Komponenten, wie Multimediaentwicklungen oder Trainingsprogramme geeignet, die für mehrere Jahre im Einsatz sind.

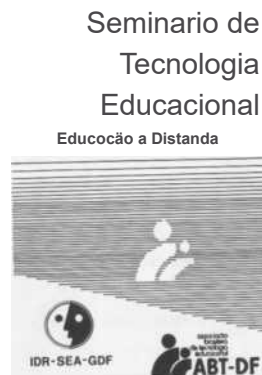
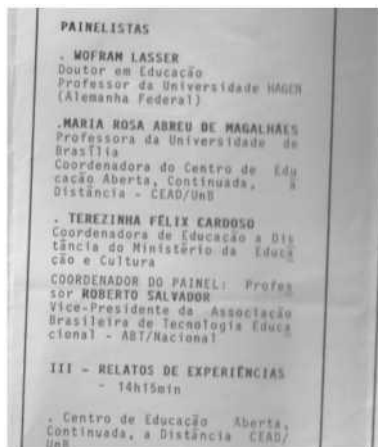
Anders als in Argentinien war die Resonanz in ähnlichen Seminaren, die ich von Hagen aus mit der Universität Murcia in Spanien durchführte. Als Lernplattform fungierte die wenig attraktive Plattform Blackboard. Die Studenten studierten Informatik und waren an einem Nebenthema wie der Gestaltung von online Kursen weniger interessiert. Die Motivation ist daher einer der zentralen Gründe für den Erfolg von online Seminaren.

Episode 94 *Brasilien, ein Land der unbegrenzten Abenteuer*



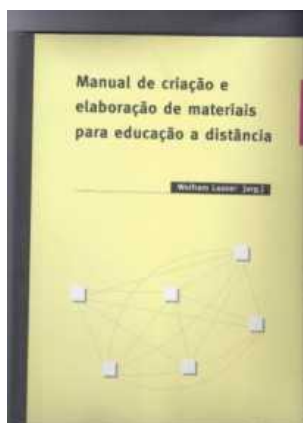
Über die regionalen Zentren des Goethe Instituts konnte ich meine Vortragstätigkeit auf weitere Länder in Lateinamerika ausdehnen. Sehr interessant war natürlich Brasilien. In Brasilien hatte es bereits unter der Diktatur Bestrebungen gegeben, ein Fernstudiensystem einzurichten. Nach dem Ende der Militärdiktatur 1985 war daher das Image einer nationalen Universität negativ besetzt. Es gab aber ein Interesse, dieses zu ändern. Ich hatte mich auf die Reise mit einem Volkshochschulkurs in Portugiesisch vorbereitet, der Kurs wurde von einer etwa 80 Jahre alten Salesianerin gehalten, die über 20 Jahre als Ordensschwester in Brasilien verbracht hatte. Sie achtete sehr auf die Grammatik, hatte aber eine ziemlich deutsch gefärbte Aussprache.

Ich hielt meinen ersten Vortrag in Brasilia in einer Sprache, die scherzhaft als „Portuniol“ (Kombination von portugiesischen und spanischen Sprachanteilen) bezeichnet wird, und gerade noch verständlich für die Brasilianer ist. Während meines Vortrags gab es leider ein ständiges Rein- und Rausgehen von Teilnehmern, was etwas störend war.



Es schien aber noch unorganisierter, als ich die Erlaubnis bekam, an einer Sitzung der erziehungswissenschaftlichen Fakultät teilzunehmen. Ich habe erfahren, dass es irgendwie trotz der Tatsache, dass fast alle gleichzeitig redeten, es scheinbar eine gewisse Verständigung unter den Lehrkräften gegeben haben musste. Ich selbst konnte dem Stimmengewirr jedoch nichts Konkretes entnehmen.

Das für die kenianischen Workshops entwickelte Handbuch zur Gestaltung von Fernstudienmaterialien, stieß in Brasilia auf großes Interesse. In der Originalversion gab es eine Reihe von illustrativen Abbildungen von Afrikanern, die aber problemlos übernommen werden konnten, da zumindest in Nord Brasilien das Aussehen der Menschen aufgrund der früheren Sklaverei sehr ähnlich dem in Westafrika ist. Ich habe daraufhin die DSE um Erlaubnis gebeten, die Herausgabe einer portugiesischen Version durch das Centro de Educacao Aberta Contibuada a Distancia (CEAD) der Universidade de Brasilia zu betreuen. Das Handbuch wurde dann mit einer Auflage von 1.000 Stück gedruckt. Später ist es auch in einer brasilianischen Online Version erschienen.



Auch an meinem Paper über die Nutzung und das Design von Video in der universitären Lehre war man interessiert und ein Professor aus dem Fachbereich Erziehungswissenschaft übersetzte es mir ins Portugiesische und publizierte es auf einer Website. Ich habe viele Anfragen bekommen, da es zu dieser Thematik keine Literatur in Brasilien zu geben schien. An der Universität Brasilia wurden gerade die ersten Weiterbildungskurse im Fernstudium entwickelt und ein spezielles Institut, das „Centro de Educacao Aberta Continuada a Distancia“, befand sich im Aufbau.

Brasilia, konstruiert von dem Architekten Oscar Niemeyer, war, aus der Vogelperspektive gesehen, konstruiert wie das Abbild eines Flugzeugs. Die modernen Gebäude mit dem Parlament und dem Regierungssitz wirkten auf mich eher kalt, es gab keine Flaniermeile, kaum Restaurants, so dass die Stadt nahezu leer wirkte. Die Parlamentarier und Ministerialbeamten flogen offensichtlich ein und aus, aber wohnten nicht dort. Es war daher manchmal im Hotel recht langweilig. Deshalb nutzte ich die Zeit, um mein Portugiesisch mit Hilfe der im Fernsehen gezeigten Telenovelas zu verbessern.



*Brasilia*

1993 und 1994 wurde ich gebeten, Seminare an der Universität Brasilia durchzuführen. Das war noch einmal ein Anreiz, vor allem meine Aussprache zu verbessern. Deshalb flog ich vor dem ersten Seminar zunächst zu einem einwöchigen intensiven Sprachkurs nach Salvador da Bahia mit fünf Stunden pro Tag Unterricht. Das war zwar anstrengend, aber ich hatte trotzdem Zeit für den herrlichen Strand, bummelte über den zentralen Platz in der Altstadt, den Pelurinho, und dachte an die Erzählungen von Jorge Amado.



*Bahianerin*

Ein kleines Abenteuer ergab sich gleich am ersten Tag. Ich war auf dem Weg zum Hotel, als mir ein junger Mann auf der Promenade, von hinten kommend, die Armbanduhr vom Handgelenk riss. Ich war sauer und rannte spontan hinterher. Er lief zwei Polizisten direkt in die Arme, sie hatten schon ihre Pistolen gezogen. Ich musste neben dem Dieb in den Polizeiwagen einsteigen und an mehreren Stationen immer wieder den gleichen Sachverhalt berichten. Die Uhr erhielt ich zurück, aber das Armband war hinüber. Ich erhielt damit eine kostenlose Stadtführung mit Polizeischutz. Ich flog dann nach Brasilia, um das Seminar zu beginnen.

Während meines Aufenthaltes in Brasilia war ich dieses Mal in der schön gelegenen Finca der brasilianischen Professorin untergebracht, die ich in Bangkok kennengelernt hatte. Sie wohnte auf der Finca zusammen mit ihren Eltern. Der Vater zeigte mir die vielen tropischen Pflanzen, die er in seinem Garten über ein selbst gebautes Bewässerungssystem mit Wasser versorgte. Es war viel angenehmer, als im Hotel zu sitzen.



**Blick vom Balkon**

Allerdings mussten wir immer nach Brasilia hineinfahren. Unsere Gespräche drehten sich um die Chancen und Voraussetzungen, eine brasilianische Fernuniversität zu errichten. Sie hatte viele politische Kontakte. Die Universidade Aberta wurde aber erst sehr viel später errichtet.

Auf einer internen Feier mit viel Samba Tänzen versuchte mich ein junger Mann von der Deutschen Botschaft über die politische Gesinnung der brasilianischen Professorin auszuhorchen. Ich war ziemlich schockiert.



An einem anderen Abend war ich bei einem ehemaligen Staatssekretär der Regierung Collor de Mello eingeladen, es war aber eine langweilige Konversation, nur der Rotwein war gut. Als der Empfang zu Ende war und ich das Treffen zusammen mit einigen Kolleginnen und Kollegen verließ, sahen wir im matten Laternenlicht eine größere Anzahl von riesigen Fröschen quakend herumhüpfen. Ich habe noch nie so große Frösche gesehen. Das ist wohl dadurch möglich, dass diese so nüchtern und leblos erscheinende Stadt mitten im Urwald gebaut wurde und daher wohl auch ab und zu ungewöhnliche Besucher hat. Wir waren an diesem Abend noch nicht müde und gingen zu einem Kiosk um Gitarre zu spielen und zahlreiche Biere zu trinken. Ich wechselte mich mit einem kleinen zart gewachsenen Professor mit dessen Gitarre ab. Eine Flasche zersplitterte, aber wir spielten weiter von einigen Glassplittern umgeben. Ich hatte nur Angst um die schöne Gitarre. Unsere Musik hatte einige „Nachtvögel“ angelockt, denen die Musik gut gefiel. Am frühen Morgen schlossen wir dann die Veranstaltung. Es war insgesamt ein Kontrapunkt zu dem vorangegangenen Empfang und wie mir eine Professorin Jahre später versicherte, ein unvergessliches Ereignis.

Zu einem anderen Besuch der Universität kam ich in den Ostertagen an und erfuhr, dass auch an der Universität einige Tage Ferien seien. Da ich schon immer den Wunsch gehabt hatte, das Naturschutzgebiet Pantanal kennenzulernen, nutzte ich kurzerhand die Zeit, um nach Cuiaba zu fliegen und von dort nach Pantanal zu kommen. Als ich Cuiaba landete, war nicht wie vorgesehen, jemand am Flughafen, um mich nach Pantanal zu bringen. Ich wartete einige Stunden lang und fragte überall herum, ob jemand gekommen sei für mich, aber ohne Erfolg. Stattdessen wurde ich von einer Hochzeitsgesellschaft zu einem Drink eingeladen und da eine Gitarre zur Hand war, hörte ich einige Lieder über das schwere Schicksal der Mineros, der Minenarbeiter. Dann wurde mir die Zeit zu knapp, da ich noch am gleichen Tag in das Naturschutzgebiet wollte. Ich nahm also für 150 \$ ein Taxi, das mich auf schmalen sandigen Pisten bis zu einem Ausflugsrestaurant mit Holzhütten zum Übernachten brachte, Beira do Rio. Ich war in Pantanal angekommen.

Ich war froh, es bis hierhin geschafft zu haben. Das Restaurant lag direkt an einem Fluss. Am Nachmittag ging ich zur Erfrischung im Fluss baden, musste aber am nächsten Morgen sehen, dass ich nicht der Einzige war, der dort badete, sondern dass auch einige Krokodile, Jacaras, den Fluss nutzten. Ich bekam nachträglich noch einen Schrecken, aber man sagte mir, dass die Krokodile in der Regenzeit nicht angriffslustig seien. Wahrscheinlich von den vielen Mückenstichen oder vom Essen wurde ich plötzlich krank, hatte hohes Fieber und Durchfall. Ich verbrachte zwei Tage in meiner kleinen Holzhütte und sah schon am Himmel die Raubvögel wie Aasgeier kreisen.



Gott sei Dank ging dann das Fieber wieder zurück und ich konnte zurück nach Brasilia fliegen und meine Lehrtätigkeit in Brasilia aufnehmen.

Durch einen Professor der FernUniversität in Hagen, der mehrere Jahre an einer Universität in Süd-Brasilien gelehrt hatte, bekam ich eine Einladung, im Rahmen einer Gastdozentur das Fach Multimedia an der Universität Florianopolis zu unterrichten. Es gab in dem Fachbereich „Produktion und Systementwicklung“ eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern, die an einem Videokonferenzsystem arbeiteten, um mit einem Netz von Studienzentren, verbreitet über ganz Brasilien, die Fernstudenten zu erreichen. Sie waren sehr an meinem Besuch interessiert und ich war an ihren technologischen Überlegungen ebenso interessiert. Die Arbeit mit den Studenten machte Spaß. Sie trugen jedes Mal den Overheadprojektor von einem anderen Hörsaal zu meinem Vorlesungssaal. Ein Aspekt war mir im Unterricht sehr wichtig; die Studenten sollen in der Lage sein, eine kritische Sicht gegenüber den vorwiegend amerikanischen Publikationen einzunehmen und versteckte ideologische Implikationen zu erkennen.

Die Arbeit an der Universität Florianopolis war verbunden mit einem Besuch der UniSul, einer ebenfalls in Florianopolis ansässigen privaten Universität, die in der Fernstudienentwicklung sehr viel weiter vorangeschritten war und später exzellente Handbücher zur Mediennutzung für Autoren entwickelte.

Da sich die Halbinsel Florianopolis im Süden befindet, war der deutsche Einwanderungsschwerpunkt mit dem Städtchen Blumenau nicht allzu weit entfernt. Ich mietete mir also ein Auto und fuhr über einige hohe Berge ins Landesinnere, um auch dort einen Vortrag zu halten. Der Besuch hatte später zu einem Gegenbesuch in Hagen geführt, bei dem die Multimediaproduktion „Intelligente Strategien in Theorie und Praxis“ von einem Dozenten aus Blumenau ins Portugiesische übersetzt wurde.

Der Aufenthalt in Florianopolis hatte den Vorteil, dass es überall schöne Strände gab, zu denen ich mit meinem gemieteten Auto fuhr und die hohen Wellen der Brandung genoss. Meine Vorlesungen fanden abends statt und so blieb oft Zeit zum Schwimmen. Einen

schönen Ausflug machte ich bei einem späteren Besuch mit einer früheren Seminarteilnehmerin und ihrem Mann nach Palmas. Wir fuhren mit dem Auto zum Haus einer befreundeten, sehr heiteren Frau an einem wunderschönen Strand und aßen nach dem Schwimmen ein herrliches, selbst zubereitetes Fischgericht. Neben den mehrfachen Besuchen in Florianopolis hatte ich Kontakt mit Brasilien über zwei Konferenzteilnahmen, eine in Rio de Janeiro und eine andere in Manaus.



Blick vom Hotel zur Copacabana in Rio



und vom Pao de Azucar

In Manaus sah ich mir das aus Werner Herzogs Film „Fitzcarraldo“ bekannte Opernhaus an. Auf der Konferenz hatte ich etwa 400 Zuhörer, was natürlich toll war.

In Brasilia gab es noch einige Treffen mit dem damaligen Staatssekretär mit Diskussionen über die Struktur der im Aufbau begriffenen nationalen Universidade Aberta. Im Zusammenhang mit meinen Aufenthalten folgte ich auch der Einladung einer Privaten Universität, die von Rotariern gegründet worden war. Die Universität machte allerdings auf mich einen religiösen, eher sektenhaften Eindruck.

## Episode 95 *Beratungstätigkeit*

In einem umfassenderen nationalen Zusammenhang stand meine Arbeit als Kommissionsmitglied einer Expertengruppe, die den derzeitigen Stand von online Kursen und Campus Management Systemen in Portugal untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung machen sollte. Auftraggeber war das portugiesische Ministerium für Wissenschaft, Technologie und höhere Bildung. Die Kommission bestand aus einem Projektleiter der OECD, einer britischen Professorin, einem spanischen Professor von einer privaten Fernuniversität, einem Staatssekretär aus Rio de Janeiro und mir. Die Tätigkeit war sehr interessant. Wir besuchten die wichtigsten staatlichen und privaten Bildungseinrichtungen in Lissabon, Porto und Aveiro. Inwieweit die Empfehlungen des Gutachtens umgesetzt wurden, ist mir nicht bekannt, da kurze Zeit nach der Präsentation des Gutachtens ein Wechsel der Regierung erfolgte.

Ich versuchte, darüber hinaus, zu analysieren, welche Hindernisse einer Umgestaltung der jeweiligen Universität im Weg standen. Es war ja wünschenswert, dass die Entwicklungs- und Schwellenländer die einzelnen Entwicklungsphasen zumindest verkürzen könnten ohne einen unreflektierten Transfer fremder Modelle zu propagieren. Ich hatte mich in diesem Zusammen auf einigen ICDE- Konferenzen sehr für die Bildung einer eigenständigen regionalen Organisation für Südamerika eingesetzt, da ich meinte, dass eine Gruppe „Fernstudienetz Lateinamerika“ im ICDE und insbesondere gegenüber potentiellen Geldgebern größeren Einfluss auf Fördermaßnahmen, Besetzung von Posten innerhalb der Organisation sowie über die behandelten Konferenzschwerpunkte ausüben könnte. Ich durfte an den Diskussionen unter den lateinamerikanischen Konferenzteilnehmern als „co-optiertes“ Mitglied aufgrund meiner nun bereits umfangreichen Lehrtätigkeiten teilnehmen. Es zeigte sich jedoch, dass keine gemeinsame Interessenvertretung in Sachen Fernstudium zustande kam, was daran lag, dass sich die Länder lieber direkt an die für sie interessanten Geber, Spanien, Portugal oder die USA wandten.

## Episode 96 *Bangkok und der Ausflug nach Pattaya*

Eine der Weltkonferenzen des ICDE fand 1992 in Bangkok statt. Ich hielt diesmal keinen Vortrag über Video, sondern über „Design, Production and Evaluation of PC-Based Courseware in Distance Education“. Zu dieser Zeit war ja bereits meine interaktive Software auf dem PC zur Simulation makroökonomischer Modelle in einer Diskettenversion verfügbar.

Ich traf an einem der letzten Konferenztage einen Freund und Kollegen aus Venezuela, der mir von meinen dortigen Aufenthalten bekannt war. Er erzählte mir, dass er in Venezuela einen thailändischen Studenten unterrichtet hätte, der ihm erzählt hatte, dass er in Bangkok ein Taxi Unternehmen hätte. Wir sprachen darüber, dass es schön wäre, wenn uns jemand in der Stadt herumfahren könnte. Nach einem Telefonanruf bot der ehemalige Student an, uns für einen Tag ein Taxi mit Fahrer kostenlos zur Verfügung zu stellen. Das war natürlich sehr nobel und wir beschlossen noch eine brasilianische Kollegin mitzunehmen und an das Meer nach Pattaya zu fahren, eine etwa 150 km lange Strecke. Pattaya ist ein bekannter Ferienort, der aber auch durch Sex-Tourismus bekannt geworden ist. In Pattaya sah ich auch ein „auf bayrisch“ getrimmtes Restaurant, vor dem zwei kleine angestellte Thais in Lederhosen posieren mussten, um Besucher anzulocken.



*Zwei kleine Bayern*

Für mich sah das ziemlich pervers aus. Um dem Touristenrummel zu entgehen, fuhren wir vom Strand aus mit einem Ausflugsboot zu einer nahegelegenen Insel, um zu schwimmen und zu relaxen.

An der Konferenz hatte auch eine größere chinesische Delegation teilgenommen. Ich versuchte, mit ihnen in Kontakt zu treten, aber das Merkwürdige war, dass keiner von ihnen Englisch sprach, sie hatten für die ganze Gruppe nur einen Dolmetscher, waren sehr freundlich und ich durfte sie auf ihrem Hotelzimmer besuchen, in dem sie zu mehreren Personen untergebracht waren. Ich nahm daher an, dass die Konferenzteilnahme für sie eine besondere Vergünstigung war, die aber nichts mit den hier behandelten Themen zu tun hatte.

## Episode 97 *Von Bangkok nach Beijing*

Ich hatte von Beginn an geplant, von Bangkok aus weiter nach Peking zu fliegen und hatte mir dazu eine Einladung von der RenMin Universität besorgt. In Peking angekommen wollte ich im Flughafen gleich 100 DM in chinesisches Geld, Yuan, umtauschen bei einem Schalter der Nationalbank. Der Beamte oder Inhaber der Wechselstube sah kurz meinen 100 DM Schein an und sagte, das sei Falschgeld und er sei verpflichtet, das Geld einzubehalten. Meine Proteste und die Bitte um Rückgabe des Scheins waren zwecklos. Im Flughafen wuselte eine riesige Menge von Menschen. Die Menschenmassen wirkten zuerst wie ein Schock auf mich, aber das war eigentlich klar im Falle Chinas.



Ich erhielt in der Universität mit relativ alten Gebäuden ein Zimmer und bekam Tee. Auch nach zwei Tagen erhielt ich noch keine Aufforderung zu einem Vortrag, was ich ja angeboten hatte. Als man nach mehreren Anläufen doch einen Termin ansetzte, stellte sich heraus, dass keiner der Professoren brauchbares Englisch sprach. Ich erklärte dann mit Tafelzeichnungen, Händen und Füßen, was ich darstellen wollte. Ich hielt dann noch einen Vortrag an der Normal Beijing Universität, wo bei den Dozenten sehr viel bessere Englischkenntnisse vorhanden waren. Ich spürte aber auch die große Rivalität der Universitäten unter einander. In China basierte das Fernstudium damals noch auf der „Radio and TV University“ (RTV), deren Sendungen sehr stark zur Lehrerfortbildung eingesetzt worden sind und durch Studienzentren unterstützt wurden.

Mein Aufenthalt war im Oktober und es war recht kalt. Die Kohleöfen belasteten die Luftqualität enorm, so dass ich anfangs in meinem Zimmer kaum Luft bekam. Im Studentenwohnheim auf dem Campus war vor jedem Zimmer ein Kohleofen an. Eigentlich eine unverzeihliche Belastungen für die Studierenden.



Sehr „chinesisch“ unternahm ich mit einem geborgten Fahrrad eine Tour zum „Großen Platz“. Es waren hunderte mit Fahrrädern unterwegs.

Ein schönes Erlebnis war der Besuch der Chinesischen Mauer und der Gräber aus der Ming Dynastie mit einem Chauffeur und einem Übersetzer der Universität.

Ich hatte einen guten Kontakt zu einem chinesischen Spitzenökonom, der mein makroökonomisches Modell übersetzen wollte, aber der Kontakt wurde später leider nicht fortgesetzt.

Ich habe danach zwei Angehörige der RenMin Universität nach Hagen einladen. Sie waren jedoch mehr an Einkäufen als an der Wissenschaft orientiert.



*Die Grosse Mauer*

## Episode 98 *Eine Konferenz in Shanghai*



Meine nächste Begegnung mit dem „Land der Mitte“ war 1998. Ich war zu einer Konferenz in Shanghai eingeladen von der Shanghai TV University. Ich hielt mehrere Vorträge über die Evaluation von elektronischen Medien, über das in Argentinien entwickelte Seminarkonzept und über den Einsatz audiovisueller Medien. Zwei Vorträge wurden ins Chinesische übersetzt, und in zwei verschiedenen Zeitschriften entweder nur in Chinesisch oder mit zusätzlichem englischen Text publiziert, worüber ich mich sehr gefreut habe.

An der Konferenz in Shanghai nahmen die bekanntesten Wissenschaftler aus der internationalen Fernstudien Community teil und ich war stolz, dazu zu gehören.

Nach der Konferenz besuchte ich noch die historische kleine alte Stadt Suzhou. Die Stadt ist auch berühmt für ihre Gärten und zeigt, wie man wohl früher in China gelebt hat, noch ohne den Dschungel der Hochhäuser und Autobahnen.

Ein junger chinesischer Assistenzprofessor begleitete mich auch auf einer Zugfahrt nach Hangzhou. Leider sprach er, wie viele Chinesen, English ohne „th“ und redete ständig auf mich ein, was extrem anstrengend war. Ich bin dann abends noch etwas alleine um den großen Mondsee spaziert und sah zahlreiche Fledermäuse durch die Luft schwirren.

Ich verbrachte anschließend noch einige Tage in Beijing, das mir im Vergleich zum vorherigen Besuch sehr viel moderner vorkam mit Wolkenkratzern, ähnlich wie in Shanghai. Denkwürdig war ein Essen, bei dem eine Schlange serviert wurde. Der Kellner



kam vor der Zubereitung an den Tisch, um sie begutachten zu lassen. Als ich fragte, ob sie giftig sei, antwortete man mir, sie heiße auch vier Schritte Schlange, da man nach einem Biss von ihr nicht mehr als vier Schritte gehen könne. Die Schlange schmeckte hervorragend, obwohl ich mich von dem vielen Essen mit leichtem Unwohlsein im Magen herum schleppte.

## Episode 99 *Shanghai, alt und neu*

Vier Jahre später erhielt ich unerwartet eine Einladung von der Shanghai TV University mit der Bitte, einen Workshop zu halten.

In Shanghai wartete Jessica am Flughafen, eine schmale, blasse Person mit Brille. Sie erinnert mich ein wenig an meine Projektleiterin in Argentinien. Sie ist für internationale Kontakte zuständig. Wir fahren zum Hotel „Magnolia“, das Ich noch von meinem letzten Besuch her kannte, ein schönes Hotel der Mittelklasse.

Im Zimmer versuchte ich, mein Notebook aufzuladen, um meine vier CD's zu hören, aber der Strom war so schwach, dass ich das Gerät höchstens 15 Minuten laufen lassen konnte. Aber immerhin, es erklang mein vertrauter Jazz und auch etwas Eric Clapton.

Um 17.30 Uhr wurde ich von einem großen, schwarzen Audi mit verdunkelten Scheiben zum Dinner abgeholt. Zu meiner großen Überraschung fahren wir zu einem Restaurant mit dem Namen „Memory Jazz Club“. Das Essen fand im Séparée mit Rektor und vier Mitarbeitern statt. Wir unterhielten uns gut. Ich probierte Garnelen, Reis, Tofu und vieles andere. Dazu gab es dunkles, chinesisches Bier. Es schmeckte sehr gut. Auch mit den Stäbchen kam ich überraschend gut zurecht. Der Sohn des Rektors studierte Wirtschaftswissenschaften an der Fachhochschule Gelsenkirchen. Ich fragte den Rektor ausführlich danach. Dann ging es zurück ins Hotel.

Ich schlief ein, war aber um ein Uhr schon wieder hell wach. Erst morgens konnte ich noch eine Stunde schlafen. Ich frühstückte zwei Eier, die extra in der Pfanne zubereitet wurden, dazu zwei Toasts und etwas Nudelsuppe. Außer mir waren fast nur Chinesen im Frühstückssaal. Es war Self-Service.

Dann ging es mit Audi und Fahrerin zur Uni. Vorne im Auto lag eine große, gelbe Blinkleuchte, wie bei einem Polizeiwagen. Ich fragte und man erklärte mir, bei dem Wagen handele es sich um einen des staatlichen Fernsehens, der daher mit besonderen Rechten für den Notfall ausgestattet sei.

Das Institut befand sich in einem hochmodernen Glasbau mit riesiger Eingangshalle und glänzendem Marmorfußboden. Im 11. Stock war der Workshop angesetzt. Ich kam in ein Computerlabor mit knapp 40 PC-Plätzen. Ich hörte, dass ebenso viele Personen auch an dem Workshop teilnehmen sollten. Ein Beamer war auch da. Was fehlte, waren allerdings Mikrofone. Wie sollten die Gruppen Tonaufnahmen machen, wenn nur ein Mikrofon da ist? Ich nannte das Problem, aber die Reaktion schien nicht allzu verständig. Auch das

geplante Programm musste ich umstellen, da erst der Workshop gehalten werden sollte, danach die Vorträge, nicht, wie ich geplant hatte, im Wechsel.

Ich versuchte einen Flash-file in Chinesisch zu produzieren. Zuerst einen kleinen Cartoon mit einem Dialog, den ich in der Nacht im Hotel aufgeschrieben hatte. Ich nahm zuerst meinen Dialog mit Jessica auf. Für die anderen Files mussten die Texte durch chinesische Texte ausgetauscht werden. Gott sei Dank fand sich eine junge Webdesignerin, die schon mit Flash gearbeitet hatte. Wir kamen gut voran. Nach zwei Stunden hatten wir zwei schöne Demo-files zusammen. Wir aßen in einem kleinen Restaurant Mittag: Aal, dazu Reis, in einem Bambusrohr serviert.

Am Nachmittag kam die Dame vom Reisebüro mit dem Vertrag für die Yangtse-Tour, mit Flug insgesamt etwa 400 \$. Danach ging ich mit der Designerin Li durch ein neues Künstlerviertel im Zentrum von Shanghai. Es erinnerte ein wenig an ein ähnliches Viertel in Hamburg (Speicherviertel) oder London. Hier wurden alte Fabriken umgebaut zu kleinen Ateliers, alles war noch im Aufbau. In einem kleinen Laden bot die Inhaberin Töpferkurse zu horrenden Preisen an. Nur ein Atelier hatte einigermaßen ansprechende moderne, expressionistische Bilder, allerdings nicht sozialkritisch.

Danach gingen wir am Bund, der berühmten Promenade von Shanghai am Ufer des Huang-Pu River entlang, die von Wolkenkratzern und einigen englischen Kolonialbauten geprägt ist. Am anderen Ufer des Flusses: der Blick auf den hohen Fernsehturm mit dem neuen Stadtteil Pudong, der fast nur aus glitzernden Wolkenkratzern besteht.

Li kam nicht aus Shanghai, arbeitete als Webdesignerin, war 28 Jahre alt, hatte eine gute College-Ausbildung, eine eigene Wohnung und verdiente etwa 800\$ im Monat. Ihr Freund war Programmierer. Sie wünschte sich mehr Freiheit in ihrer Arbeit, um ihre Kreativität zu entfalten. Abends sah sie meist fern, da sie für anderes zu müde war. Sie war sehr nett und half mir auch am nächsten Tag sehr gut, da sie zwar nicht besonders gut Englisch sprach, jedoch besser verstand und gute Computerkenntnisse hatte.

Am Mittwoch hatte ich frei. Das Wetter war schon am ersten Tag feucht-heiß, mit stellenweisem Regen. Am Mittwoch war es wenigstens trocken, aber ich schwitzte trotzdem ununterbrochen. Diesmal schlief ich bis zwei Uhr. Jessica sagte, Mittwoch sei ein guter Tag zum Shoppen. Ich fragte unten im Hotel nach einem Stadtplan, aber es gab nur einen in Japanisch. Ich lies mich mit dem Taxi zur Einkaufsstraße Nanjing-Road fahren. Erstaunlicherweise klappte es, denn im Hotel hatte ich verstanden, das Einkaufszentrum, sei in einer „Nineteen Road“, was ich dem Taxifahrer auch zu sagen versuchte. Aber er brachte mich Gott sei Dank dann doch in die Fußgängerzone. Meine Hotelkarte hatte ich immer mit, sonst wäre ich nicht wieder zurück gekommen.

Die Taxifahrer trugen alle weiße Handschuhe. Nach Fahrtbeginn gab es eine Tonansage: „Sie fahren mit einem Taxi der Gesellschaft...“, fast wie bei der Lufthansa: „I wish you a very good flight.“.

Ich wurde am Peace-Hotel abgesetzt. In der Fußgängerzone wimmelte es nur so von Menschen. Es gab riesige Kaufhäuser, hier ist Shanghai wie Tokyo oder New York. Aber es ist auch anders. In den Querstraßen außerhalb der Fußgängerzone quirlte sofort der Verkehr. Neben vielen Autos gab es Unmengen von Fahrrädern. Die Autofahrer nahmen allerdings keine große Rücksicht auf Fußgänger und Radfahrer. Verkehrsregeln wurden nur rudimentär beachtet, ausgewichen wurde erst kurz vor dem Crash.

Ich brauchte dringend einen Stadtplan. Dazu suchte ich mir ein großes Hotel und ging in die Rezeption im ersten Stock. Ich bekam einen schönen großen Plan mit englischer Übersetzung. Endlich konnte ich mich orientieren. Die Straßennamen waren, wenn es sie gibt, zweisprachig. Ich ging lange bis ich zum „Platz des Volkes (Peoples Square)“ kam. Hier entdeckte ich auch das Nationalmuseum, einen modernen Rundbau. Ich ging bis in den 5. Stock, dort waren regionale Trachten der verschiedenen ethnischen Minderheiten Chinas ausgestellt, die Frauenkleider zum Teil mit schönen Silberpailletten geschmückt. Ich schlug zu, eine Kette, eine Puppe und eine Reihe von Postkarten. Neben mir machte eine Amerikanerin afrikanischer Abstammung einen Großeinkauf. Sie hatte schon drei große Pakete. Aber die Sachen waren auch sehr schön und verführten zum Kaufen.

Ich wanderte weiter durch die endlosen Straßen und Menschenmengen und kam in das dem Alten Shanghai nachgebaute Yu Yuan-Viertel mit seinen vielen kleinen, basarähnlichen Geschäften und Ständen. Hier wimmelte es auch vor Touristen in Gruppen, mit chinesischem Reiseleiter vorne weg, eine blaue Fahne oder eine Sonnenblume als Erkennungszeichen.

Manche Gruppen von Touristen liefen auch mit Namensschildern durch die Gegend, wahrscheinlich, damit sie bei Verlust im richtigen Fundbüro wieder abgeholt werden können.

Ich ging in den schönen Yu Yuan Garten. Hier war es etwas ruhiger, nur eine Gruppe von Franzosen störte durch ihr lautes Wesen die beschauliche Ruhe der künstlichen Teiche und Holzveranden. Ich blickte auf die Teiche, Brücken, Bambus, steinerne Drachen und Felsengebilde. Alles war genau durchdacht.



*Teehaus*

Inmitten des Einkaufsgebietes liegt das Teehaus, von Wasser umgeben, zweistöckig. Ich bestellte einen Jasmin Tee mit großer Blüte im Teeglas. Dazu gab es zwei gekochte Wachteleier (ich nehme an, dass es Wachteleier waren), Tofu und im Blatt eingewickelten Reis. Als Geschenk dazu einen schönen Fächer. Langsam bekam ich richtig Hunger. In dieser Ecke gab es viele kleine Yautse-Küchen. Der Teig wird wie bei Pizza in kleine Stücke gerissen und mit Schweine- oder Krabbenfleisch gefüllt und in siedendem Wasser gekocht. Vor der Küche wartete eine lange Schlange von Chinesen. Ich stellte mich hier an. Es dauert fast 20 Minuten, bis auch ich an der Reihe war. Ich machte es wie meine Vorgängerin, hielt einen 10 Yuan-Schein hin und bekam etwa 10 Yautse-Bällchen aus einer runden Bambusschale in eine kleine Pappschale gefüllt. Dazu gab es ein Set Holzstäbchen. Die Yautse-Bällchen waren sehr heiß, schmeckten aber herrlich. Sie zerplatzen im Mund beim Reinbeißen, so dass mir die Flüssigkeit fast aus dem Mund lief. Leider stellte ich fest, dass auf die Mauer, an die ich mich zum Essen anlehnte, schon etliche Leute gespuckt haben. Sie tun das hier mit Vorliebe, Männer wie Frauen.

Im Yu Yuan Garden kaufte ich von einem freundlichen Verkäufer ein kleines, etwas modernes Aquarell für 10\$. Nachdem das erledigt war, nahm ich bei strömendem Regen ein Taxi und fuhr zum Jazzclub. Statt Jazz gab es hier aber nur eine Band, die eher Tanzmusik spielte, zu der die jungen Chinesen mit eingeübten Schritten tanzten.

## Episode 100 *Ein Workshop mit Studenten*

Ich wurde pünktlich abgeholt und konnte so noch einige Tests machen. Das Netz für das Computerlab war nicht aktiviert, und so mußte ich ständig zwischen meinem Notebook und einem Lehrer-PC umstecken lassen. Ich war froh, meinen PC mitgenommen zu haben, obwohl er viel wiegt.

Um 9.00 Uhr waren fast alle Studenten da; wie ich hörte, waren es Informatiker. Sie schauten mich sehr ernst an. Als erstes zeigte ich einen kurzen Demo-Film über die Fernuni, dann die erste Demo in chinesischer Sprache „Hallo, Jessica“, die wir am Dienstag gemacht haben. Den Text hatte ich in der Nacht davor im Hotel aufgeschrieben, als ich nicht schlafen konnte. Die Studenten waren ernst und wachsam, ich weiß nicht, ob ich sie erreichte. Deshalb zeigte ich einen lustigen Spot „Bad Day“, wo jemand seinen PC zerschlägt, aus Wut darüber, dass er nicht so funktioniert. Die Studenten lachten, das Eis war gebrochen.



Ich erklärte ihnen die Aufgabe, zeigte noch einmal eine Demo in Chinesisch, und dann mussten sie selbst produzieren. Sie hielten sich allerdings, wie in Südamerika, nicht sehr an meine Instruktionen. Sie spielten eher mit dem Flash-Programm. Immer wieder ging ich durch die Reihen, ermahnte und half. Eigentlich sollten sie eine kleine Lehrsequenz erstellen, aber angeregt durch die Cartoons, die ich gezeigt hatte, produzierten sie eher kleine, lustige Animationen.

Bei der Abschlusspräsentation am Nachmittag bat ich von jeder Gruppe einen zur Präsentation nach vorne. Das war für sie ungewohnt, und einer will sich auf keinen Fall dazu überreden lassen. Hier waren noch die alten Lehrer/Schüler – Muster dominant, aber mein Stil schien ihnen zu gefallen.

Der Tag endete, denke ich, sehr erfolgreich. Aufgrund der guten Vorkenntnisse in Programmierung konnten sich die Studenten sehr schnell in die Software hineindenken. Es war ja auch für mich ein Experiment mit ungewissem Ausgang.

Ich habe verstanden, dass Morgen die Vorträge dran sind und machte mir im Hotel schnell ein Konzept. Stattdessen sollte dann aber am nächsten Morgen doch erst der Workshop weitergehen. Das traf mich vor versammelten Studenten überraschend, aber ich schaltete

schnell um, lies sie eine Multiple-Choice-Aufgabe nachprogrammieren. Das war etwas, was an ihre Programmierfähigkeiten appellierte. Es dauerte den ganzen Vormittag, bis sie es überwiegend verstanden hatten und ihr Beispiel lauffähig bekamen. Anschließend zeigte ich ihnen meine Sendung über Virtual Reality und unterschrieb rosafarbene Teilnahmebescheinigungen. Vor dem Hauptgebäude gab es ein Abschlussfoto mit allen Studenten und dem Vizepräsidenten.



Am Nachmittag hielt ich dann den erwarteten PowerPoint-Vortrag über die virtuelle Universität. Es folgte eine halbe Stunde Diskussion. Die Fragen blieben relativ allgemein. Noch war der Kenntnisstand nicht erreicht. Die Shanghai TV University hatte nur schriftliches Material und Video Vorlesungen mit MPEG4 über ein Netzwerk zu den Studienzentren. Die „Shanghai Distance Education Group“ bestand aus der Universität, einem Programm für Schulen und einer Web-Firma; eine interessante Kombination.

Man zeigte mir einen riesigen Aufnahmesaal für Massenvorlesungen und ein kleineres Studio mit verschiedenen Gesprächsecken. Educational TV war also noch nicht sehr differenziert. Die allgemeinen Fernsehprogramme, die ich im Hotel sehen konnte, boten allerdings wesentlich mehr als früher und waren nahezu auf westlichem Standard. An ausländischen Sendern gab es außer der Deutschen Welle nur noch einen amerikanischen Sportkanal. Deutschland war in Shanghai gut im Geschäft, das war auch auf den Straßen deutlich sichtbar. Alle Taxis waren vom Typ VW-Santana, eine Co-Produktion.

Abends setzte ich mich in ein kleines Restaurant, aber es gab weder eine Speisekarte in Englisch, noch sprach jemand Englisch. Also wie essen? Die Kellnerin fragte hilfessuchend herum. Zwei chinesische Studenten winkten mich an ihren Tisch. Ich setzte mich zu ihnen. Sie hatten zwar bis zu zehn Jahren lang Englisch in der Schule gelernt und konnten es angeblich lesen, aber zum Sprechen reichte es kaum. Ich aß, was sie aßen, wie üblich

zusammen von den gemeinsamen Tellern. Im Hintergrund lief ein großer Fernseher mit der Eröffnungsfeier der Fußball WM. Das passte mir gut. Wir sahen das tolle Eröffnungsmatch, in dem Frankreich gegen Senegal verlor. Bei dem Tor gab es große Begeisterung, also die Chinesen zeigten durchaus Emotionen. Die Studenten wollten die Rechnung mit mir teilen, aber ich bezahlte den größten Teil und verabschiedete mich schnell. Später überholten sie mich mit ihren Fahrrädern und winkten mir zu.



## Episode 101 *Mit dem Bus nach Lu Dzi*

Am Sonnabend hatte ich eine Bustour nach Lu Dzi gebucht, Abfahrt am Fußballstadion. Es war Kindertag. Viele chinesische Familien machten Ausflüge mit ihren herausgeputzten Lieblingen. Ich saß im Bus vorne neben einem chinesischen Bankangestellten, der vor zehn Jahren mit Arbeitskollegen auf einer Geschäftsreise in Solingen war. Er sprach wenigstens ein paar Brocken Englisch. Wir fuhren durch Shanghais endlose kilometerlange Hochhaus Landschaften, vorbei an nicht enden wollenden Industrieparks. Das Land ist flach.

Endlich kamen wir in die alte, kleine Stadt Lu Dzi, eine Art Museumsdorf. Sie ist von



Kanälen durchzogen, auf denen hölzerne Ruderboote dümpeln. Kleine, steinerne Brücken kreuzen die Kanäle, überall kleine Geschäfte mit Andenken, Ketten, Esswaren. Es gab auch viele Riksha. Das Wetter war schwül und heiß. Ich lief durch die kleinen Gassen und sah einige Folklore-Darbietungen älterer Frauen in blauen Trachten. Sie sangen Kinderlieder und schwenken dazu Blumenkörbe. Es hörte sich nett an.

Die Zeit, wann ich wieder am Bus sein musste, hatte man mir falsch aufgeschrieben. Ich hatte schon Sorge, dass der Bus möglicherweise doch woanders wieder abfährt und lungerte am Eingang der Altstadt herum. Immer wieder ging ich zwischendurch zurück, um vielleicht einen von der Reisegruppe zu entdecken. In einem Perlenladen traf ich die Reisebegleiterin. Ich nutzte die Gelegenheit und kaufte eine schöne Kette aus Süßwasserperlen für 20 Dollar. Der Geschäftsinhaber musste sie aber noch verlängern.

Das zweite Ausflugsziel war eine etwas nachgebaute große Anlage mit einer alten hohen Pagode (Pemen). Ich war wieder der einzige Tourist hier. Ich übte Bogenschießen mit ziemlich verbotenen Pfeilen auf eine Zielscheibe.

Ein Chinese wollte sich unbedingt mit mir fotografieren lassen. Man ist immer noch eine kleine Sensation. Ich kaufte einige orangefarbige Tropenfrüchte, deren Schale man pellen musste. Sie hatten einen süß- säuerlichen Geschmack, abends um 18.00 Uhr war ich wieder zurück. Ich wollte noch in der Nähe des Hotels essen gehen, aber alle Restaurants waren überfüllt.

Sonnabend fuhr ich zum Bund, der Prachtstraße von Shanghai. Zuerst ging ich in den sechsstöckigen „Friendship Store“ in der Beijing Road. Noch war es leer. Später sammelten sich die Touristenbusse im Hof. Hier könnte man wirklich endlos shoppen, aber ich beließ es bei einigen schönen Sets und einem Taschentuch. Ein netter Verkäufer wünschte mir, dass Deutschland im Fußball gewinnt.

In den Nebenstraßen haben sich, umgeben von Schrauben, Muttern und Schläuchen, Fahrradhändler niedergelassen. Auf den Bürgersteigen wurden im Angesicht der Wolkenkratzer auch immer noch Wäscheleinen gespannt und mit sehr einfachen, billigen Kleidern behangen. Die Hauseingänge der älteren Wohnhäuser waren, wie überall im Sozialismus, schmutzig und heruntergekommen, aber ich hatte den Eindruck, dass es insgesamt weniger geworden ist im Vergleich zu meinem letzten Besuch vor vier Jahren. Durch einen Tunnel unter dem Fluss Huang Pu fuhr ich mit einer kleinen Kabinenbahn zum gegenüberliegenden Ufer. Im Tunnel gab es wechselnde Lichtspiele, Lava, Wellen, Himmel und Hölle symbolisierend, bis zum anderen Ufer. Dann tauchten der hohe Fernsehturm und die glitzernden Bürohäuser von Pudong mit bis zu 30 Stockwerken auf. Es war wieder drückend schwül und heiß. Ich trank ein Bier unter einem Sonnenschirm, sah die Silhouette vom Bund, vor der alte verrostete Lastkähne vorbeizogen.

Nachmittags im Hotel war Fußball angesagt. Ich sah den ganzen Nachmittag lang sehr gute Spiele von Argentinien, England und Spanien. Abends im Hotelrestaurant aß ich eine recht knochige gewürzte Schildkröte.

## Episode 102 *Die drei Schluchten mit einem chinesischen Reisebüro*

Am Sonntag bereitete ich mich auf den Yangtse vor. Ich hatte, mit Beratung durch einige Mitarbeitern der Universität, einen Trip zum Yangtse mit einem chinesischen Reisebüro vereinbart. Ich saß im Flughafen und wartete auf den Flug nach Wuhan. Bei der Radarkontrolle wurde mir der Korkenzieher abgenommen, weil auch ein stumpfes Minimesser mir drei cm langer Klinge dazugehört. Ich könnte es gegen Beleg nach vorherigem Anruf später zu bestimmten Öffnungszeiten wieder abholen.

Der Flug war OK. Vor dem Abflug bekam ein junger Amerikaner Platzangst und wollte aussteigen. Ich beruhigte ihn etwas. Die Reisfelder sahen von oben wie Patchwork aus. Wir kreisten lange über Wuhan. Jetzt waren überall grüne Hügel und Berge zu sehen. Auf dem Flugplatz erwartete mich jemand mit einem Pappschild und meinem Namen. Er sprach allerdings kein Wort Englisch. Wir fuhren mit dem Taxi in die Stadt. Zwar gab es hier auch Hochhäuser, aber der glitzernde Touch von Shanghai fehlte doch, man ist eben in der Provinz.

Wir hielten an einer Tempelanlage mit fünfstöckiger Pagode „Yellow Crane Tower“. Der Reisebegleiter kaufte mir ein Ticket und deutete auf den Eingang. Wieviel Zeit ich zum Besichtigen hatte, wusste ich nicht. Ich ließ ihm meine Habseligkeiten da, Aktenkoffer und Plastiktüte, und ging los, vorbei an einem schönen Teich und nach einiger Suche gelangte ich zum Kranichturm. Auf jedem Stockwerk des hohen fünf – oder sechseckigen Holzbaus hatte ich eine tolle Sicht auf Wuhan und den riesigen Yangtse. Auf einer Etage befand sich ein großes Wandbild, das in grünlichen Kreisen und Wellenlinien den Yangtse darstellen soll. Ich werde es genauso am nächsten Tag auf der Wasseroberfläche sehen, aber das wusste ich da noch nicht.

Auf einem anderen Stockwerk waren alte Blumenbilder in klassischer Malweise ausgestellt, wunderschön. Auf der obersten Turmetage war ich allein, es war ein extrem gutes Gefühl, die tolle Aussicht in mich aufzusaugen.

Bei meiner Rückkehr war der Führer mit meinem Gepäck Gott sei Dank immer noch da. Ich telefonierte über sein Handy mit dem Reisebüro in Shanghai. Man erklärte mir, dass ich erst etwas essen könne, dann würde ich in den Express Bus nach Yichang gesetzt werden. Nach 4-5 Stunden Fahrt würde mich dort wieder jemand abholen und dann zum Schiff bringen.

## *Blumenbilder*



Am Busbahnhof aß ich Fleisch und Reis und sah einen Teil des Spiels Brasilien gegen Türkei. Brasilien gewann, wie ich später erfuhr, mit 2 zu 1. Im Bus saß ich neben einer Studentin, die eine sehr gute englische Intonation hat, aber trotzdem schwer zu verstehen war. Ihr Vater arbeitete am Staudamm, sie studierte Englisch in Wuhan und fuhr jetzt nach Hause. Sie machte einen etwas altklugen Eindruck. Wie viele andere wollte sie im Ausland studieren. Wir unterhielten uns dann doch ganz gut, schlafen konnte ich ohnehin nicht. Sie sagte, dass viele Studenten mit Freundin oder Freund zusammenwohnen, allerdings wüssten die Eltern oft nichts davon. Im Studentenheim wohnen sie zu viert in einem Zimmer.

Um Mitternacht waren wir in Yichang, einer relativ kleinen Stadt mit 400.000 Einwohnern. Mit der Abholung klappte es. Über eine steile Böschung ging es runter zu den mit Lampen erleuchteten Schiffen. Ich dachte an MS Watutin (Schiff auf unserer Dnjeper Reise in der Ukraine). Die Kabine war geräumig mit Dusche, zwei Betten und WC. Ich konnte sie alleine nutzen. Das Schiff war allerdings kein Luxusdampfer, die Wasserhähne hatte man beim Aufdrehen fast in der Hand.

Ich schlief einige Stunden. Um 6.00 Uhr war Wecken. Um 6.30 Uhr ging es durch eine Schleuse. Noch war es neblig auf dem Fluss, eine schöne Abfahrt von Yichang. Ich war zufrieden, hatte wohl alles richtig gemacht mit der Reise.

## *Schleuse*



Beim Frühstück saß ich am Tisch mit einer Gruppe amerikanischer Touristen: „Wolfram“ ist ihnen zu schwer auszusprechen, sie wollen mich „John“ nennen. Ich lehnte die Namensänderung ab. Der Reisegruppe war ein besserer Dampfer versprochen worden, sie nörgelten also an allem herum, „everything here is horrible“. Auch dass ich plötzlich an ihrem Tisch saß, schien ihre gewohnte Ordnung zu stören. Einige waren auch sehr nett und fragten immer wieder, ob ich alleine reise. Vormittags ging es noch zum nicht ganz fertigen Staudamm. 1,2 Millionen Menschen wurden umgesiedelt, ein gigantisches Projekt, das aber so beeindruckend auch nicht aussah.

Man erklärte uns ausführlich, wie der Staudamm funktioniert. Der Höhenunterschied kann über sechs hintereinander geschaltete Schleusen von den Booten überwunden werden. Die Menschen sollten entweder zu Freunden oder Verwandten gehen, höher auf die Berge ziehen oder nach Südchina umziehen; schwer vorstellbar, zumal die Sprache in Guangdong für die Leute hier unverständlich ist.

Es war feucht heiß und die Sonne knallte. Ich war froh, wenn es abends etwas Schatten und kühleren Fahrtwind gab. Die Klimaanlage funktionierte nur schwach, manchmal war sie auch ganz abgestellt. Fußball kann ich streichen. Es gab zwar einen Fernseher in der Kabine, aber der hatte nur ein Programm und selbst das konnte man kaum verstehen, da der Ton gestört war. Vielleicht war das auch ganz heilsam, da ich sonst statt des Yangtse möglicherweise nur die Spiele angeguckt hätte.



*Stausee*

Am Nachmittag kamen wir schon durch die drei Schluchten. Mal ragten die Felsen steil aus dem Wasser, mal sah ich sanfte grüne Hügel, mal kleine Fischerboote mit den runden Überdachungen, von denen aus die Fischer in den gelben dahinströmenden Fluten angelten oder in Richtung der Strömung mit Handnetzen Krebse fingen. Abends war es angenehmer. Man sitzt an Deck, die Beine gegen die Reihing gestemmt. Eine Reisegruppe aus Taiwan spielte Mahjong, die Amerikaner spielten Bridge. Andere schauten nur so auf die ruhig vorbeiziehende Landschaft. Überall erkannte man Motive aus der chinesischen Malerei wieder, feine geschwungene Wellenlinien in Felsen eingegraben, Bambus, zarte Gräser.

Am zweiten Tag fuhren wir mit kleineren Booten zu den „Lesser Three Gorges“ in einen Seitenarm des Yangtzes. Es war noch früh am Morgen. Die Sonne drängte nur langsam den Dunst zurück. Wir fuhren unter der Drachenbrücke hindurch stromaufwärts, das Wasser war stellenweise reißend, grünlich und klar im Gegensatz zum oft verschmutzten Yangtse. Die Bootsleute hatten lange Bambusstangen mit einer Eisenspitze, um sich vom Rand oder vom flachen Flussbett abzustößen. Die Fahrt machte Spaß. Ständig kamen Boote entgegen oder wurden überholt. Bei der Strömung erforderte das viel Geschick. Man musste die Strömung nutzen und die tieferen Bereiche suchen. Ein paarmal liefen wir leicht auf Grund.

Am dritten Tag war der eigentliche berühmte Teil schon fast vorbei. Der Yangtse wurde breiter. Ich saß an Deck und las ein amerikanisches Buch über das New Shanghai. Abends ging ich mit einigen anderen in einen Karaoke Raum an Bord. Abwechselnd sangen die Amerikaner und ein korpulenter Taiwanese. Ich sang das Lied „Alraune“, das natürlich nicht im Play Back Katalog enthalten war. Anschließend luden mich einige Taiwanesen zum Sake trinken ein. Am nächsten Morgen ging es mir nicht besonders gut. Ich glaube allerdings nicht, dass es vom Sake kam, eher von einem Pfirsich, den ich mit dem heißen Teewasser abgewaschen hatte. Bei dem Kauf hatte man mir übrigens beim Geldwechsel Falschgeld angedreht, insgesamt umgerechnet sechs Dollar.

Am nächsten Tag ließ sich die Sonne überhaupt nicht sehen. Dichter Nebel lag über dem Fluss. Das Schiff konnte nur ganz langsam fahren. Mit vier Stunden Verspätung kamen wir in eine überwiegend schon verlassene Stadt mit halb abgerissenen Häusern. „Ghost City“ erklärten sie uns. Wir kletterten die 700 Stufen zu dem Tempel über der Stadt hoch. Hier wohnt der Gott der Unterwelt. Es gab viele Darstellungen des Infernos. Auch hier werden Leute in der Hölle aufgespießt, gekocht oder gebraten. Die Chinesen kommen hierher, um für bessere Konditionen im nächsten Leben zu bitten.



*Hölle*

Die Stadt am Fuße des Berges wird bald unter Wasser stehen, der Tempel wird bleiben. Mit einem Sessellift ging es wieder herunter mit einem Blick auf die tote Stadt und unseren Anlegeplatz. Es ging meinem Magen wieder etwas besser. Ich nehme noch eine Immodium. Eine Amerikanerin erzählte, sie hätte sich Reisenotizen gemacht, die ihr dann aber über die Reihing gefallen seien. Langsam gewöhnte ich mich an die amerikanische Reisegruppe.

Abends spielten wir Karten. Die Amerikaner waren aus Wisconsin. Fast alle stammten von deutschen Emigranten ab, hatten aber bisher kaum Deutschland besucht. Einige waren allerdings in Deutschland stationiert gewesen. Sie hießen Schröder, Duffner oder ähnlich. Sie waren sehr interessiert an Deutschland, viele waren Lehrer im Ruhestand. Ein Amerikaner fragte, ob wir in Deutschland Waffen tragen. Als ich verneinte, sagte er, er fühle sich mit einer Waffe viel sicherer.

Die Verspätung durch den Nebel machte mir Sorgen. Was, wenn wir zu spät in Chongqing ankämen. Ich hatte noch nicht einmal das Rückflugticket für Shanghai, und am Sonntag ist dann auch schon mein Rückflug nach Deutschland. In der Nacht gab es ein riesiges Gewitter, die Blitze knallten wie ein Feuerwerk. Ich versuchte trotzdem etwas zu schlafen. Morgens waren wir dann doch plötzlich in Chongqing. Alles wieselte herum, packte, wartete an der Reling. Die ersten Gruppen gingen von Bord, aber wo war jemand mit einem Schild für mich? Ich wurde langsam nervös, fragte die Schiffsbesatzung, die mich nicht verstand, zeigte Vertrag und Telefonnummern. Nichts half, sie sagten, sie hätten kein Handy. Die Reisebegleiter der amerikanischen Gruppe hatten selbst andere Sorgen. Mir

lief der Schweiß nur so runter. Ich stand da, mit Plastiktüte und Aktenkoffer. Was tun? Ich ging in Richtung Kay durch das Durchgangsboot, wir lagen ja in der zweiten Anlegerreihe. Es gab einen Tisch mit Telefon, ein Mann rief die Nummern an, die ich ihm sagte, aber niemand meldete sich. Als ich schon fast resignierte, kam Bewegung in die um mich Herumstehenden.

Eine kleine Person drängt sich durch, „Mr. Laaser?“ Ich war total erledigt, aber erleichtert. Sie hieß Zyan und glaubte, dass das Boot später anlegen würde. Sie hatte alles dabei, Flugschein und Instruktion.

Wir kletterten die steilen Stufen am Hafen hoch, überall waren Lastträger, die große schwere Körbe an einer Bambusstange über dem Rücken balancierten, die Stufen hoch und runter.

### *Lastenträger*



Es regnete leicht. Mit einem Wagen und Fahrer fuhren wir zum Parlamentsgebäude und zum Museum. Das Museum war in einem primitiven heruntergekommenen Haus untergebracht, das eher an ein Krankenhausgebäude erinnerte. Im Museum gab es Fotos von Chongqing aus den vergangenen hundert Jahren. Es ist einfach unglaublich, wie hier in den letzten zehn bis zwanzig Jahren eine Großstadt mit 30 Millionen Einwohnern gewachsen ist. Ich kaufte eine 200 Jahre alte Vase aus der Qing Dynastie (vor der Revolution) für 80 \$.

Die Antiquitäten wurden zur Finanzierung des neuen Museums verkauft. Dann fragte mich die kleine Zyan, ob ich nicht an einem weiter entfernten Ort die Steinskulpturen sehen möchte, von denen kleine Fotos im Museum ausgestellt sind. Für 100 \$ extra fuhren wir mit dem Fahrer etwa 170 km Autobahn. Wir fuhren vorbei an Bergen, bedeckt mit grünen Reisterrassen, eine fruchtbare und schöne Landschaft. Die Skulpturen, die wir bei der Ankunft sahen, wurden vor 800 Jahren in den Fels gehauen und erzählen Geschichten über Himmel und Hölle, Familienleben und Jagd. Außerdem immer wieder riesige Buddha-Statuen. Besonders eindrucksvoll war der riesige schlafende Buddha.



## Buddha Figuren



Zum Ausgang hin noch ein Blick auf grüne Teiche, Bambus und Reisfelder. Es war schön und entspannend. Wir fahren zurück nach Chongqing. Zuan wollte mir noch eine alte Seidenfabrik zeigen, aber außer uralten Maschinen und einigen Seidenraupen war nichts weiter zu sehen. Ich war froh, endlich wieder am Flughafen zu sein. Eine große Maschine brachte mich zurück nach Shanghai. Es wurde langsam spät. Ich hatte nur noch knapp 10 \$ in heimischer Währung bei mir. Am Ausgang des Flughafens stürzte ein Chinese in dunklem Anzug auf mich zu „20 \$ bis zum Hotel, neuer Wagen nicht alt“. Ich lehnte ab, obwohl eine große Schlange auf Taxis wartet.“15 \$?“ Ich sagte, 10 \$ ist OK. Er rief einen dunklen Wagen mit Fahrer heran, kein Taxi. Ich fürchtete, unter Gangster geraten zu sein. Es ging aber alles gut. Sie lieferten mich im Hotel ab und ich bezahlte die 10 \$, die sie gleich in der Hotelrezeption wechselten.

In der Bar aß ich um Mitternacht eine Nudelsuppe. Wie hatte Deutschland gespielt? Ich fragte eine Gruppe von Chinesen, sie überlegten, verstanden mich aber nicht richtig. Dann zeigten sie plötzlich auf eine Tabelle an der Wand. Deutschland spielt erst wieder am 11.06., dann bin auch schon wieder zu Hause in Hagen. Ich bedankte mich.

## Episode 103 *Abschied von Shanghai*

Am nächsten Morgen holte mich der Chauffeur mit dem Dienstwagen der Universität um 8.30 Uhr ab zum Frühstück mit dem Präsidenten der Universität. Er war früher Chef des Altstadtbezirks von Shanghai. Wir frühstückten im noblen Restaurant des Yu Yuan Garden. Er sagte, hier hatte auch Bill Clinton gegessen, konnte aber angeblich mit den Stäbchen schlechter umgehen, als ich. Es gab kleine leckere Sachen, Tee, Fleisch und Reis in Blätter gewickelt, süße Reisspeise, Nudelsuppe, Yautse, kleine Krabben, einfach köstlich.



Wir redeten über Strategien der künftigen Universitätsentwicklung. Er sollte einen hochmodernen Komplex mit mehreren Unis planen nach amerikanischem Vorbild, einen Brain Trust. Ich erhielt als Geschenk eine große Kalligraphie mit Spruch von Konfuzius, der die Freude über den Besuch aus der Fremde beschreibt. Danach gingen wir noch einmal durch den schönen Yu Yuan Garten, alles wurde mir genau erklärt. Dann zum Wan Tempel, wo Schüler zusammen mit den Eltern vor den Examina kleine Opfergaben brachten. Überall bekam ich Geschenke, Bildbände, Sprüche von Konfuzius.

Wir verabschiedeten uns nach einem opulenten Essen. Ich fuhr zurück ins Hotel und fragte mich, wie ich all die vielen Sachen transportieren sollte.

Nach einer Stunde fuhr ich dann noch einmal zum Bund. Menschenmassen strömten über die schöne Promenade. Ein herrlicher Blick auf die Büroriesen von Pudong. Ich machte eine kleine Schiffsfahrt auf dem Huang Pu. Shanghai stellte die Nachtreklamebeleuchtung an. Ein wunderbarer Anblick. Dann wieder mit dem Taxi zurück ins Hotel. Ich wechselte zum letzten Mal 5 \$. Auf dem Weg zu einem nahegelegenen Supermarkt, wo ich eine Flasche Wein kaufen wollte, nahm ich noch eine einstündige Massage. Auf mir wurde geklopft. Den Rücken massierte die Masseuse mit ihren Knien, wobei sie mir im Rücken hockte. Es tat gut und kostete etwas mehr als 1 \$. Der Abschied fiel richtig schwer. Noch eine Nudelsuppe im Hotel und Zhao Djian Shanghai.

## Episode 104 Auch Hongkong ist China

Das 1998 aus dem Status der englischen Kronkolonie entlassene Hongkong gehört danach wieder zu China, hat aber einen gewissen Sonderstatus, der vorsieht, dass die demokratischen Strukturen beibehalten werden dürfen. Hongkong ist ähnlich wie Shanghai durch ein Meer von Hochhäusern geprägt. Da die Hochhäuser wegen Platzmangels sehr dicht nebeneinander stehen, hatte man genialer Weise etwa auf halber Höhe Gänge mit kleinen Verbindungsbrücken geschaffen, auf denen man lange Strecken gehen konnte, ohne den Erdboden zu berühren.



Ich nahm an der ICDE Konferenz 2004 in Hongkong teil und hatte beschlossen, meinen Sohn, der damals 35 Jahre alt war, auf die Reise mitzunehmen, da ich sicher war, dass er auch alleine zurechtkommen würde, wenn ich Verpflichtungen aus der Konferenz haben würde.

Wir hatten ein Zimmer im 13. Stock eines Hochhauses mit schönem Blick auf den Hafen, von dem aus eine Fähre zum gegenüberliegenden Ufer fuhr.

Auf der Konferenz hielt ich einen Vortrag über „Multimedia for Web Courses in German and Chinese Perspective“. Leider war meine Co-Autorin aus Shanghai, Jiang Weijing nicht in der Lage gewesen, an der Tagung teilzunehmen. Dafür hatten sich einige neugierige Kollegen aus der FernUniversität zeitweise in den Hörsaal gesetzt, um meinen Vortrag zu verfolgen.



Die Zeit ging auch für meinen Sohn schnell vorbei. Einmal fuhren wir mit einem der typischen Doppeldeckerbusse, die man sonst nur von London kennt, zur Repulse Bay. Ich wollte wenigstens einmal im chinesischen Meer baden, obwohl das Wasser ziemlich kalt war. Die Repulse Bay war durch ein Netz im Wasser vor Haifischen geschützt. Wir machten dann das, was man so als Tourist unternimmt, wir fuhren mit endlosen Rolltreppen den Victoria Hill hinauf, bummelten über den Night Market und sahen am Abend die tolle Skyline, angeleuchtet von einem großartigen Feuerwerk gezündet von den Dächern der Wolkenkratzer. Schließlich nutzten wir auch einen Tagesausflug mit dem Luftkissenboot zur ehemaligen portugiesische Kolonie Macao. Die Straßenschilder waren hier noch in Chinesisch und Portugiesisch zu sehen.

***Macao:*** Chinese and Portuguese



Es gab auch noch viele alte Gebäude im portugiesischen Stil. Wir sahen uns auch kurz das Spielcasino an, ohne jedoch einen Hongkong Dollar zu verschwenden.

Zurück in Hongkong hörte ich bei einem Spaziergang auf der Promenade aus Lautsprechern argentinischen Tango, gesungen von Gardel. Ich konnte es kaum glauben. Dazu sah man eine Gruppe von Chinesen Tango tanzen.

Also überall kann also etwas vollkommen Unerwartetes geschehen, nichts ist vorherbestimmt.

## Episode 105 *Digitalisierung, Virtuelle Universität und Globalisierung*

Zum Ende der 90er Jahre beherrschte das Thema „Virtuelle Universität“ die akademische Community. Die verschiedenen Webplattformen hatten einen mehr oder weniger gleichen Funktionsumfang. Es wurde aber auch klar, dass die Digitalisierung die Verwaltung mit einschließen musste. Das bedeutete, dass Funktionen wie die Einschreibung, die Zertifizierung, die Raumvergabe, Prüfungen zu einem Gesamtkonzept verschmolzen werden mussten. Dieses Konzept wurde als virtuelle Universität oder als virtueller Campus bezeichnet. Campusmanagement Systeme waren aber auch für die konventionellen Universitäten interessant, da sie viele Abläufe vereinfachten. Die FernUniversität in Hagen war aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung mit den elektronischen Medien zunächst für die notwendigen Umstrukturierungen prädestiniert, aber die Impulse kamen dann doch immer stärker von den Präsenzuniversitäten, während an der FernUniversität der Zahn der Zeit nagte und die notwendigen Anpassungen verschleppt wurden.

Meine Beratungsaktivitäten verschoben sich noch einmal in ihrem Schwerpunkt. Ich behandelte in meinen Vorträgen und Artikeln die Erfahrungen und Anforderungen an eine virtuelle Universität. Als in Europa zu Beginn des 20ten Jahrhundert die ersten umfassenden strategischen Überlegungen zur Umsetzung eines netzgestütztem Campus begannen, waren viele Länder weder technisch noch organisatorisch in der Lage, qualifizierte eigene Konzepte zu entwickeln, da vor allem die Infrastruktur -ebenso wie die Organisationsmuster - noch nicht entwickelt waren. Schon der Begriff der virtuellen Universität störte mich, da ja ein Fernstudiensystem nicht virtuell ist als Vorstellung von etwas nicht Konkretem. Eigentlich ist eine virtuelle Universität kein abstraktes Gebilde, sondern eine reale Institution mit Professoren, Studenten und Gebäuden, Ähnlich wie man heute zu der gleichen Universität sagt, sie sei eine „digitale Universität“. Was gemeint ist, ist lediglich, dass die Universität ihre Lehre und Administration über Netzwerke verbreitet und eine Voraussetzung dafür ist die „Digitalisierung“. Leider ist die unscharfe Definition mitverantwortlich für unnötige Diskussionen, aber diese Art von Modebegriffen ist nutzbar für die Vermarktung von Ideen und versteckten Ideologien. Ich habe mich daher immer wieder auf die Seite der kritischen Analyse und der Differenzierung gestellt.

Bei der Entwicklungshilfe durch die großen Industrieländer wird meist nur Equipment und Software aus dem jeweiligen Geberland zur Verfügung gestellt und auch die begleitenden Materialien sind weder im Land erstellt worden noch auf die Zielgruppe der jeweiligen Studenten bezogen. Ein historisches Beispiel war, und in begrenztem Rahmen noch, ist die Gründung der African Virtual University (AVU) im Jahr 1997. Mit Unterstützung der Weltbank wurden Vorlesungen amerikanischer Universitäten in English über Satellit nach Nairobi und einige Studienzentren übertragen. Das Angebot wurde von den in der AVU zusammengeschlossenen Ländern nicht entsprechend den Vorstellungen der Gründer von

den Studenten und den nationalen Bildungseinrichtungen wahrgenommen. Der AVU Ansatz stellte einen Gegenentwurf zu dem bescheidenen, aber lokal inklusiven Workshop-Konzept der DSE (Deutschen Stiftung für internationale Entwicklung) und meiner Kursentwicklung in Cordoba, Argentinien, dar (top down vs. bottom up).

Es gibt zwar Modelle, die Stufen der Entwicklungen des Fernstudiums beschreiben, es gibt aber keine deterministische Abfolge bestimmter Generationen von Fernstudiensystemen. So hat sich das Lernen mit Smartphones in Asien und Afrika schneller entwickelt als in Europa. Deshalb sind die eigenen Erfahrungen nur begrenzt vermittelbar und der intensive Dialog unverzichtbar. Ich bin vielfach gefragt worden, ob nicht dieser oder jener Kurs der FernUniversität an der Universität in Costa Rica oder Chile eingesetzt werden könne. Es zeigte sich jedoch, dass die Kurse in einem bestimmten Kontext entwickelt wurden und daher ohne eine intensive Betreuung und Anpassung an die importierende Institution, nicht genutzt oder nur mit geringem Erfolg absolviert wurden.

## Episode 106 *Interkulturalität*

Mit der Ausdehnung der online Lehre im Netz über den nationalen Raum hinaus kam auch das Thema „Interkulturalität“ wieder verstärkt in den Blickpunkt., unter anderem die Frage, ob die Fernstudienmaterialien für die verschiedenen Länder und Nationalitäten angepasst werden sollten. So sind Farben, Schriften, unangemessene Sprache, Beispiele, die aus einem unterschiedlichen Kontext stammen und vieles andere anzupassen, wenn eine bessere globale Akzeptanz eines Fernstudienangebots erreicht werden soll. Ich habe in einigen Online Seminaren für die spanische Universität in Murcia zusammen mit den Studenten Unterschiede im Webdesign für verschiedene Länder analysiert. Dabei haben wir zur Kategorisierung der Länder die schon „klassischen“ Kriterien von Hofstede zur Beschreibung unterschiedlicher Kulturen benutzt. Inwieweit man eine Lokalisierung von Kursen vornimmt, ist natürlich auch eine Frage der Kosten.

Das Problem wurde mir sehr konkret vor Augen geführt, als ich als Berater für das von der Europäischen Gemeinschaft finanzierte Projekt ELBEP (Eliminating Language Barriers in European Prisons through Open and Distance Education Technology) tätig war. Engagiert wurde ich von der türkischen Anadolu University, die auch Konsortialführerin des Projekts war, an dem auch Russland, Polen, Belgien, Griechenland und Deutschland vertreten waren. An der türkischen Mega Universität war bereits ein allgemein nutzbares Online Programm zum Erlernen von Grundkenntnissen der türkischen Sprache entwickelt worden. Das Portal sollte in vier Sprachen übersetzt und evaluiert werden. Schon in einem ersten Treffen der Projektteilnehmer wurde klar, dass eine einfache Übersetzung des Sprachportals nicht ohne zusätzliche Programmierungsarbeit zu leisten war und zweitens, dass es zwar wünschenswert wäre, wenn das Personal in Gefängnissen auch Kenntnisse der für ihre Insassen wichtigsten Sprache erwerben würde, aber hier sollte zuerst das Anwendungsbeispiel ermittelt und erst danach der Bedarf abgefragt werden. Bei der im Projekttitel genannten Zielgruppe wäre wahrscheinlich ein spezifisches Sprachprogramm mit kontextbezogenen Beispielen innovativer gewesen. Das Projekt wurde dann modifiziert und verschiedene Module zum Spracherwerb einer sekundären Sprache entwickelt in Russisch, Griechisch, Polnisch und Deutsch. Das Projekt war im Zusammenhang des „European Year of Intercultural Dialogue 2008“ entstanden.

In jedem Fall hat die Projektgruppe sehr intensiv gearbeitet. In größeren Abständen fanden Meetings in verschiedenen Ländern statt und endete nach dem Abschluss-Meeting mit einer kleinen Party im Haus eines griechischen Professors, wobei eine Kollegin ein russisches Lied sang, ein Ungar eine Arie aus der Oper Carmen pfeifen konnte, der Türke ein Liebeslied vortrug und der Grieche und ich Blues und Folklore zur Gitarre beisteuerten. Die kulturelle Vielfalt war damit gewährleistet und war eine schöne Bereicherung des Abends.



## Isfahan



Ich war auf das Thema der Interkulturalität durch einen Kontakt mit einem finnischen Wissenschaftler gestoßen, den ich auf einer Konferenz in Teheran kennengelernt hatte. Wir waren die einzigen eingeladenen Ausländer und im gleichen Hotel untergebracht. Nach der Konferenz flog mein Kollege zurück nach Joensuu in Finnland, während ich noch ein Studienzentrum der iranischen Fernuniversität (Payame Nor University) in Isfahan besuchte. Isfahan ist einfach ein wunderschönes Beispiel für die islamische Baukunst und kann durchaus in die Kette der Weltwunder eingereiht werden.

Aus dem finnischen Joensuu erhielt ich kurze Zeit später eine Bitte um Durchführung eines Workshops in Rokolahti über die Anwendung des Programms Flash von Macromedia, das besonders gut zur Entwicklung von tongestützten Animationen und interaktiven Aufgaben geeignet war. Interessant war für mich, dass die Teilnehmer am Anfang kaum Reaktionen äußerten, weder positive noch negative. Erst nach einigen Saunagängen wurden die Teilnehmer, meist Doktoranden, etwas gesprächiger. Man erklärte mir, dass das eine typische Eigenschaft der Finnen sei, nur das Nötigste zu kommunizieren.

### *Sauna in Finland*



Ich besuchte die Universität in Joensuu mehrmals zu Vorträgen und einem Forschungsseminar für Doktoranden, in dem unter anderem über die Bedeutung des kulturellen Kontextes für die künftige Globalisierung des Bildungssektors diskutiert wurde.

Ich hatte dann auch das Glück, dass sich ein Professor der Universität zwar verpflichtet hatte, eine Gruppe auf der ICALT Konferenz in Kaohsiung (Taiwan) zu moderieren, aber verhindert war. Er bat mich dann, ihn in Kaohsiung zu vertreten, was ich gerne tat. Allerdings spielte das Thema Interkulturalität nur eine Nebenrolle auf der Konferenz.

## Episode 107 *Der Stellenwert von Pool Billiard*

Skurril war der Rückflug über Malaysia. Ich saß im Flugzeug neben einem jüngeren Mann, der, wie ich nach einer Weile bemerkte, kein Englisch sprach, ich ihn aber immerhin nach seinem Land fragen konnte. Er war ein Pool-Billard Spieler aus Buenos Aires der in Kaohsiung an einem Weltmeisterschaftstournament teilgenommen hatte. Wir unterhielten uns dann sehr gut auf Spanisch. In Kuala Lumpur (Malaysia) hatten wir beide eine ca. 6stündige Wartezeit bis zu unseren Anschlussflügen. Um die Zeit einigermaßen zu überbrücken, fuhren wir vom Flughafen mit einem Schnellzug ins Zentrum von Kuala Lumpur. Der argentinische Billardspieler wollte unbedingt auf den Petronas Tower, damals das höchste Gebäude der Welt. Als wir in der Lobby des Gebäudes ankamen, sagten uns zwei junge Angestellte, dass wir für den Fahrstuhl Tickets benötigten, wegen der großen Nachfrage, müssten die aber vorbestellt sein. Obwohl wir erklärten, dass wir keine Zeit wegen unserer Flüge hätten, ließen sie sich nicht erweichen. Als wir schon sehr enttäuscht umkehren wollten, sagte ich ihnen, dass mein Kollege an den Weltmeisterschaften im Poolbillard in Kaohsiung teilgenommen hätte. Das brachte Glanz in ihre Augen und wir erhielten umgehend zwei Tickets. Der Blick war zwar nicht von ganz oben, sondern von einer Brücke zwischen zwei Türmen aus, aber doch sehr eindrucksvoll. Wir schlenderten noch über einen Markt und besuchten einen Palast, bevor wir wieder in den Zug zum Flughafen stiegen. Jeder nahm dann seinen Anschlussflug, nachdem ich versprach, ihn in seinem Billardclub in Buenos Aires zu besuchen, wenn ich mal wieder dort wäre.

## Episode 108 *Fernstudium im Ostblock*

Es war immer ein besonderes Erlebnis, in ein damals kommunistisches oder als sozialistisch bezeichnetes Land zu reisen. Diese Länder waren unterschiedlich stark für die marktwirtschaftlichen Länder geöffnet. Als Berliner durfte ich nach 1961 nicht mehr ohne besondere Erlaubnis in den Ostteil der Stadt oder in einen anderen Teil der von Russland kontrollierten DDR. Die ersten Reisen nach Moskau mussten mit bestimmten Reiseagenturen in Ost und West abgeschlossen werden, was meiner Frau und mir erlaubte, mit einem studentischen Reisebüro (Interkontakt) unter strikten Auflagen Mitte der 70er Jahre Moskau und Umgebung kennenzulernen. Der Wechselkurs zum Rubel war fest vorgegeben und illegales Tauschen streng verboten. Kaufen durfte man nur in sogenannten Intourist Geschäften gegen westliche Devisen. Brücken oder Bahnhöfe durften nicht fotografiert werden.



Andererseits wurden den Touristen hervorragende staatlich organisierte Veranstaltungen präsentiert von Ballett, Folklore oder Musik in einer Qualität, die bei uns nicht erreichbar war. Ein unbelasteter Dialog war erst sehr viel später möglich.

Auf späteren Reisen reizte schon der lukrative Umtausch von Devisen in Rubel auf dem Schwarzmarkt, da der Tausch auch jetzt weniger intensiv kontrolliert wurde.

Eine Fahrt, die weit über Moskau hinaus bis an die Grenze zum Ural Gebirge nach Syktivkar führte, machten wir über einen Kontakt, den ein Reisebüro mit der dortigen Deutsch-Russischen Gesellschaft geschlossen hatte. Wir feierten bei -25 ° Sylvester mit einer russischen Familie, der wir vom Reisebüro zugeordnet worden waren. Aufgrund des beim Umtausch erzielbaren Rubelkurses kostete uns eine Flasche Sekt weniger als 3 DM. Der Preis des Wodkas war ebenso niedrig. Die Silvesterfeier in der Wohnung unserer Gastgeber war daher ziemlich feucht fröhlich und steigerte sich noch, als eine Nachbarin

in einem Leopardenkostüm dazukam. Um 5 Uhr morgens gingen alle auf die Straße. Jemand spielte Akkordeon und wir rutschten auf einer Spielplatzrutsche, die mit einer Eisschicht bedeckt war, mit hohem Tempo ins neue Jahr. Die Gastfamilie wünschte, nach Deutschland auszuwandern, aber wir konnten Ihnen dabei nicht helfen.

Eine andere Beziehung zu Russland ergab sich durch einen Zufall. Ein Maler aus Smolensk war der Einladung des Hagener Künstlervereins gefolgt und war zunächst bei einer Gastfamilie für die Zeit während der Ausstellung untergebracht worden. Als wir jedoch an einem Sonntagvormittag die Vernissage besuchten, fragte uns ein Freund, ob wir nicht einen russischen Maler einige Zeit bei uns aufnehmen könnten, der bisherige Gastgeber hätte es abgelehnt, ihn länger aufzunehmen und seine Habseligkeiten schon im Kofferraum seines Mercedes mitgebracht. Um die peinliche Situation zu bereinigen, stimmten wir nach einigen Rückfragen zu.



Es war eine gute Entscheidung. Der Maler blieb drei Wochen bei uns, da wir uns gut verstanden, obwohl ich meine Kenntnisse aus einem Russischkurs während der Gymnasialzeit schon längst vergessen hatte. Ich besuchte ihn später in Smolensk und lernte Einiges über die goldenen Jahre der russischen Malerei und mir unbekannte Maler wie Repin oder Aiwasovski. An einem Wochenende fuhren wir nach Witebsk in Weißrussland, um das Haus von Chagall zu sehen. Witebsk ist oft von Chagall im Hintergrund seiner Bilder zu sehen. Die entstandene Freundschaft war für mich eine Motivation, wieder etwas Russisch zu lernen. Wir blieben dann bis heute in Kontakt und seine Bilder schmücken seit vielen Jahren unsere Wohnung.

Im Fernstudium hatte sich Russland an der internationalen Diskussion lange Zeit nicht beteiligt. Es gab nur so etwas, wie ein Korrespondenzstudium, d.h. Studenten bekamen Arbeitsaufträge und sprachen die Ergebnisse in größeren Abständen mit dem betreuenden Hochschullehrer durch. Sie entwickelten daher auch kein spezifisches Medienkonzept. Das Fernstudium als eigenständiges Entwicklungsmodell gab es erst um die Jahrhundertwende, also sehr spät. Die Moskauer State University for Economics, Statistics and Informatics (MESI) bot ab 2010 740 Onlinekurse an, inzwischen ist das Angebot weiter stark gestiegen.

Die FernUniversität hatte mit Mitteln des Auswärtigen Amtes Studienzentren in Petersburg und Smolensk errichtet. Ich fuhr mit einigen Kollegen zu einem Vortrag in Petersburg, aber zum Vortrag gab es kaum Fragen oder Diskussion. Man erklärte mir das damit, dass die Gehälter des akademischen Personals so niedrig waren, dass die Akademiker entweder ins Ausland gingen oder die Universität zur Aufnahme anderer Berufstätigkeiten im privaten Arbeitsmarkt verließen, zumindest jedoch eine geringe Motivation zu einer voraussichtlich mit zusätzlicher Arbeit verbundenen Verbesserung der Mediengestaltung in der Lehre aufwiesen.

Ich wurde bei einem Besuch einer russischen Spieltheoretikerin in Hagen in der Einschätzung der Lage bestätigt. Sie sagte, dass von der berühmten Akademie der Wissenschaften nur eine kleine Gruppe alter Wissenschaftler übrig geblieben sei (betrifft die Ära Jeltzin).

Allerdings wurde der Aufenthalt in Petersburg durch ein sehr gutes klassisches Konzert und eine abendliche Fahrt durch die Kanäle des russischen „Venedigs“ doch noch zu einem positiven Ende geführt.



*Kreml*

Ich kam noch mehrere Male zurück nach Moskau. Einmal zu einer ICDE Konferenz, auf der ich einen Kollegen aus Venezuela zufällig in einer Kaffeepause traf. Er war allerdings auf einer anderen Konferenz, die zur gleichen Zeit im gleichen Gebäude stattfand. Wir beschlossen in der freien Zeit das Bolschoi Museum zu besuchen, in dem der Schatz von Troja zu sehen sein sollte. Der Eintritt musste in Dollars bezahlt werden und war daher recht hoch. Mein südamerikanischer Kollege fragte daher, ob es für Studenten eine

Ermäßigung gäbe und legte der Kassiererin seine venezolanische Visitenkarte vor. Da die Kassiererin offensichtlich die Visitenkarte nicht interpretieren konnte, bekamen wir einen sehr verbilligten Eintritt. Ich hatte mich still verhalten und nur zustimmend genickt.

Ein anderer Besuch war einer Ausbildungseinrichtung des öffentlichen Dienstes gewidmet, die um Erläuterungen zur Gestaltung und Produktion schriftlicher Fernstudienmaterialien gebeten hatte. Ich hatte dazu eine russische Modellversion mit einem für das Fernstudium geeigneten Layout erstellt, dann aber nie wieder etwas über die Anwendung gehört.

Der letzte Besuch fand zusammen mit einer kleinen Gruppe der privaten österreichischen Fernstudieneinrichtung „Worldwide Education“ statt, wo wir nach Autoren für einen Weiterbildungskurs „How to make Business in Russia“ suchten. Einer der potentiellen Interessenten war ein Professor, der der DUMA (russisches Parlament) angehörte und uns im Gebäude der Duma in seinem Büro empfing. Der Vermittler, der uns in das Gebäude brachte, forderte prompt eine „Gefälligkeit“ von uns.



*Duma*

## Episode 109 *Eurasia Konferenz und neue Kontakte*

Im Zuge der Auflösung der UDSSR und der Unabhängigkeit verschiedener Staaten in den Jahren 1990 und 1991 hatte die Europäische Gemeinschaft ein Interesse, die neuen Staaten stärker an sich zu binden und unter anderem Förderprogramme zur Informationstechnik aufzusetzen. Die EURASIA Konferenz, zu der ich eingeladen war, fand 1998 in Almaty in Kasachstan statt. Mein Flugplan enthielt einen Flugzeugwechsel in Moskau, den ich erstmal zum Eintausch von Rubeln nutzte. Das Flugzeug nach Almaty kam aber wegen ungünstiger Abflugzeiten erst gegen 5 Uhr morgens in Almaty an. Obwohl ich, wie andere Delegierte, die den gleichen Flug gewählt hatten, ein Zimmer reserviert hatte, hieß es im Hotel, es seien nicht ausreichend Zimmer verfügbar. Trotz vehementer Proteste mussten wir uns auf Doppelzimmer einstellen. Ich fragte den neben mir stehenden Mann, ob er bereit sei, mit mir das Zimmer zu teilen. Alle waren müde und er willigte dann auch sofort ein. Er kam aus Baku in Azerbaidjan und leitete dort ein Institut für Informatik. Ähnliche Institute gab es in allen ehemaligen GUS Staaten. Die offiziellen Gespräche über eventuelle Kooperationen wurden stets mit Wodka begossen. Der Alkoholkonsum wurde nur durch die jeweils langen ausgesprochenen Toasts beschränkt. Ein Essen wurde auch in einer sehr schönen Jurte (mit Teppich ausgelegtes großes Wohnzelt) angeboten.



### *Kasachische Jurte*

Am Abend gingen wir zusammen mit einem georgischen Kollegen, der in Tbilisi (Tiflis) ein ähnliches Institut leitete, in eine Bar. An dem Abend hatte unser Mann aus Baku etwas zu viel getrunken, so dass wir beiden anderen ihn mit einiger Mühe zurück ins Hotel schleppten.

Kurz nach der Eurasia Tagung erhielt ich eine Einladung nach Baku. Ich hielt dort zunächst zwei Vorträge für die Mitarbeiter des Institut für Informatik, wollte aber auch einen Vortrag für Studenten zu meiner Multimedia Produktion über Intelligente Strategien



halten, die ich zusammen mit einem Techniker aus der Ukraine in Hagen unter großer Anstrengung ins Russische übersetzt hatte.

Ich vereinbarte ein Gespräch mit dem Direktor des Instituts für Weltwirtschaft in Baku über das Angebot einer Vortragsgestaltung für Studenten der Bereiche Informatik und Ökonomie. Mein Angebot wurde erst relativ unwillig aufgenommen, aber durch Unterstützung meines Kollegen schließlich angenommen. Es war dann ein sehr emotionales Ereignis, da die Studenten, etwa 70-100, kaum Englisch verstanden, aber aus der Darstellung mit dem Beamer sehr gut das mit Ton gestützte Multimedia Programm in Russisch verfolgen konnten. Es war wirklich ergreifend, das Interesse und die Begeisterung bei den jungen Studenten zu sehen. Wie ich später hörte, war es zu den damaligen Zeiten relativ üblich, Examina oder andere Zertifikate nicht durch Leistung zu erwerben, sondern die Hochschullehrer zu bestechen. Das Engagement der Lehrenden war offensichtlich sehr niedrig. Das Wochenende verbrachten wir in der Datscha am Ufer des Kaspischen Meeres, wo ich gleich die Möglichkeit ergriff, im Meer zu baden. Während meines Aufenthalts in Baku absolvierte ich eine Woche lang einen Intensivkurs in russischer Sprache mit einer Privatlehrerin, jeweils fünf Stunden am Tag. Ich flog zurück nach Deutschland mit einer großen Tüte schwarzen Kaviars. Auch von dem Kollegen aus Georgien, erhielt ich eine Einladung nach Tiflis. Ich hatte ein riesiges Appartement zur Verfügung, war aber ganz allein und es war auch schon Herbst und sehr kalt. Ich vertrieb mir die Zeit außerhalb der Konferenz mit Gitarrenspiel. Außer mir war noch ein Österreicher zu einer Konferenz im Institut für Informatik eingeladen. Abends gab es ein gemeinsames Essen in einem Restaurant, zu dem wir mit Bussen gefahren wurden. Es wurden zahlreiche Toasts ausgesprochen und ich stellte fest, dass der Gastgeber etwa im gleichen Alter war wie ich und seinen Vater im Zweiten Weltkrieg verloren hatte, genau wie ich. Das war auch einen Toast wert. Als ich zur Toilette ging, sah ich im Eingangsbereich ein Banjo an der Wand als Dekoration hängen. Ich nahm es in die Hand und stellte fest, dass eine Seite nicht auf dem Steg anlag. Ich bat also um ein Messer, kerbte den Steg ein und setzte die Saite wieder richtig ein. Im Bus saß ich neben dem Österreicher und wir hatten über Musik gesprochen. Er erzählte mir, dass er nach 30 Jahren wieder begonnen hätte, mit seiner alten Band Skiffle Musik zu spielen. Er selbst spielte, genau wie ich, Banjo und Gitarre. Von irgendwo wurde eine Gitarre gebracht und wir fingen ein bisschen im Foyer zu spielen an. Kurz darauf wurden wir gebeten, im Saal im Obergeschoß für die Konferenzteilnehmer zu spielen. Ich spielte Gitarre, er begleitete mich mit dem Banjo. Es war ein fulminanter Abend der mit „When the Saints go Marching in“ zu Ende ging.

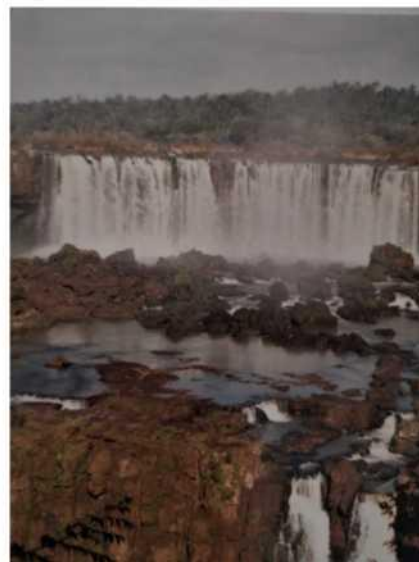
## Episode 110 *Fernstudien in den Vereinigten Staaten*

Im Gegensatz zu Russland war in den USA das Fernstudium schon lange verbreitet und 1990 gab es bereits in allen Staaten der USA Fernstudienangebote, allerdings nicht wie in Europa als autonome Fernuniversitäten, sondern meist als satellitengestützte Vorlesungen für die regionalen Zweigstellen der Universität oder als Konsortium mehrerer Universitäten mit einer zentralen Produktions- und Distributionseinheit. Die Entwicklung der im Fernstudium genutzten Medien ging aber kaum über die „Teleclasses“ hinaus. Die Weltkonferenz des ICDE 1997 an der PenState University, die sich selbst als Vorreiter im Fernstudium sah, war die wohl schlechteste der ICDE Weltkonferenzen, die ich jemals besucht hatte. In vielen Vortragsräumen gab es keine Beamer, um multimediale Anwendungen zu zeigen. Die Vorträge von amerikanischer Seite boten wenig Interessantes. Als Unterbringung standen Zimmer in einem Studentenheim zur Verfügung, die sehr einfach waren. Die Toiletten waren gemeinschaftlich und nicht abschließbar und überall hingen Plakate zum Rauchverbot und zum Verbot von alkoholischen Getränken. Die Studenten, die sonst dort wohnten, hatten Semesterferien. Als kommunikatives Event gab es bei strömendem Regen einen sogenannten „Jazz Icecream“, bei dem man sich bei Eistüten, schlecht gespieltem Jazz und ohne Bier oder Wein vergnügen sollte. Ich entschloss mich, zusammen mit einigen Kollegen, stattdessen in eine nahegelegene Bierkneipe zu wechseln. Ich bin dann noch nach der Konferenz mit Kollegen zu den bereits zu Kanada gehörenden Niagara Fällen gefahren, wobei man unterwegs die schön gebauten villenartigen Holzhäuser bewundern konnte. Die Wasserfälle waren eindrucksvoll, aber nicht vergleichbar mit den argentinischen und brasilianischen Fällen von Iguazú.

*Niagara Falls*



*Iguaúzu*



Ich hatte die USA zum ersten Mal bereits 1984 besucht, anlässlich einer kurzen Reise zu einem Studienkollegen, der eine Stelle als Regionalreferent bei der Weltbank in Washington bekommen hatte. Er wohnte mit einer Japanerin zusammen in einem, unseren Altbauwohnungen vergleichbaren großen Apartments in zentraler Lage. Wir besuchten die schönen Museen, das Haus von George Washington und suchten in der Kongressbibliothek gegenüber dem weißen Haus, ob dort auch Veröffentlichungen unter unseren Namen erfasst waren. Wir wanderten in den Wäldern und Bergen der Appalachen in West Virginia. Ich lieh mir sein Auto und fuhr zum Hudson River und nach Baltimore, das von Leuten afrikanischer Herkunft besiedelt war. Ich hatte bei der Rückkehr noch einen kleinen Auffahrunfall, dessen Schaden mein Freund über die Versicherung regeln konnte. Ich wollte dann noch einige Tage nach New York und ließ mir dazu einige Tipps von meinen Gastgebern geben.

In New York wohnte ich für 16 \$ im YMCA nahe beim Central Park. Ich sah mir das Musical „Sophisticated Lady“ am Broadway an und ging in einen Jazzclub mit sehr gutem modernen Jazz in „Little Italy“.

Das Spannendste war, der Empfehlung meines Freundes zu folgen und von der alten Brooklyn Bridge einen nächtlichen Blick auf Manhattan (Big Apple) zu werfen. Also fuhr ich spät abends mit einem Regenschirm bewaffnet mit der Metro zur Brooklyn Bridge. Da der Eingang wegen Straßenarbeiten nicht leicht zu finden war, fragte ich einen Passanten, wo denn der Eingang zur Hochbrücke sei. Er sagte „at that time you really want to cross the bridge“? Ich bejahte mit einem etwas mulmigen Gefühl und ließ mir die Treppe zum Aufstieg zeigen. Ich ging auf die Brücke unter der rechts und links die Autos entlang fuhren. Es gab also keine größere Rückzugsfläche. Dann kam mir ein Mann von der Gegenseite entgegen. Er hatte einen Holzknüppel in der Hand. Wir musterten uns gegenseitig und ließen einander passieren. Dann sah ich am anderen Ende der Brücke drei Personen entgegen kommen und machte sofort kehrt, und beschloss, kein Risiko mehr einzugehen. Immerhin war der Blick auf Manhattan nicht schlecht und man konnte die Twin Tower gut erkennen. An einem anderen Tag fuhr ich mit der Metro nach Harlem, aber mit jeder Station wurden die „Weißen“ immer weniger, bis ich als Einziger unter Farbigen übrig blieb. In Harlem suchte ich mir schweißüberströmt schnell ein Taxi, das mich etwas durch Harlem fahren sollte. Das Taxi war verbarrikadiert wie eine Festung. Der Taxifahrer sagte mir, dass es hier sehr gefährlich sei und die Touristen manchmal an einer Ampel aus dem Auto gerissen würden, um an Lösegeld oder Wertsachen zu kommen. Wir fuhren an geschlossenen Läden vorbei und sahen viele Männer tatenlos herumhängen.

Was mir sehr gut gefiel, war der Blick vom Empire State Building auf die New Yorker Hochhauslandschaft. Ein Slogan hieß „The closest some of us will ever get to heaven“.

Die andere Küste und den Süden der Vereinigten Staaten lernte ich zusammen mit meiner Frau durch eine von einem gewerkschaftlichen Reisebüro organisierten Reise kennen. Wir besuchten unter anderem Los Angeles, San Francisco und Las Vegas, den Grand Canyon und den Yosemite Park kennen. Von den Städten her gefiel uns San Francisco wegen seines europäischen Charakters am besten. Wir fuhren zur Bucht nach San Salito und ich erinnerte mich an den schönen Song „Sitting on the dock of the bay„ Ein Geheimtipp war auch der Blick auf San Francisco vom obersten Geschoß des Hyatt Hotels aus, allerdings nur aus der Damentoilette. Ich passte dann einen geeigneten Moment ab und stellte fest, der Reiseführer hatte nicht gelogen.

Los Angeles war dagegen eher enttäuschend. Venice Beach war ziemlich dreckig und der Strand nicht attraktiv. Nachts versammelten sich die „Homeless People“ auf dem großen Rasen vor dem Rathaus ganz in der Nähe. Ein Spaziergang durch die Straßen zeigte deutlich das Fehlen einer sozialen Mindestsicherung. Eine kleine Oase zwischen Hochhäusern und Highways war das kleine mexikanische Zentrum mitten in L.A.

Das wesentlich kleinere, in der Wüste liegende Las Vegas verkörperte das, was Arthur Miller meinte, wenn er die Vereinigten Staaten als Krebsgeschwür Europas bezeichnet hatte. Bereits in der Rezeption unseres Hotels „Golden Nugget“ hörte man die einarmigen Banditen pausenlos rasseln. Am Abend ging es mit der Reisegruppe auf einen abendlichen Spaziergang durch die nachgebaute antike Via Appia in Rom, ebenfalls garniert mit zahllosen Spielautomaten und durch einen ägyptischen Pavillion. Mich faszinierte dabei der Anblick einer Reisetilnehmerin aus der ehemaligen DDR, die trotz einer Venenentzündung an dem Spaziergang teilnehmen wollte und humpelnd durch die Via Appia schritt, ohne ihre Videokamera auch nur für einen Moment abzusetzen.

Ein echtes Naturwunder war der Grand Canyon, den wir mit einer kleinen Propellermaschine überflogen. Ich konnte sehr zum Ärger eines anderen Passagiers neben dem Piloten sitzen, der mir erzählte, dass er früher bei der Air Force gewesen wäre, über 70 Jahre alt sei und durch die Flüge seine Versorgungsbezüge aufbessern würde, was mich nicht gerade beruhigte und ich froh war, als wir wieder sicher landeten.



*Grand Canyon*

Einen Workshop, den ich für die Nova Southeastern University über die Programmierung und Gestaltung in Fort Worth abhielt, hatte als Zielgruppe Wissenschaftler eines PhD Programms mit Fernstudienanteilen. Der Workshop fand in einem großen Hotel statt und für meine Gruppe stand ein PC pool zur Verfügung. Es war erstaunlich, dass die Gruppe von 15 -20 Teilnehmern zwar über Theorien gut informiert war, kaum jedoch über praktische Erfahrung in der Medienentwicklung verfügte. Als dann durch ein falsches Kommando ihre nicht gesicherten Arbeitsergebnisse versehentlich gelöscht wurden, wollten sie mir die Schuld geben, obwohl nicht ich die Installation gemacht hatte, sondern Personal der Universität. Sie verwiesen darauf, dass sie viel Geld ausgegeben hätten und es meine Verpflichtung wäre, ihnen etwas dafür zu bieten, das dem Geld entspräche. Auf die Idee, dass das Ergebnis auch von ihnen selbst abhängig sein könnte, sind sie nicht gekommen. Nachdem der Fehler lokalisiert war und nicht von mir zu verantworten war, nahm der Workshop einen ruhigen Verlauf und einen guten Abschluss. Erstaunt hatte mich die für unsere Verhältnisse überzogene Anspruchshaltung der Teilnehmer.

## Episode 111 „*Do You know what it means to miss New Orleans*“

Um noch etwas vor dem langen Rückflug zu relaxen, nahm ich erstmal einen Flug nach New Orleans und mietete mich in einer kleinen Pension im French Quarter ein. Viele Straßennamen waren mir aus den Stücken, die wir mit der FernUni Jazzband spielten, bekannt wie zum Beispiel die Bourbon Street oder die Canal street. Ich fuhr auch zünftig auf dem Raddampfer ein Stück auf dem Mississippi, aber was ich vermisste, war gute Dixiland Musik. Die Band, die in der angeblichen Wiege des Jazz, der Preservation Hall, spielte zwar Dixiland, aber ohne Begeisterung. Schließlich fand ich doch noch wenigstens eine Band die Traditional Jazz spielte. Der Banjospieler hatte einige Zeit in Frankfurt gespielt und schickte mir später den Text eines sehr schönen Blues „Meet me where they play the Blues“.



## Episode 112 *Anpassungstendenzen an der FernUniversität*

Mit Beginn des 20. Jahrhundert begann die FernUniversität sich stärker an die Entwicklung der konventionellen Universitäten anzupassen, indem man neue Gebäude für die Präsenzveranstaltungen auf dem Campus errichtete und die Kooperation mit dem öffentlichen Fernsehen aufgab. Die Veränderungen erfassten auch das ZFE, dem die Einnahmen aus der WDR Kooperation fehlten. Der Wechsel wurde zudem durch die Pensionierung des Leiters erleichtert. Durch das Web mit seinen neuen Tools schien die Lehre durch die Lehrstuhlinhaber selbst medial vermittelbar zu sein. Ein zentrales Institut war nicht mehr so gefragt. Dieser Trend war teilweise auch von anderen vergleichbaren Instituten auf den Konferenzen hinter vorgehaltener Hand berichtet worden. Leider legte man die Verantwortung für eine strategische Richtungsänderung in Hagen in die Hände von Personen, die mit der vorangegangenen Entwicklung des Fernstudiums nicht vertraut waren. Anstelle des Studienbriefs sollte jetzt „lecture/capture“, d.h. die Aufzeichnung von Vorlesungen das Leitmedium werden. Man brauchte nicht mehr im Hörsaal sitzen, sondern konnte auf dem Sofa fernsehen. Diese Methode hatte schon die chinesische Radio and TV University benutzt, um Massen von Lehrern fortzubilden. Ob man damit mehr und besser lernt, ist zweifelhaft. Will man damit zurück zum fordistischen Modell? Aber es hätte auch anders gehen können und zwar vorher. Die FernUniversität hat ihr Alleinstellungsmerkmal über die mediale Vermittlung erworben. Ich hatte gehofft, dass man sich stärker auf die Spezifika des Fernstudiums konzentrieren würde, anstatt auf eine Absorption möglichst hoher Studentenzahlen. Die Corona Krise verdeutlicht die Notwendigkeit intensiver Schulung und Aufgabentrennung. Reine Medieninstitute wird es wohl in der Zukunft nicht mehr geben, wohl aber Institute, die nicht bei der Erfindung eines neuen „Spielzeugs“ stehen bleiben, sondern diese Innovationen auch in ihrer Praxisrelevanz untersuchen und gegebenenfalls implementieren.

## Episode 113 *Neue Herausforderungen*

Im Jahr 2008 war meine Berufstätigkeit an der FernUniversität beendet, da ich 65 Jahre alt wurde. Von der Fernuniversität erhielt ich einen Werkvertrag zur Entwicklung interaktiver Aufgaben in der Betriebswirtschaftslehre. Der Werkvertrag war dann Ende 2009 erfüllt, ebenso wie meine Tätigkeit im europäischen ELBEP Projekt.

Auf einer Konferenz in der Türkei 2010 wurde mit einer ausgewählten Expertengruppe über die Zukunft der Fernsehkooperation der türkischen Anadolu University diskutiert, einer Mega Universität mit mehr als einer Million Studenten. Die Universität war mir bereits von früheren Einladungen vertraut. Bei dieser Gelegenheit traf ich einen alten Bekannten aus der Zeit meiner ersten größeren Konferenz in Neufundland wieder, Jon Baggaley - das war nun schon etwa 30 Jahre her. Es war ein sehr herzliches Wiedersehen. Am Ende der Konferenz wurden wir beide von einem jungen Unternehmer aus Österreich angesprochen, der ein privates Bildungsinstitut in Wels betrieb und uns einlud, sich das Institut World Wide Education einmal anzusehen, um eventuell zusammenzuarbeiten. Ich flog daraufhin nach Österreich und erfuhr, dass das Unternehmen für etwa 3.000 Studenten in Österreich über ein Fernstudiensystem neben spezifischen Kursen auch die Möglichkeit eröffnete, einen speziellen Weiterbildungs- Mastergrad zu erlangen. Die Regierung hatte allerdings verfügt, dass ab 2013 nur noch Universitäten oder Fachhochschulen einen akademischen Grad vergeben dürfen.

Die Konsequenz für die Firma bestand darin, möglichst schnell einen Akkreditierungsantrag zu stellen, um als private Universität anerkannt und qualifiziert Master und Bachelor Grade anzubieten. Man war schon durch zwei Verfahren ohne Erfolg gelaufen und wollte jetzt unter dem zeitlichen Druck noch einmal einen Anlauf machen, um die Akkreditierung zu erreichen. Sowohl mein kanadischer Kollege - wie ich selbst - waren von der Energie und Vision des Unternehmensinhabers beeindruckt. Ich ging daher gerne auf das Angebot einer etwas längerfristigen Tätigkeit für WWEDU (World Wide Education) ein. Ich flog von Zeit zu Zeit nach Wels und konnte im Übrigen zu Hause arbeiten. Meine Aufgabe war es, den bisherigen Akkreditierungsantrag mit zu überarbeiten, ein Curriculum für einen Masterstudiengang in Educational Technology zu konzipieren und Kursautoren anzuwerben und zu betreuen. Außerdem gestaltete ich den volkswirtschaftlichen Teil des Kurses „Grundzüge der Wirtschaftswissenschaft“ neu, da die Inhalte wenig attraktiv präsentiert worden waren. Die Lehre im Rahmen von WWEDU basierte auf Videovorlesungen und nicht auf schriftlichen Kursen, das nahm eine Entwicklung vorweg, die die FernUniversität in Hagen erst Jahre später zu nutzen begann. Zudem hatte WWEDU ein sehr komfortables System zur Erstellung von elektronischen Kursen entwickelt, das sehr schön Texte, Aufgaben, Flashfiles und Videosequenzen verband. Es war damals die beste mir bekannte Kursentwicklungsplattform. Die



Zusammenarbeit in einer kreativen Umgebung war erfrischend. Da der Eigentümer des Unternehmens noch ein altes Kino für Musik-veranstaltungen umgerüstet hatte, legte ich meine Besuche in Wels möglichst auf einen Termin zu dem auch ein Konzert stattfand. Ich hatte über die Arbeit für WWEDU auch die Möglichkeit, an einschlägigen Konferenzen in Berlin, Dublin, Moskau, Aveiro (Portugal) und Cotonu (Benin) teilzunehmen. Die Tagung in Benin war außer einer früheren Konferenz in Tunis die Einzige, auf der ich einen Vortrag auf Französisch halten musste.

## Episode 114 *Ein enttäuschendes Verfahren*

Der Akkreditierungsantrag war eine Sisyphusarbeit, machte aber gute Fortschritte. Es mussten die Curricula für die geplanten Studienangebote, erstellt und eine Finanz- und Personalplanung vorgelegt werden, die künftigen Kursautoren unter Vorvertrag genommen werden und vieles mehr. Ich war formal Ansprechpartner für die Akkreditierungsfirma, die leider während der Antragstellung von einem öffentlichen Akkreditierungsrat in eine private Einrichtung umgewandelt wurde. Ich merkte bereits bei den ersten Kontakten, dass man unseren Bestrebungen eine private österreichische Fernuniversität zu gründen, nicht sehr gewogen war. Leider setzte sich dieser Eindruck fest. Als wir einen Antrag auf Befangenheit eines Gutachters, wegen dessen Beteiligung an einer inhaltlich konkurrierenden Firma stellten, wurde das abgelehnt. Drei der Gutachter waren nicht näher mit dem Fernstudium vertraut und so waren Fehleinschätzungen in den Gutachten nicht verwunderlich. Es gab auch einen Gutachter, der offensichtlich unzutreffende Urteile über das Leitungsgremium verlauten ließ. Ein Einspruchsrecht war gegeben, aber eine schriftliche Begründung für die Ablehnung durch die Akkreditierungsfirma wurde nicht gegeben, auch nicht die Möglichkeit einer Akzeptanz mit Auflagen. Die Firma WWEDU ging daraufhin in Konkurs und eine Chance für eine innovative private Fernuniversität (Austrian Open University) wurde leichtfertig vertan. Rückblickend war es trotzdem für mich eine sehr interessante Tätigkeit, die 2014 endete.

## Episode 110 *Alles hat ein Ende nur die Wurst hat zwei*

Meine letzte große Keynote hielt ich in Catamarca, Argentinien 2014, in dem Jahr, in dem ich meine Tätigkeit in Österreich für WWEDU und eine Nachfolgeinstitution beendet hatte.

Einen Workshop hatte ich dann noch 2017 kurzfristig von der mexikanischen Universität in Guadalajara angenommen, aber es hatte doch viel Kraft gekostet. Ich hatte bereits seit 2008 eine Diagnose, dass ich morbus Parkinson habe. Es war zugleich ein schweres Jahr, da meine Mutter in diesem Jahr starb und meine Frau begann, unter zunehmenden gesundheitlichen Problemen zu leiden. Von meiner Krankheit war zunächst noch wenig zu spüren, ich konnte Fußball spielen, Schwimmen gehen und ich konnte auch noch weiter arbeiten. Meine Krankheit schritt voran, langsam, aber stetig, so dass mir auch das Fußballspiel immer größere Mühe machte. 2019 hatte ich dann einen langen und zehrenden Krankenhausaufenthalt, von dem ich mich nicht mehr so erholte, dass eine weitere berufliche Tätigkeit in Betracht gezogen werden konnte. Deshalb habe ich entschieden, einige Episoden aus meinem Leben für interessierte Leser niederzuschreiben.

Ich möchte damit in Dankbarkeit eine Lücke schließen für alle die, die meine Abwesenheit von zu Hause ermöglicht haben und für die, die mir die Anwesenheit fern der Heimat so interessant und bereichernd gemacht haben.

***Wolfram Laaser (geboren 1943)***

